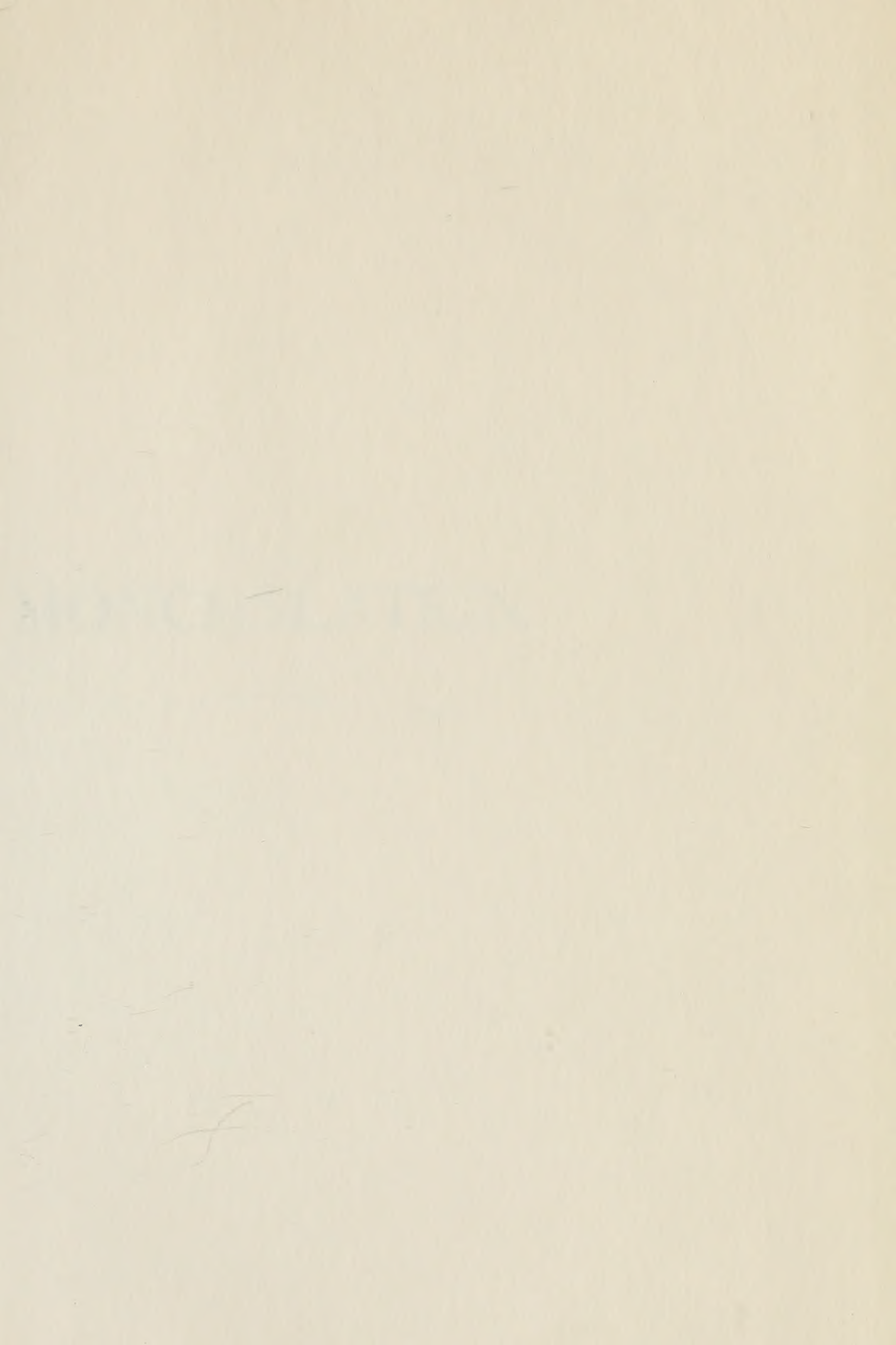












MÖNCHSLATEIN.

Dieses Buch ist im Auftrage von *Wilhelm Heims* in Leipzig in den Monaten August bis November 1908 in der Offizin von *Oskar Bonde* in Altenburg hergestellt worden.
Den Einband hat *Th. Knaur*, Leipzig, verfertigt.
Die Auflage beträgt 1000 in der Presse numerierte Exemplare.
No. 1—30 sind in Schweinsleder gebunden worden.

No. 32

ALBERT WESSELSKI

MÖNCHSLATEIN

ERZÄHLUNGEN AUS GEIST-
LICHEN SCHRIFTEN DES
XIII. JAHRHUNDERTS

LEIPZIG
BEI WILHELM HEIMS
1909

Herrn Professor Doktor

Karl Vollmöller

zum 60. Geburtstage

in aufrichtiger dankbarer Verehrung.



Einleitung.



Aussi en l'estude que ie traitte de nos moeurs et mouuements, les tesmoignages fabuleux, pourueu qu'ils soyent possibles, y seruent comme les vrais. Aduenu ou non aduenu, à Rome ou à Paris, à Iean ou à Pierre, c'est tousiours vn tour de l'humaine capacité, duquel ie suis vtilement aduisé par ce recit. Ie le voy et en fait mon profit, egalement en vmbre qu'en corps; et aux diuerses leçons, qu'ont souuent les histoires, ie prens à me seruir de celle, qui est la plus rare et memorable.

Montaigne,
Essais, l. I. ch. 20 (Paris, 1604, S. 69).

Es ist ein alter Satz, daß in einer logischen Beweisführung, die irgend ein Thema der Moral zum Gegenstande hat, kein Platz für das Beispiel ist; noch älter aber ist die Wahrheit, daß fürs Volk der beste Beweis das Beispiel ist: was tiefsinnige Schlüsse nimmer vermögen, das bewirkt die einfache Erzählung.

Diese Wahrheit hat sich auch die christliche Kirche zu nutze gemacht. Schon Gregor der Große empfiehlt dem Prediger die Verwendung des Exempels, d. h. der dem Zwecke des Beweises dienenden Erzählung, „quia nonnunquam mentes audientium plus exempla fidelium quam docentium verba convertunt *)."

Die predigenden Bischöfe und Kleriker haben denn auch den Rat Gregors befolgt. Anfänglich war wohl die Quelle für diese Exempel nur die heilige Schrift, sowohl das neue, als auch das alte Testament, später gaben die Heiligen-

*) Migne, *Patrologia*, LXXVI, 1290.

legenden eine willkommene Ergänzung und Abwechslung. Je weniger dann die Kirche von dem untergehenden Heidentume zu fürchten hatte, desto mehr wurden die alten Klassiker, ja selbst die mythologischen Traditionen der Griechen und Römer dem löblichen Zwecke dienstbar gemacht, bis endlich mit der Tierfabel der Kreis der zur Verwertung in der Predigt geeigneten Stoffe geschlossen zu sein schien. Dies gilt fast bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts: noch Alain von Lille (Alanus ab Insulis), der die Verwendung von Beispielen anrät, „quia familiaris est doctrina exemplaris" *), empfiehlt zu diesem Behufe die Erzählungen, wie die alten Väter die Welt verachtet haben, die trotzdem geblüht hat**); andererseits zieht er als gründlicher Kenner der klassischen Literatur oft heidnische Mythen heran und bewährt die christliche Lehre mit der Autorität von Plato, Aristoteles, Ovid und Horaz.

Der praktische Nutzen der Exempel zeitigte eine eigentümliche Erscheinung: von selbst bildeten sich zwei Gruppen von Predigern, die Theoretiker und die Praktiker, und das schon zu einer Zeit, wo die Bischöfe noch das alleinige Recht zu predigen gehabt zu haben scheinen. So erzählt Beda in der *Historia Anglorum*, daß ein schriftbewanderter und scharfsinniger Bischof in der Bekehrung Englands gar nichts ausgerichtet hat, während sein einfacher, ungebildeter Kollege beinahe das ganze Land dem Glauben zugeführt hat***). Natürlich mußte sich dieser Übelstand, daß die Frömmigkeit nicht

---

*) A. Lecoy de la Marche, *La chaire française au moyen âge*, 2e éd., 1886, 298.

**) A. Linsenmayer, *Geschichte der Predigt in Deutschland von Karl dem Großen bis zum Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts*, 1886, 93.

***) „Quidam episcopus litteratus et subtilis valde missus fuit ad conversionem Anglorum et utens subtilitate in sermonibus suis nihil profecit. Missus est alius minoris litteraturae, qui, utens narrationibus et exemplis in sermonibus suis, pene totam Angliam convertit" (P. Meyer in der Einleitung zu den *Contes moralisés de Nicole Bozon*, 1889, XI).

immer mit der Fähigkeit, gut und volkstümlich zu sprechen, verknüpft ist, umsomehr dann zeigen, als man auch die einzelnen Priester verpflichtet hatte, in ihren Sprengeln regelmäßig zu predigen. Um diese Unfähigkeit mancher Kanzelredner wettzumachen, hatte man seit alter Zeit das einfache aber ungeschickte Mittel, ihnen eine fertige Predigt in die Hand zu geben, die sie nur auswendig zu lernen brauchten. Daß diese Aneignung fremden geistigen Eigentums als unzukömmlich empfunden wurde, ergibt sich daraus, daß sie Augustinus hat verteidigen müssen *). Immerhin scheint der Widerspruch nur vereinzelt geblieben zu sein. Der Dominikaner Humbertus de Romanis (Humbert de Romans), der übrigens die Verwendung fremder Arbeiten durchaus billigt, erzählt von Papst Innocenz III., daß er, als er an einem großen Festtage predigte, neben sich einen Priester stehn ließ, der ihm die Predigt des heiligen Gregor für diesen Tag aufgeschlagen vorhielt, und der Papst sagte Wort für Wort das italiänisch, was dort lateinisch geschrieben war; und da ihn dieser Priester nach der Predigt um den Grund einer solchen Handlungsweise fragte, wo er doch auch fähig sei, eigene Predigten zu halten, sagte er, er habe damit jene tadeln wollen, die es für unwürdig hielten, „dicta ab aliis dicere **).“

Und doch gehörte Innocenz III. einer Zeit an, wo man notgedrungen anfing, an die Predigt höhere Anforderungen zu stellen. Ein Jahrhundert vor seiner Wahl zum Pontifex waren die ersten Scharen christlicher Kämpfer übers Meer gezogen, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Diese Tatsache der Kreuzzüge ist ein unmittelbarer Beweis für die tiefe Wirkung der Agitationspredigt, eine Wirkung, wie sie die moralische oder dogmatische Predigt nie hätte haben können. Wie sehr die Kreuzpredigten das

---

*) R. Cruel, *Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter*, 1879, 258.

**) Linsenmayer, 95 ff.

Volk zu fanatisieren im stande waren, geht am besten daraus hervor, daß sie sich auch dann noch bewährten, als sie längst keinen idealen Zweck mehr hatten, sondern zur Bekämpfung unbequemer Sekten aufforderten, die der gewöhnlichen Missionstätigkeit erfolgreichen Widerstand geleistet hatten. Daß die einzelnen Sekten, besonders in Südfrankreich und am Rheine, so mächtig hatten heranwachsen können, ist ein trauriger Beleg für die Ohnmacht der Ortspfarrer; dem Mönche war es ja nicht erlaubt zu predigen und so blieben die Propheten der Ketzer ohne ernsten Widerspruch. Daß man endlich die Zisterzienser zu Missionszwecken heranzog, das war nur ein Notbehelf; zur Zeit Innocenz III. hatte man eben keine andern Orden, die man hätte damit betrauen können: die Blütezeit der Prämonstratenser, die als erster Orden die Predigt als Ordenszweck aufgenommen hatten, war vorüber und die Dominikaner waren noch nicht da*). Erst der Nachfolger Innocenz III., Honorius III., bestätigte 1216 den Orden des heiligen Dominikus und sieben Jahre später den des heiligen Franziskus und stattete beide mit dem Privileg aus, überall und zu jeder Stunde predigen zu dürfen; und es dauerte ein Jahrhundert, bevor ihnen gewisse Einschränkungen auferlegt wurden, die sie ihren heftigen Angriffen gegen die Weltgeistlichkeit zu verdanken hatten.

Das, was die neuen Prediger vorfanden, war schon keine Predigt mehr, sondern gewöhnlicher theologischer Unsinn; Odo von Ceritona, auf den wir bald zu sprechen kommen, kennzeichnet das folgendermaßen: „Manche geben feste Speise, wo sie Milch geben sollten, wie der, der den Laien von der Dreiheit der Personen und von der Einheit ihres Wesens und von ihren zwei Naturen gesprochen hat. Ein anderer hat gepredigt von den Dreiecken und von den

---

*) Winter, *Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands,* I, 220 (zit. bei Linsenmayer, 115).

Vierecken und von dem Berührungswinkel, wo doch die Predigt nach der Auffassungsgabe und dem Vermögen der Hörer abzustimmen (temperandus) ist und Jesaias sagt: ‚Weiset dem Volke den Weg und ebnet ihm die Straße.' Andere bestreben sich, um den Ohren der Sünder zu schmeicheln und ihr Lob zu ernten, mehr den Wohllaut und die Steigerung der Rede zur Geltung zu bringen, als mit offenen und harten Worten an die Wunden der Sünder zu rühren *)."

Dagegen hatten die neuen Orden leichtes Spiel; bald hatten sie ungeheuere Erfolge aufzuweisen, weil sie mit den alten Überlieferungen brachen und dem Volke Brot statt Steine gaben. Der neue Prediger fühlte sich, den Intentionen seines Ordensstifters folgend, nicht als Angehöriger einer privilegierten Kaste, sondern als Glied des Volkes, dem er predigte, und meist verstand er es, alle Saiten der Volksseele widerklingen zu lassen. Alles abstrakte wurde verbannt. Eine Vorbereitung auf die Predigt, ein Studium des zu behandelnden Bibeltextes gab es nur mehr selten, denn der Ordensmann mußte predigen, wo er ein Auditorium fand: im Walde, im Felde, auf Kreuzwegen, vor Wirtshäusern und auf öffentlichen Plätzen; er war genötigt zu improvisieren, sooft man von ihm Belehrung verlangte oder sooft er die günstige Zeit für eine Predigt fand. Da sich die Predigt wieder der Belehrung als ihrem Hauptzwecke zuwandte, kam auch das Exempel zu höhern Ehren, das in der Zeit der theologischen Predigt naturgemäß wenig Platz hatte finden können; und bei der ungebildeten Menge, die, soweit sie nicht in Städten oder größern Flecken heimisch war, vielleicht nie vorher hatte predigen hören, mußte die schlichte Erzählung einen Erfolg haben, wie noch heute das Märchen bei den Kindern.

---

*) P. Meyer in der Einleitung zu Bozon, XXIII.

Der heilige Dominikus ging seinen Mönchen mit gutem Beispiele voran: „Wo immer er war, sei es auf dem Wege mit Gesellen oder in einem Hause mit dem Gastfreunde und dem Gesinde oder bei den Herren, Fürsten und Prälaten, immer floß er über von erbaulichen Predigten, erfüllt mit Exempeln, um die Seele der Hörer zur Liebe Christi und zur Verachtung der Welt anzueifern; kaum seine gewöhnliche Rede entbehrte des Gewichtes der Tugend *).“

Und die Predigerbrüder beherzigten das Exempel, das ihnen ihr Gründer gegeben hatte. Der Orden hatte kaum ein halbes Jahrhundert bestanden, so lag die erste Sammlung von Exempeln (Predigtmärlein) vor, die einen Dominikaner, Étienne de Bourbon **), der sich selbst „in ordine Fratrum Praedicatorum minimus“ nennt, zum Verfasser hat. Er gibt in diesem Werke, dem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus* ***), eine Erläuterung der sieben Geschenke des

*) Étienne de Bourbon im Prologe zu seinem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus*, éd. p. Lecoy de la Marche, 1877, 13.

**) Stephan von Bourbon, geboren aus einer unbekannten Familie wahrscheinlich zwischen 1190 und 1195 in Belleville-sur-Saône, besuchte die Universität von Paris und weilte in dieser Stadt, als die ersten Schüler des hl. Dominikus hinkamen und dort das Kloster von St. Jakob gründeten. 1223 finden wir ihn schon als Dominikaner in Lyon und die folgenden Jahre als Kreuzprediger gegen die Albigenser; später wurde ihm das Amt eines Inquisitors übertragen, was ihn aber nicht hinderte, in verschiedenen Gegenden, sogar jenseits der Alpen zu predigen. Seine letzten Jahre verbrachte er in Muße im Kloster zu Lyon, wo er 1261 oder um dieses Jahr starb.

***) Der vollständige Titel lautet *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus, ordinatis et distinctis in septem partes secundum septem dona Spiritus sancti et eorum effectus, currens per distinctiones materiarum per causas et effectus, refertus auctoritatibus et rationibus et exemplis diversis ad aedificationem pertinentibus animarum.* Der Traktat hat bis 1877 nur handschriftlich vorgelegen; in diesem Jahre hat A. Lecoy de la Marche unter dem Titel *Anecdotes historiques, légendes et apologues, tirés du recueil inédit d'Étienne de Bourbon, dominicain du XIII[e] siècle* die im Originale enthaltenen Exempel herausgegeben.

Heiligen Geistes in Form einer theologischen Auseinandersetzung, die nur dem Zwecke dient, die einzelnen Märlein aneinanderzureihen, „comme le fil, qui relie un bouquet, ou comme le ciment, qui consolide un édifice*).“ Der Plan, die sieben Geschenke, nämlich timor, pietas, scientia, fortitudo, consilium, intellectus und sapientia einzeln auszuarbeiten, ist im Prologe mitgeteilt; Étienne ist aber nicht zu Ende gekommen: das Werk schließt mitten im Donum consilii ab, sodaß intellectus und sapientia vollständig fehlen; der Tod hat seine Arbeit zu einem vorzeitigen Ende gebracht. Im Prologe legt Étienne auch genau dar, daß seine Absicht nur gewesen ist, eine Exempelsammlung zu geben; denn „experimento multo et longo didicimus, quod illi, qui exemplis abundaverunt, in dicto proposito maiorem gratiam habuerunt et maiorem fructum facere visi fuerunt“ etc. etc. **).

Étienne von Bourbon hatte bei der Abfassung seines Traktates schon ein Vorbild außerhalb seines Ordens, auf das er sich auch oft beruft; dieses Vorbild ist Jacques de Vitry ***), der erste, der die Exempel gesammelt und ihre An-

*) Lecoy de la Marche in der Einleitung, XIX.

**) Étienne de Bourbon, 12, nº 4.

***) Jakob stammt, wie sein Zuname besagt, aus einem der beiden Vitry, nämlich Vitry-le-Brulé (Seine) oder Vitry-le-Français (Marne). Über seine Eltern ist nichts bekannt; daß er ungefähr 1180 geboren ist, geht daraus hervor, daß er 1210 zum Priester geweiht worden ist, nachdem er seine in Paris betriebenen Studien einmal unterbrochen gehabt hat. Diese Unterbrechung geschah, damit er in der Nähe der Beghine Marie von Oignies leben konnte, deren Ruf der Heiligkeit ihn bewogen hatte, sie zu besuchen. Marie beeinflußte ihn, nach Paris zurückzukehren und die Weihen zu empfangen. Die drei Jahre, die Marie hierauf noch lebte, verbrachte er in Oignies; nach ihrem Tode predigte er das Kreuz gegen die Albigenser und gegen die Sarazenen. Sein schnell wachsender Ruhm, der sich bis in den Orient verbreitet hatte, war der Grund, daß ihn die Chorherrn von Akka (Ptolemais) 1214 zu ihrem Bischofe wählten. Innocenz bestätigt die Wahl im nächsten Jahre und 1216 begab sich Jakob nach Rom, um im Juli vom Papste Honorius die Weihe zu erhalten; am 5. November hielt er seinen feierlichen Einzug in Akka. Nach

wendung in der Predigt in ein System gebracht hat. In der Einleitung zu seinen *Sermones vulgares* stellt er zuerst ihren allgemeinen Nutzen fest; „magis enim (rudes et agrestes) moventur exterioribus exemplis quam auctoritatibus vel profundis sententiis." Und er polemisiert „contra quosdam neophytos, qui sibi videntur scioli, nec repraehendere formidant illos, qui per experientiam noverunt, quantus fructus proveniat ex huiusmodi fabulosis exemplis laicis et simplicibus personis, non solum ad aedificationem, sed ad recreationem, maxime quando fatigati et taedio affecti incipiunt dormitare." Wenn die Zuhörer zu müde oder zu schläfrig seien, so scheue man sich nicht, auch einen Scherz einzuflechten. Er erinnere sich, daß er einmal in einem ähnlichen Falle gesagt habe: ‚Der, der dort schläft, der wird mein Geheimnis und meinen Plan nicht verraten.' Und sofort hätten alle die Augen geöffnet, weil es jeder als auf sich gemünzt genommen habe, und später seiner Belehrung aufmerksam gelauscht. Jakob weiß auch, daß die niedergeschriebene Fassung nicht so deutlich sein kann, weil sie der

---

zehn Jahren wurde er auf sein Ansuchen vom Papste der bischöflichen Würde enthoben, begab sich vorerst nach Oignies und setzte hierauf seine Predigten gegen die Albigenser fort; um diese Zeit scheint ihn Étienne de Bourbon kennen gelernt zu haben. Ende 1228 machte ihn Gregor IX. zum Kardinal und zum Bischof von Tusculum (Frascati); später wurde er noch zum päpstlichen Legaten in Frankreich, Brabant und dem gelobten Lande ernannt. 1239 wählte man ihn zum Patriarchen von Jerusalem, aber der Papst ließ ihn nicht ziehn, weil „seine Anwesenheit beim päpstlichen Stuhle nicht nur der römischen, sondern der gesamten Kirche nützlich sei." Jacques de Vitry starb im Mai 1240. Seine Gebeine wurden nach Oignies gebracht und neben denen Mariens beigesetzt. Er hinterließ eine *Vita beatae Mariae Oigniacensis*, eine *Historia orientalis*, eine *Historia occidentalis*, eine Anzahl Briefe, endlich vier Predigtsammlungen: *Sermones dominicales, de sanctis, vulgares* und *communes vel quotidiani*, von denen uns nur die *Sermones vulgares* interessieren. Sie enthalten insgesamt 74 Predigten und über 300 Exempel. Die Exempel hat Th. F. Crane herausgegeben: *The Exempla or illustrative stories from the Sermones vulgares of Jacques de Vitry*, London, 1890.

Geste entbehrt, er weiß, daß die Wirkung der Märlein von der Person des Redners abhängt, und er weiß, daß sie in einer Sprache mehr gefallen als in einer andern; und „wenn sie vorgetragen werden, gefallen sie manchmal, beim Lesen aber nicht. Trotzdem ist es gut, daß sie niedergeschrieben werden, damit sie denen, welchen Gott die Gnade verliehen hat, das Volk durch das lebendige Wort anzueifern, die Stoffe dazu bieten."

An dieser Stelle sei noch eines Zeitgenossen der beiden französischen Priester gedacht, nämlich des Engländers Odo von Ceritona*), der neben einer ansehnlichen Zahl von Fabeln, geschrieben zwischen 1219 und 1221, auch einige Predigtwerke hinterlassen hat, in denen eine Reihe von Parabeln eingeflochten ist. Seine Fabeln gewannen eine außerordentliche Verbreitung. Der spanische *Libro de los Gatos* (Katzenbuch) ist nur eine Übersetzung nach Odo, ebenso existiert eine anonyme französische Übersetzung; Hervieux ist auch geneigt, den englischen Franziskaner Nikolaus Bozon**) mit gewissen Beschränkungen für einen Übersetzer Odos zu halten.

*) Odo von Ceritona (Cheriton in Kent) dürfte um das Jahr 1185 geboren sein. Von seinem Leben ist sehr wenig bekannt, und was man weiß, verdankt man den scharfsinnigen Untersuchungen des Herausgebers der Fabeln und Parabeln Odos, Léopold Hervieux, in dessen Sammlung *Les Fabulistes latins*, 1884 ff. sie den 4. Band einnehmen (nachdem sie schon in der 1. Auflage des 2. Bandes erschienen waren). Hervieux stellt in der Einleitung fest, daß Odo 1212 Priester auf dem väterlichen Lehensgute in Delce bei Rochester war, 1233 die Erbschaft nach seinem Vater angetreten hat und 1247 gestorben war. Eine Auswahl seiner Predigten über die Sonntagsevangelien ist 1520 in Paris unter dem Titel *Flores sermonum ac Evangeliorum Dominicalium exallentiss. Magistri Odonis, Cancellarii Parrhisiensis* erschienen. [Die Bezeichnung Kanzler (der Universität) von Paris ist natürlich ein Irrtum; vergl. Hervieux, IV, 142.]

**) Seine *Metaphorae* sind unter dem Titel *Les contes moralisés de Nicole Bozon, frère mineur* von Lucy Toulmin-Smith und Paul Meyer 1889 herausgegeben worden.

Hervieux ist der Ansicht *), es sei ein großer Irrtum zu glauben, Odo habe seine Fabeln zu dem Zwecke geschrieben, daß sie von Predigern als Exempel verwandt würden; wenn er dies hätte tun wollen, dann hätte er sie selbst in seine Predigten eingefügt. Geradeso, wie Odos Predigten der Belehrung des Volkes hätten dienen sollen, so hätten seine Fabeln keinen andern Zweck gehabt, als die Verlotterung des zeitgenössischen Klerus zu geißeln. Darum sei auch jeweils die Moral die Hauptsache und die Fabel nur ein beigegebener Schmuck. Immerhin gibt Hervieux zu, daß die Fabeln trotz dieser ihrer Bestimmung in der Predigt benutzt und für derartige Sammlungen abgeschrieben worden sind.

Gegen die Meinung von Hervieux sei angeführt, daß Odo vielleicht wirklich frei von der Anwandlung geblieben ist, dem alten Grolle der Mönche (Odo war wahrscheinlich Zisterzienser) gegen die Weltgeistlichkeit in seinen Predigten Ausdruck zu geben. Daß ihm die Moral die Hauptsache gewesen ist, das trifft auf ihn ebenso wie auf alle andern frommen Männer, die sich auf dem Gebiete der Predigt betätigten, zu; daß aber auch die Fabeln nur den Zweck hatten, dem Leser oder Hörer irgend eine Wahrheit tiefer einzuprägen, als es die einfache Lehre hätte tun können, dafür legen die eigenen Worte Odos im Prologe zu seinen Fabeln reichliches Zeugnis ab: „Et quoniam, ut dicit Gregorius, plus quandoque compungunt exempla quam verba, aperiam os meum et similitudines et exempla, quae libentius audiuntur, memoriae firmius quam verba commendantur, proponam, quibus intellectis sapiens sapientior erit.“ **)

Die Absicht also, in der die Fabeln Odos geschrieben sind, ist die gleiche wie bei Étienne de Bourbon und Jacques de Vitry.

*) IV, 35.
**) *ibidem* IV, 175.

Wir haben gesehn, daß der hl. Dominikus nur auf den Bahnen seiner Vorgänger wandelte, als er den Wert des Exempels, des Predigtmärleins, hervorgehoben hat; tatsächlich waren auch die Exempel, mehr oder weniger, immer im Brauche gewesen. Es hat sich also nicht um eine Neueinführung, sondern um eine Steigerung und Verbesserung des alten Gebrauches gehandelt; dazu muß ein äußerer Anlaß vorhanden gewesen sein. Wenn wir diesen Anlaß zu ergründen versuchen, so müssen wir uns vor Augen halten, daß seit dem Ende des elften Jahrhunderts der Einfluß der orientalischen Literaturen oder Überlieferungen, der ja nie ganz versiegt ist, immer deutlicher auftritt, wodurch dem Abendlande eine Menge von ihm bis dahin fremden Erzählungsstoffen übermittelt worden ist.

Aus der Zeit vor dem hl. Dominikus liegt uns nur ein einziges Buch vor, daß diese Wirkung gehabt hat: es ist dies die *Disciplina clericalis* des getauften Juden Petrus Alphonsi *). Aus ihr haben nicht nur die Dichter und die Novellisten, sondern auch die Prediger geschöpft und Étienne de Bourbon nennt sie geradezu unter den von ihm benutzten Quellen. Gleichwohl läßt sich der Einfluß des Buches auf ein paar Erzählungen einschränken, die sich dann weiter verästeln; er war also nicht besonders groß.

Viel wichtiger ist der andere Weg, auf dem die Erzählungen des Morgenlandes nach Europa gelangt sind,

*) Petrus Alphonsi, um 1062 als Jude geboren, trat 1106 zum Christentume über; am Peter- und Paultage wurde er in Huesca getauft und König Alphons von Aragonien war sein Taufpate. Er veränderte seinen Namen Moses in Petrus und nannte sich fortan als geistlicher Sohn des Königs Petrus Alphonsi. Außer einem theologischen Werke, das den Ungläubigen den Weg des Heiles weisen sollte, schrieb er noch die *Disciplina clericalis,* die die Belehrung eines Sohnes durch seinen Vater zum Gegenstande hat; die Belehrung geschieht unter anderm durch dreißig Erzählungen. Wie Petrus selbst sagt (Petri Alphonsi *Disciplina clericalis,* hg. v. Fr. W. V. Schmidt, Berlin, 1827, 34), hat er orientalische Quellen benutzt.

nämlich die mündliche Überlieferung, wobei für die primitivste Form nicht einmal ein direkter Verkehr der abendländischen Christen mit den Mohammedanern angenommen zu werden braucht, sondern der mit ihren orientalischen Glaubensgenossen genügte. Überdies sprach bald ein großer Teil der edeln Sarazenen französisch: so berichtet Caesarius von Heisterbach, ein sarazenischer Jüngling habe 1187 in Akka einem seiner Ordensbrüder erzählt, sein Vater habe ihn als Knaben zum Erlernen der französischen Sprache an den Hof von Jerusalem geschickt und dafür einen Sohn des Königs von Jerusalem in Pflege bekommen, der das Sarazenische erlernen sollte*). Andererseits wurden in Montpellier orientalische Sprachstudien getrieben, um den Franzosen die Möglichkeit zu unmittelbarem Verkehr mit ihren Gegnern zu geben.

Naturgemäß sind Aufzeichnungen, die es geradezu besagen würden, daß eine Erzählung eine orientalische Quelle hat, sehr selten. Wenn es nicht König Richard Löwenherz gewesen wäre, der im Jahre 1195 zu Paris ein seinem Ursprunge nach indisches Märchen erzählt hat, so hätte uns wahrscheinlich Matthieu von Paris sowohl die Tatsache, als auch das Märchen verschwiegen**).

Glücklicherweise sind wir oft durch die auffällige Übereinstimmung der Ideen in der Lage, den orientalischen, oft auch den indischen Ursprung mancher Motive, die zusammen eine Fabel oder Erzählung geben, festzustellen.

---

*) Die Idee des Studentenaustausches ist also auch schon ziemlich alt. Die Stelle lautet bei Caesarius, *Dialogus miraculorum,* d. 4, c. 15, Ausg. Antwerpen, 1605, 180: „Pater meus erat vir nobilis et magnus et misit me ad regem Ierosolymitanorum, ut Gallicum discerem apud illum; ipse vero versa vice misit patri meo suum filium ad discendum idioma Saracenicum.“ Die weitern Worte des Sarazenen geben ein trauriges Bild von der Sittlichkeit der im heiligen Lande lebenden Christen.

**) Benfey, *Pantschatantra,* 1859, I, 206.

Das *Pantschatantra* erzählt vom Strandläufer:

„Strandläufer schläft die Füße aufwärts aus Furcht, daß sonst der Himmel bricht*).“

Das verlorene buddhistische Grundwerk, auf dem das *Pantschatantra* beruht, ist um 510 n. Chr. in die damalige persische Schriftsprache, das Pehlwi, übersetzt worden. Auf dieser Übersetzung beruht das um 750 entstandene arabische Buch *Kalîlah und Dimnah*, auf diesem wieder eine hebräische Bearbeitung, für die die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts als Abfassungszeit angenommen wird. In dem 10. Kapitel dieser hebräischen Version des *Kalîlah und Dimnah* heißt es**):

„Vier fürchten ohne Ursache: ein junger Vogel, der, indem er auf einem Baume steht, einen Fuß in die Höhe hält und sagt: ‚Sollte der Himmel herabstürzen, so will ich ihn mit meinem Fuße zurückhalten‘, der Kranich, der auf einem Fuße steht, damit nicht die Erde unter ihm zusammensinke, der Wurm, der sich nicht satt essen will und nur wenig Erde zu sich nimmt, weil er fürchtet, die Erde werde zu wenig werden, und die Fledermaus, die nicht bei Tage fliegen will, weil sie fürchtet, daß sie die Menschen, da es keinen schönern Vogel gebe, fangen würden, um sie im Hause zu halten.“

Zwischen 1263 und 1305 fällt die Abfassung einer lateinischen Übertragung des *Kalîlah und Dimnah* durch den zum Christentume bekehrten italiänischen Juden Johann von Capua. Diese Übertragung, das *Directorium humanae vitae* (zum ersten Male um 1480 gedruckt) gibt die Stelle so wieder***):

---

*) Benfey, II, 89. Benfey vergleicht zu dieser Stelle *Mahābhārata*, III, 514, v. 4213.

**) Nach der Übersetzung von A. Neubauer im *Orient und Occident*, I, 671.

***) Nach der Ausgabe bei Hervieux, *Les Fabulistes latins*, V, 293.

„Quatuor sunt, qui timent, quod non est timendum: quaedam parva avis, quae stans in arbore elevat unum pedem sursum, timens, ne forte cadat celum super ipsam, putans, illud suo pede sustinere, et pica regens se uno pede, timens premere terram, ne forte corruat sub ea, et vermis, quae nutritur in terra, quae parce comedit de ea, timens, ne sibi deficiat, ut non habeat cibum, et vespertilio, quae non vult volare de die, putans, nullam esse avem in mundo pulchriorem se, et timet ob hoc, ne forte ab hominibus desiderata capiatur, ut in domibus recludatur."

Der Vollständigkeit halber sei auch erwähnt, daß Raymond de Béziers (Raimundus de Biterris), der seine lateinische Ausgabe des *Kalîlah* (1313) nach einer spanischen Bearbeitung (1251) der arabischen Version gearbeitet zu haben behauptet, einige Einschiebungen hat, wovon aber nur die zweite bemerkenswert ist*):

„Quatuor sunt, qui timent, quod non est in aliquo pertimendum: quaedam avis parvula inter aves, quae stans in arbore (et volans per aerem), unum pedem eius tenens contra coelum, timens, ne forte coelum cadat super ipsam, putans suo pede firmiter sustinere coelum, quae avicula *regulus* appellatur," etc. etc.

Und bei Odo von Ceritona findet sich die folgende Erzählung, die unten als No. 137 übersetzt ist:

„Quaedam avis dicitur sancti Martini in Hispania, parvula ad modum reguli; haec graciles habet tibias ad modum iunci. Contigit, quod sole calente circa festum sancti Martini proiecit se iuxta arborem ad solem et erexit tibias suas dicens: ‚Eia! si coelum iam caderet, ipsum sustinerem super tibias meas.' Et cecidit folium unum iuxta et avis

---

*) *ibidem*, V. 690.

exterrita evolat dicens: ‚O sancte Martine, cur non succurris aviculae tuae?' "

Ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß der Martinsvogel Odos identisch mit dem Strandläufer des Buddhisten ist*)? Und doch ist die Fabel Odos mindestens 30 Jahre vor der Abfassung der hebräischen Übersetzung geschrieben.

Unter No. 71 der folgenden Sammlung ist eine Parabel erzählt, die Hervieux unter den *Ex Odone de Ceritona tam compilatae quam imitatae fabulae* anführt. Auch Odo selbst behandelt dieselbe Geschichte, jedoch ist die Version des unbekannten Kompilators aufgenommen worden, weil sie sich viel mehr als die Odos ihrer gemeinsamen orientalischen Quelle nähert, die sich im *Pantschatantra* und in den oben genannten darauf beruhenden Bearbeitungen findet**).

---

*) Weitere Nachweise geben Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 1879, 102 ff., Österley zu Paulis *Schimpf und Ernst*, no 606 und Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes*, 1892 ff., II, 112. Zu dem Zuge vom Himmelseinsturze überhaupt, als eine bei den verschiedensten Völkern haftende Vorstellung, vgl. J. Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache*, 3. Aufl., 1868, 322, wo noch beizufügen wäre: Strabo, VII, 3, 8, Erasmus Roterodamus, *Adagia*, Ausg. Argentorati, 1510, Bl. 41b und Rabelais, *Pantagruel*, l. 4, ch. 17. Die Stelle aus dem *Kalîlah* ist deswegen so ausführlich wiedergegeben worden, weil auf ihr, wahrscheinlich durch die Vermittlung der deutschen Ausgabe (*Das Buch der Beispiele der alten Weisen*, hg. v. Holland, 1860, 156) ein Passus in Fischarts *Gargantua* beruht, in dessen erster Ausgabe (1575) es heißt:

„Warumb legst nicht auch, wie das Zaunschlupfferin, die klölin auff das häuptlin, das nicht der Himmel auff dich fall? Vnnd stehst auff eim Fuß wie ein Kranch, das nicht die Erd beschwerst: vnd sauffst Wasser, dz nicht der Wein theur werd?"

In der zweiten Ausgabe (1582) hat Fischart dazugefügt:

„Vnnd fressest Erd wie ein Krott, die sorgt die Erd werd jhr entgehn, vnnd meint, sie hab die Erd im Sündflut in jhrem Bauch erhalten, vnnd wölls noch thun." (*Geschichtklitterung*, c. 33, hg. v. Alsleben, 1891, 338).

**) R. Köhler, *Kleinere Schriften*, II, 47 ff. und I, 518; Benfey, *Pantschatantra*, I, 373 ff.; Chauvin, II, 97 ff.

Hier sei sie nach dem arabischen *Kalîlah* *) wiedergegeben:

„Es war ein Mönch, dessen Bitten alle von Gott erhört wurden. Während er eines Tages am Ufer des Meeres saß, flog eine Milve an ihm vorbei, die in ihrer Klaue eine junge Maus hatte; die Milve ließ die Maus vor ihm niederfallen. Aus Mitleid nahm er sie in einem Blatte mit nach Hause. Weil er aber fürchtete, daß die Erziehung einer Maus seinen Leuten beschwerlich sein könnte, bat er seinen Herrn, er möge die Maus in ein Mädchen verwandeln, und die Maus wurde wirklich in ein schönes Mädchen verwandelt. Nun übergab er sie seiner Frau mit den Worten: ‚Das ist meine Tochter, drum behandle sie wie mein Kind!'

Als das Mädchen herangewachsen war, sagte der Mann zu ihr: ‚Töchterchen, du hast nun das Alter erreicht, wo du einen Gatten nehmen mußt; du kannst dir wählen, wen du willst.' Sie entgegnete: ‚Weil du mir freie Wahl gelassen hast, so soll das stärkste Wesen mein Gatte werden.' Darauf der Mönch: ‚Du meinst damit wohl die Sonne?'

Er wandte sich an die Sonne mit den Worten: ‚O mächtigstes Geschöpf, ich habe ein Mädchen, die wünscht sich zum Gatten das stärkste Wesen. Willst du dich mit ihr verbinden?' Die Sonne entgegnete: ‚Ich kann dich an jemand weisen, der stärker ist als ich, nämlich an die Wolke; denn die verdunkelt mich und hält meine Strahlen zurück und verfinstert meine Lichter.'

Da ging der Priester zur Wolke und trug ihr dasselbe vor, was er der Sonne vorgetragen hatte. Die Wolke entgegnete: ‚Ich kann dir jemand weisen, der stärker ist als ich; geh zum Winde, denn der treibt mich vor- und rückwärts und führt mich nach Morgen und Abend.'

Darauf ging der Mann zum Winde und redete ihn auf

*) Ph. Wolff, *Das Buch des Weisen*, 2. Aufl., 1839, I, 219 ff.

dieselbe Weise an wie die Wolke. Der Wind entgegnete ihm: ‚Ich kann dir jemand weisen, der stärker ist als ich, und das ist der Berg; denn ich bin nicht im stande, ihn in Bewegung zu bringen.‘

Er ging nun zum Berge und sprach zu ihm dieselben Worte; auch der Berg entgegnete ihm: ‚Ich kann dir jemand weisen, der stärker ist als ich, nämlich die Maus; denn ich kann nichts gegen sie machen, wenn sie mich aushöhlt und mich zu ihrer Wohnstätte macht.‘

Darauf wandte sich der Mönch an die Maus mit den Worten: ‚Willst du dich mit diesem Mädchen verbinden?‘ Die Maus erwiderte: ‚Wie könnte ich das, da mein Loch klein ist und sich die Maus nur mit einer Maus verbindet?‘ Da tat der Mönch die Bitte an seinen Herrn, daß er das Mädchen wieder zu einer Maus machen möge, und zwar auf den Wunsch des Mädchens selbst. Da gab ihr Gott wieder ihre ursprüngliche Gestalt und sie ging dahin mit der Maus.“

Odo von Ceritona erzählt anders und zwar*):

„Einmal wollte die Maus eine Ehe schließen und dachte, zum Gatten den Stärksten zu nehmen; und sie dachte bei sich, wer denn der Kräftigste sei. Endlich schien ihr, daß dies der Wind sei, der da niederwirft *Zedern*, Türme, Häuser. Sie schickte Boten zum Winde, er solle ihr Gatte sein. Der Wind sagte: ‚Warum will sie (die Ehe) mit mir eingehn?‘ Die Boten sagten: ‚Weil du unter allen Geschöpfen das stärkste bist.‘ Der Wind antwortete: ‚O nein, das Schloß von Narbonne ist stärker als ich; denn es widersteht mir schon tausend Jahre und spaltet und bricht meine Kräfte und niemals habe ich es niederwerfen können.‘ Die Boten kehrten zurück und überbrachten die

*) Hervieux, IV, 234 ff. Die Moral ist, da für uns bedeutungslos, weggelassen.

Antwort und die Maus sagte: ‚Da der Turm stärker ist, will ich, daß er mein Gatte sei.‘ Sie machte dies dem Turme zu wissen und der Turm sagte: ‚Warum will sie (die Ehe) mit mir eingehn?‘ Und ihm ward geantwortet: ‚Weil du der Stärkste bist und stärker als der Wind.‘ Und der Turm sagte: ‚Sicherlich sind die Mäuse stärker als ich, weil sie mich den ganzen Tag durchbohren und brechen und einen Weg durch mich machen.‘ Und so mußte sich die Maus, nachdem sie Rat gehalten hatte, eine Maus gesellen.

So erdenken sich gar viele hohe Dinge und nehmen sich vor, wunderbares zu tun, und

Parturiunt montes et exit ridiculus mus*).“

Benfey kennt keine occidentalische Analogie zu der indischen Erzählung, wenn man von der griechischen Fabel von der Katze, die von Aphrodite in ein Mädchen verwandelt wird, aber von ihrer Art nicht lassen kann, absieht.

Die Version Odos ist nun nicht die erste abendländische; vorher hat sich schon Marie de France den Stoff angeeignet: in ihrer 73. Fabel ist die Reihenfolge Sonne, Wolke, Wind, Turm und Maus**). Odo, der die Sonne und die Wolke

---

*) Merkwürdig stimmt die Verbindung dieses Verses mit der Fabel zu den Schlußworten, die Benfey, I, 377 ff. der Besprechung der Fabel widmet: ‚Schließlich die Frage, ob das Verhältnis der Maus zu dem Berge auf mythischem Grunde ruht . . . . . Dann ruht selbst das harmlose *parturiunt montes,* etc. auf einem tiefern mythischen Grunde.‘

**) Auf der Fabel Mariens de France *(Die Fabeln der Marie de France,* hg. von Karl Warncke, 1898, 246 ff.) scheint die eines Anonymus des 13. Jahrhunderts bei Hervieux, II, 753 zu beruhn: „Mulotus quadam vice se considerans pulchrum voluit se maritare Soli, quia videbatur ei fortior creatura Dei. Cui Sol respondit, quod non erat fortior, sed Ventus, quia eum, quocumque volebat, ducebat. Qui iterum accedens ad Ventum voluit ei nubere. Cui respondit, quod non erat fortior, sed Murus bene cementatus, quia, quandocumque bene ventaret contra terram aut Murum, non poterat evertere eum. Qui accedens ad Murum nubere voluit cum eo. Qui respondit, quod non erat fortior, sed Mus, quia eum perforabat. Et sic vadens ad Murem

weggelassen hat, hat wahrscheinlich nicht nach Marie gearbeitet, vielleicht aber nach dem uns verlorenen englischen Buche des Königs Alfred, das Marie als ihre Quelle angibt*), wo dann auch die in einem englischen, vor dem Jahre 900 verfaßten Buche etwas sonderbare Erwähnung der Zeder vorkommen könnte.

Woher hatte Marie de France oder vielmehr der reis Alvrez die Fabel des *Pantschatantra* oder des *Kalîlah*, wenn nicht durch mündliche Überlieferung?

Jakob von Vitry ist selbst im Orient gewesen und hat dort weite Reisen gemacht; bei ihm häufen sich die Märlein, die er übers Meer gebracht hat. Schon Schmidt**) sagt

---

invenit parem suum." Hier sieht man ohne weiters, daß die Auslassung der Wolke — auf die Sonne folgt sofort der Wind — durch eine Nachlässigkeit des Schreibers geschehn ist.

Unabhängig von allen diesen Versionen ist die Nicole Bozons, 95, nº 75, wo die Reihenfolge Sonne, Wolke, Wind, Regen, Scheuer und Maus ist. Vgl. übrigens die Anmerkungen zu nº 71.

*) Im Epiloge zu den Fabeln sagt sie v. 9 ff. (Warncke, 327 ff. :

„Pur amur le cunte Willalme,
le plus vaillant de cest reialme,
m'entremis de cest livre faire
e de l'Engleis en Romanz traire.
Esope apele um cest livre;
Kil translata e fist escrivre,
de Griu en Latin le turna.
Li reis Alvrez, ki mult l'ama,
le translata puis en Engleis,
n jeo l'ai rimé en Franceis."

Nach Warncke ist an König Alfred als Verfasser der Vorlage Mariens nicht zu denken; der Sammler der Fabeln wird wohl Alfred geheißen haben und nach der Analogie von Kaiser Romulus zum König Alfred gemacht worden sein.

**) *Disciplina clericalis*, 106.

von ihm: „Als Bischof von Ptolemais war er besonders geeignet zum Vermittler des Orients und Occidents, indem er seine letzten Tage in Rom verlebte.“ Seit Schmidt sind die Beziehungen zwischen Jakob von Vitry und dem Morgenlande so oft zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen gemacht worden*), daß ich mirs hier versagen kann, näher darauf einzugehn. Erwähnt sei hier noch beispielsweise, daß das Fabliau *La plantez***), dessen Handlung in die Regierungszeit Henris von Champagne, also vor 1197, verlegt ist, in Akka lokalisiert ist, wo Jakobs Bischofssitz war; sicherlich hat er auch von dort sein dieselbe Geschichte ohne Lokal- und Zeitkolorit erzählendes Exempel***) mitgebracht. Diese Wahrscheinlichkeit und die Tatsache, daß sich so viele morgenländische Stoffe zum ersten Male bei Jacques de Vitry verarbeitet finden, bestimmen mich auch, die Meinung, er habe seine Exempel vor seiner Reise nach Akka geschrieben †), für falsch zu halten.

Ebenso wie bei Jacques de Vitry ist auch bei Étienne de Bourbon die Zahl der in letzter Instanz auf morgenländischen Quellen beruhenden Erzählungen außerordentlich groß; auch hier muß ich auf die Noten und die dort angeführte Literatur verweisen. Étienne gibt aber auch unbewußter Weise einen wertvollen Beleg, wie tief schon zu

---

*) Vgl. meine Anmerkungen zu den einzelnen Stücken.

**) Montaiglon et Raynaud, *Recueil général et complet des Fabliaux*, 1872 ff., III. 170 ff.

***) Unten nº 106.

†) P. Meyer in der Einleitung zu Bozons *Contes*, XII: „Les sermons paraissent avoir été prononcés avant son élection à l'évêché d'Acre, qui eut lieu en 1217.“ Die Jahreszahl ist übrigens falsch.

seiner Zeit die fremden Überlieferungen ins Volk eingedrungen waren. Er erzählt nämlich folgendes *):

„Als ich neulich in der Diözese von Lyon gegen den Aberglauben predigte und Beichte hörte, bekannten viele Weiber, sie hätten ihre Kinder zu St. Guinefort getragen. Da ich glaubte, das sei irgend ein Heiliger, fragte ich; am Ende hörte ich, daß es ein Jagdhund war, der auf folgende Weise getötet worden ist. In der Diözese von Lyon lag in der Nähe des Nonnengutes und im Gebiete des Herrn von Villars ein Schloß, dessen Herr von seiner Gattin einen kleinen Knaben hatte. Als nun einmal der Herr und die Frau und ebenso die Amme vom Hause fortgegangen waren und den Knaben in der Wiege allein zurückgelassen hatten, kam eine große Schlange ins Haus und hielt auf die Wiege des Knaben zu. Schleunigst folgte ihr der Jagdhund, der das sah, und verfolgte sie unter die Wiege, die er dabei umwarf; er fuhr mit Bissen auf die Schlange los, die sich wehrte und ihn ebenso biß. Endlich aber tötete er sie und schleuderte sie weit weg von der Wiege des Knaben; dann stellte er sich, von der Schlange übel zugerichtet, mit blutendem Maul und Kopf, neben die Wiege, die ebenso wie der Boden von dem Blute der Schlange befleckt war. Als die Amme eintrat, glaubte sie wegen dieses Anblicks, der Knabe sei von dem Hunde getötet und gefressen worden, und erhob ein gewaltiges Geschrei; daraufhin lief auch die Mutter des Knaben herbei, sah und glaubte dasselbe und schrie ebenso. Ebenso glaubte auch der Ritter, der nun dazukam, das nämliche; er zog sein Schwert und tötete den Hund. Als sie aber zum Knaben hingetreten waren, fanden sie ihn unversehrt und friedlich schlafend. Nun erkannten sie die Wahrheit und wurden vom Schmerze gepackt, weil sie den ihnen so nützlichen Hund getötet

*) 325 ff., nº 370.

hatten; sie warfen ihn in einen Brunnen, der vor dem Schloßtore war, warfen darüber einen großen Haufen Steine und pflanzten Bäume daneben zum Gedächtnis des Vorfalls. Durch den Willen Gottes aber wurde das Schloß zerstört und das Land verödet, vom Bewohner verlassen. Die Bauern jedoch, die von der edeln Tat des Hundes gehört hatten und wie er unschuldig getötet worden war wegen etwas, wofür er Guttätigkeit verdient hätte, besuchten den Ort und verehrten den Hund wie einen Märtyrer und baten ihn in ihren Krankheiten und Nöten, verführt vom Teufel und oft darin von ihm deswegen betrogen, damit er so die Menschen in Irrtum führe. Hauptsächlich aber trugen die Weiber, die schwächliche und kranke Kinder hatten, diese dorthin; sie wandten sich an ein altes Weib, die in der Nähe, nur eine Meile weit von dort, wohnte, um sich von ihr belehren zu lassen, wie den bösen Geistern geopfert werden müsse und wie sie anzurufen seien, und dieses alte Weib führte sie an Ort und Stelle. Dort angelangt, opferten sie Salz und andres und hängten die Windeln des Kindes an die Dornsträucher in der Umgebung und steckten eine Nadel in die Bäume, die über die Stelle gewachsen waren*), und legten das nackte Kind in eine Öffnung, die zwischen den Stämmen zweier Bäume war, und die Mutter, die auf der einen Seite stand und das Kind hielt, warf es der Alten, die auf der andern Seite stand, neunmal zu, wobei sie die Teufel anriefen und die Elben**) im Walde Rimite beschworen, sie sollten ein Kind, das sie ihnen nannten, als krank und siech hinnehmen, aber das eigene, das sie mitgebracht hatten, dick und fett, heil und gesund machen. Nachdem dies geschehn war, nahmen sie das Kind***) und legten es nackt auf dem Wiegenstroh zu Füßen eines Baumes

*) et acum in lignis, quae super locum creverant, figebant. (?)

**) faunos.

***) accipiebant matricide (?) puerum.

nieder und zündeten an einem mitgebrachten Feuer zwei an beiden Enden daumendicke Kerzen an und stellten sie auf einen Baumstrunk; dann gingen sie auf so lange fort, bis sie glaubten, daß die Kerzen aufgezehrt seien, und so weit, daß sie das schreiende Kind weder hören noch sehn konnten. Und diese Kerzen haben viele Kinder verbrannt und getötet, wie wir dort von einigen erfahren haben. Eine erzählte mir auch, sie habe, als sie nach der Anrufung der Elben weggegangen sei, einen Wolf aus dem Walde kommen und auf das Kind zulaufen sehn; und wenn sie nicht, aus Mutterliebe mitleidig, vor ihm hingekommen wäre, hätte es der Wolf oder, wie sie sagte, der Teufel in seiner Gestalt, gefressen. Wenn diese Mütter aber bei ihrer Rückkehr das Kind lebendig fanden, dann trugen sie es zur Chalaronne, einem nahen Flusse mit reißendem Wasser, und tauchten es neunmal unter, sodaß dem Kinde die Eingeweide hart wurden, wenn es überhaupt davonkam und nicht sofort oder bald darauf starb. Wir gingen hin und riefen das Volk der Gegend zusammen und predigten gegen das Erzählte. Den toten Hund ließen wir ausgraben und den Hain fällen und mit diesem Holze die Gebeine des genannten Hundes verbrennen; und von den Herren des Landes erwirkten wir eine Verordnung, wonach alle, die fortan aus einem derartigen Grunde an dem genannten Orte zusammenkämen, an ihrem Gute gestraft werden sollten."*)

Die Geschichte von dem unschuldig getöteten Hunde, die — mutatis mutandis — im *Pantschatantra*, im *Kalîlah und Dimnah*, usw. steht, hatte schon vor Étienne de Bourbon

---

*) Ich weiß, daß die letzten Worte nicht richtig übersetzt sind. Im Originale heißt es: „fecimus . . . edictum poni a dominis terre de spoliacione et redempcione eorum, qui ad dictum locum pro tali causa de cetero convenirent." Der Sinn ist nach meiner Meinung, daß die, die einen Besitz hatten, mit seiner Konfiskation bestraft wurden, während die andern so lange gefangen gesetzt wurden, bis sie sich losgekauft hatten.

einen abendländischen, ja sogar französischen Bearbeiter gefunden, nämlich den Mönch Jean de Haute-Seille (Johann von Alta Sylva), der um das Jahr 1184 im *Dolopathos sive de rege et septem sapientibus* eine heute unbekannte Redaktion des ursprünglich indischen Buches der *Sieben weisen Meister* lateinisch bearbeitet hat; diesen lateinischen *Dolopathos* hat der Trouvère Hebers im Anfange des 13. Jahrhunderts in französische Verse gebracht.

Da die Erzählung vom treuen Hunde im *Dolopathos* steht*), ist es warscheinlich, daß sie in Frankreich ziemlich verbreitet war, wenn es auch andererseits sicher zu sein scheint, daß sie Étienne de Bourbon nicht gekannt hat. Ist es nun möglich, daß sich die Erzählung in den paar Dezennien, die zwischen ihrer literarischen Einführung durch den Verfasser des *Dolopathos* und der Zerstörung der Begräbnisstätte des hl. Guinefort liegen, so tief in das Herz des Volkes gesenkt hätte, daß sie zu einer Lokalmythe werden konnte, die das Heldentier vergötterte? Österley, der sie aus den von Quétif und Échard im ersten Bande der *Scriptores ordinis Praedicatorum* veröffentlichten Auszügen aus Étiennes Werk kennt, glaubt es nicht und niemand wird es glauben wollen; „denn so tief eingedrungene und so tief mit dem Glauben des Volkes verwachsende Geschichten pflegen langsam einzudringen**).“

Die Frauen, die Étienne von ihren Wallfahrten zum hl. Guinefort berichtet haben, haben ihm nichts erzählt, wann der Ritter gelebt hat, nichts, wie es ihm und dem geretteten Knaben weiter ergangen ist, nichts, warum seine Burg zerstört worden ist; es fehlt jeder Anhaltspunkt für eine Zeitbestimmung. Anders verhält sich das mit der wallisischen Sage vom Hunde Llewellyns, den sein Besitzer

*) Brunet et Montaiglon, *Li romans de Dolopathos,* 1856, 168.

**) *Orient und Occident,* III, 396 ff.

1205 von seinem Schwiegervater, dem Könige Johann, zum Geschenke erhalten haben soll. Edward Jones erzählt in den *Musical Relics of the Welsh Bard* *):

„There is a general tradition in North Wales, that a wolf had entered the house of Prince Llewellyn. Soon after, the prince returned home, and going into the nursery, he met his dog Killhart all bloody and wagging his tail at him. Prince Llewellyn, on entering the room, found the cradle where his child lay overturned and the floor strewed with blood. Imagining that the greyhound had killed the child, he immediately drew his sword and stabbed it; then turning up the cradle, found under it the child alive, and the wolf dead. This so grieved the prince that he erected a tomb over the faithful dog's grave, where afterwards the parish church was built, and goes by the name Bedd Gelhart (Killharts Grab) in Caernarvonshire. From this incident is derived a very common Welsh proverb, ‚I repent as much as the man who slew his greyhound.'"

Der Unterschied der Erzählungen von Guinefort und Killhart liegt darin, daß die französische eine Mythe, die englische eine Sage ist; beide aber beruhen nicht auf dem unmittelbaren Einflusse des geschriebenen Wortes, sondern auf alten Volksüberlieferungen, deren Wiege Indien ist.

Noch eine merkwürdige Stelle aus Étiennes Traktat sei hier erwähnt. Wie er selbst sagt **), hat er von einer Person, die lange in Oriente gewesen ist („in terra trans-

---

*) zitiert nach Clouston, *Popular Tales and Fictions*, 1887, II, 166 ff.; auf diese Sage hat schon Dunlop aufmerksam gemacht gehabt (Liebrecht, *John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen*, 1851, 198). Vgl. übrigens die bei Chauvin, II, 100 und VIII, 66 ff. angegebene Literatur.

**) 77, nº 80.

marina"), gehört, daß dort ein matter Greis, der zufällig aus einer Quelle getrunken habe, plötzlich zum Jünglinge geworden sei. So hat der französische Dominikaner die Mythe vom Jungbrunnen, die auch in der deutschen Heldensage eine Rolle spielt, als eine Überlieferung des Morgenlandes vernommen! Er schließt sein Exempel mit den Worten: „Sed postea, ut audivi, dictum fontem, etsi voluit, non valuit invenire."

Und so ergeht es auch uns . . . . . Trotz ernster Bemühung wird es oft nicht gelingen, die Quelle des Stromes der Erzählungen zu finden.

Waren die Geistlichen und besonders die Mönche durch ihre Stellung vor allen berufen, das orientalische Gut aufzunehmen, so waren sie auch seine vor allen berufenen Vermittler. Diese Vermittlung mußte ja nach den damaligen Kulturzuständen hauptsächlich auf mündlichem Wege geschehn und die herumziehenden Prediger, um die sich, wann sie ihr Amt übten, oft tausende scharten, kamen auch sonst mit dem Volke in nähere Berührung als selbst die fahrenden Sänger. „But even in the case of the tales comprised in these and similar books *(Disciplina clericalis, Kalîlah, Dolopathos* usw.), their dissemination among the people, as well as that of hundreds of other tales, must have been mainly through the pulpit, for the preachers in mediaeval times liberally interspersed their sermons with stories, and not always stories of the most edifying tendency. Moreowerr, monks and other churchmen were constantly travelling about; and we may readily conceive that a jolly friar, or ‚clerk of Oxenford', when he sought and obtained a night's lodging at the hospitable domicile of some yeoman or simple rustic, would find he was doubly welcome if he

had good store of marvellous, pathetic, and humorous tales to relate to those assembled round his host's cheerful fire-side. By such means stories, which had their birth in the Far East more than two thousand years ago, spread into the remotest nooks of Europe; and jests, which had long shaken the shoulders and wagged the beards of grave and otiose Orientals, became naturalised from cold Sweden to sunny Italy. From oral tradition they were absorbed into literature, whence again they returned to the people; and after being, to all appearance, lost in the revolutions and political turmoils that followed the invention of printing, suddenly ‚turned up' again in the jest-books of the sixteenth and seventeenth centuries *)."

Auch der beschränkte Eigentumsanspruch, den die ersten Erzähler an einem Märlein überhaupt hatten, wurde von ihnen nicht geltend gemacht; die, die Märlein niederschrieben, taten es nicht um des literarischen Ruhmes willen, sondern für die Kirche. Dieser Zweck erforderte keine besondere sprachliche Ausarbeitung, deren die Schreiber übrigens wohl nur selten mächtig gewesen wären, und wir haben oben gesehn, daß der berühmteste Exempelsammler selbst geglaubt hat, daß sie beim Lesen überhaupt nicht gefallen könnten. Obwohl sie lateinisch abgefaßt sind, sind sie doch wieder nicht lateinisch: der Klerus schrieb eben seine Muttersprache in lateinischen Worten.

Eine rühmliche Ausnahme davon macht ein deutscher Zisterziensermönch, obwohl schließlich auch sein Latein nicht gerade klassisch genannt werden kann. Es ist dies Caesarius von Heisterbach **), der unter andern Schriften in seinem

*) Clouston, I, 10 ff.

**) Caesarius von Heisterbach ist ca. 1180 wahrscheinlich in Köln geboren worden, wo er auch in der Schule von St. Andreas seine erste gelehrte Bildung erhalten hat. Ende 1198 oder Anfang 1199 trat er in das Zisterzienserkloster von Heisterbach ein; später wurde er in diesem Kloster Novizenmeister

Dialogus miraculorum ein ganzes Kompendium von Märlein hinterlassen hat; auch in den zwei ersten Teilen einer von ihm verfaßten Predigtsammlung finden sich kleine Geschichten in Hülle und Fülle, während sie in ihrem letzten Teile, in den Predigten für die Feste der Heiligen, vollständig fehlen. Seine Märlein unterscheiden sich von denen der zwei Franzosen und seines englischen Ordensbruders hauptsächlich dadurch, daß er ihre Stoffe sowohl dem Ordensleben, als auch, und das ist für uns die Hauptsache, dem Leben des deutschen Volkes entnahm. So ist der *Dialogus miraculorum* ein Buch geworden, das für die Kulturgeschichte Deutschlands und besonders der Rheinlande wichtig ist wie kein andres. Bei der Ehrlichkeit des Verfassers, die ihn meist angeben läßt, woher er eine Erzählung hat, ist es ausgeschlossen, daß er fremdes Gut einfach auf deutschen Boden übertragen hätte; er erzählt nur das, was er wirklich als Überlieferung gehört hat, und in der Einleitung zum *Dialogus* sagt er: „Gott ist mein Zeuge, daß ich auch nicht ein einziges Kapitel in diesem Buche erfunden habe. Wenn sich etwas anders, als von mir beschrieben, zugetragen hat, dann scheint die Schuld denen zuzuschreiben zu sein, die es mir erzählt haben.“ Sein Buch ist aus den Geschichten entstanden, die er seinen Novizen erzählt hat; einige Ordensbrüder hatten ihn gebeten, sie niederzuschreiben. „Sie sagten, es wäre ein unersetzlicher Verlust,

---

und Prior. Sein Tod muß zwischen 1240 und 1250 erfolgt sein. Das Menologium der Zisterzienser sagt von ihm: „Der selige Caesarius, Prior in Heisterbach, ein Mann ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Wissenschaft, der die Taten der hl. Väter mit frommer Sorgfalt gesammelt und der Nachwelt befohlen hat; selbst ihren Fußtapfen folgend hat er in Deutschland durch mannigfache Tugenden und Wunder geglänzt. Im Geruche der Heiligkeit hat er den glücklich durchfochtenen Kampf in seinem Orden vollendet.“ Vgl. über ihn A. Kaufmann, *Caesarius von Heisterbach,* 1862. Die erste Ausgabe des *Dialogus* ist in Köln ca. 1475 erschienen und nachher ist er noch fünf Mal gedruckt worden, das letzte Mal 1851, herausgegeben von J. Strange.

wenn durch Nachlässigkeit etwas zu grunde ginge, was später zu Erbauung dienen könnte." In diesen Worten ist schon der eigentliche Zweck des Buches angegeben; deutlicher wird er noch dadurch, daß Caesarius die Geschichten oft Exempel nennt. Viele hat er in seinen eigenen Predigten verwandt und viele bilden einen eisernen Bestand der spätern Exempelbücher. Der *Dialogus miraculorum* ist um 1220 verfaßt*), also sicher vor dem Buche Étiennes de Bourbon und wahrscheinlich vor dem von Jacques de Vitry.

Eine ähnliche Stellung in der homiletischen Literatur wie Caesarius mit seinem *Dialogus* nimmt Thomas von Chantimpré (Cantipratanus)**) mit seinem Buche *Bonum universale de apibus* (auch *Liber apum* genannt) ein, das, um 1256 begonnen, 1258 oder um wenig später vollendet worden ist. Das Werk zerfällt in zwei Bücher zu 25 und 57 Kapiteln; das erste Buch beschäftigt sich mit den Prälaten und der Kirche, das zweite mit den Laien. Jedes Kapitel beginnt mit der Erwähnung irgend einer Eigen-

*) Siehe unten die no 16.

**) Thomas von Chantimpré, dessen Geburtsjahr zwischen 1186 und 1210 schwankt (A. Kaufmann, *Thomas von Chantimpré,* 1899 nimmt 1201 an), stammt aus Leeuwis St. Pieter bei Brüssel. Er besuchte die Schule in Lüttich und dort hörte er auch Jakob von Vitry predigen. Er erhielt ein Kanonikat im Augustinerchorherrnstifte Chantimpré bei Cambray. Später trat er in den Orden der Dominikaner, nachdem er fünfzehn Jahre Augustiner gewesen war. Nach einem längern Aufenthalte in Köln und Paris wurde er 1246 Subprior im Kloster zu Löwen. Aie Angaben über sein Todesjahr bewegen sich zwischen 1263 und 1293. Außer dem *Bonum universale de apibus* hat er auch einen *Liber de natura rerum,* den Vincenz von Beauvais häufig zitiert, und mehrere Heiligenbiographien verfaßt, endlich den zwei Büchern von J. de Vitry über Marie von Oignies ein drittes angefügt. Das *Bonum universale de apibus,* zuerst 1475 gedruckt, gehört zu den seltensten Büchern; einen Brüsseler Neudruck der jüngsten Zeit habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Über das Buch und den Verfasser vgl. außer der zitierten Schrift Kaufmanns noch P. Kirsch, *Des Thomas von Chantimpré Buch der Wunder und denkwürdigen Vorbilder,* 1875.

schaft der Bienen und diese wird gleichsam zum Texte der folgenden Ausführungen gemacht, worin der Vergleich mit den Menschen durchgeführt wird; die Erläuterung geschieht durch Geschichten, die aber wegen ihres Hanges zum Wunderbaren und weil Thomas das Schreckliche allzusehr bevorzugt, keine so angenehme Unterhaltung bieten wie die von Caesarius.

Einen Wust von Legenden, Sagen und Exempeln bringt das *Speculum historiale* des Dominikaners Vincent de Beauvais (Vincentius Bellovacensis) *), ein Teil seines großen Werkes *Speculum maius*, worin er, einem Auftrage des Königs Ludwig folgend, eine Übersicht über das gesamte menschliche Wissen seiner Zeit geben wollte. Das *Speculum historiale* ist ebenso wie die beiden anderen Teile, nämlich das *Speculum naturale* und das *Speculum doctrinale*, deswegen wichtig, weil sich viele ursprünglich in Mönchsschriften, Chroniken usw. enthalten gewesene Geschichten usw. nur dadurch erhalten haben, daß sie Vincent in seine kompilatorische Zusammenstellung aufgenommen hat. Natürlich hatte er dabei nur die Belehrung oder Unterhaltung des Lesers im Auge; tatsächlich aber ist das *Speculum historiale* geradeso als Exempelvorrat benutzt worden wie das *Speculum morale*, das von einem Unbekannten, der damit vielleicht eine Absicht von Vincen-

---

*) Vincentius war ein Mönch des Dominikanerklosters Beauvais und davon führt er seinen Beinamen. Von seinem ganzen Leben weiß man nichts sonst, als daß er Ludwig IX. als Freund nahegestanden hat. Sein Todesjahr wird frühestens mit 1256, spätestens mit 1264 angegeben. Über die Tatsache, daß das *Speculum morale* nicht von ihm herrührt, vgl. A. Vogel, *Literärhistorische Notizen über Vincenz von Beauvais*, 1843. Das *Speculum maius*, einschließlich des *Sp. morale*, ist zuerst 1473 in Straßburg und nachher oft gedruckt worden. 51 Kapitel des *Sp. doctrinale* hat F. C. Schlosser unter dem Titel *Vincents von Beauvais Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen und ihre Lehrer* 1819 herausgegeben; der 2. Teil dieses Buches enthält 3 Abhandlungen.

tius ausgeführt hat, zwischen 1310 und 1320 zusammengestellt und stets mit den übrigen Teilen als Buch von Vincentius gedruckt worden ist.

Merkwürdigerweise wurden auch die *Gesta Romanorum* als Predigtmärlein benutzt und noch Erasmus beanstandet ihre Verwendung zu diesem Zwecke ebenso wie die des *Speculum historiale*: „Hic mihi stultam aliquam et indoctam fabulam ex Speculo opinor historiali aut Gestis Romanorum in medium adferunt et eandem interpretantur allegorice, tropologice et anagogice*).“ Wenn man der wahrscheinlichen Annahme folgt, daß die *Gesta* nicht einen Verfasser, sondern ihrer mehrere gehabt haben, so steht nichts im Wege, ihre ersten Anfänge schon ins 13. Jahrhundert zu verlegen; allerdings stammt die älteste Handschrift aus dem Jahre 1342. Die Behauptung, daß der Benediktiner Berchorius († 1362) der Verfasser sei, hat Österley**) ebenso widerlegt wie die Ansicht Gräßes und vor ihm anderer, daß sie Helinand verfaßt habe***). Nach Österley muß man jede Hoffnung aufgeben, jemals den ursprünglichen Verfasser kennen zu lernen.

„In den *Gesta* zeigen sich die verschiedenartigen Einflüsse der nord- und südfranzösischen, der klassischen,

---

*) *Encomium moriae* in d. Ausg. 1828, II, 372, hinter den *Colloquia familiaria.*

**) Österley, *Gesta Romanorum,* 1872, 254 ff.

***) Gräße und vor ihm Barbier etc. hätten für ihre Ansicht außer der Stelle im *Dialogus creaturarum* noch eine andere heranziehen können, die sich in der *Piazza universale di tutte le professioni del mondo* von Tomaso Garzoni, disc. 1 (Ausg. Venezia, 1616, Bl. 18a) findet: „Scrive Helinando ne' gesti de' Romani, che Traiano Imperatore fu tanto giusto, che, ucciso un figliuolo d'una certa vedova da un figliuolo suo per istrano caso d'un suo cavallo sfrenato e scapestrato, per consolar la madre dolente e rammaricata gli concesse il proprio figliuolo insieme con l'heredità del regno, per la qual cosa nel senato fu esclamato in sua lode.“ Diese Erzählung beruht nicht auf der ähnlichen im 68. Dialoge des *Dialogus creaturarum.*

orientalischen und christlichen Bildung und Literatur in der sonderbarsten Vereinigung und Wechselwirkung. Wir finden in ihnen bald die Laszivität der Fabliaux, bald das einförmige Deklamieren der Troubadours, den Wunderreichtum des Orients neben den historischen Personen des Altertums . . . . . . Alle diese heterogenen Stoffe wurden von dem mönchischen Sammler zu einem buntscheckigen Kleide zusammengeflickt und mit moralisierenden Anhängseln verbrämt*).“ Und diese angehängte Moral ist die Hauptsache; vielen Erzählungen sieht man es ohne weiters an, daß sie nur der Moral zu liebe erfunden worden sind. Andererseits mag es oft sehr schwer gewesen sein, aus schmutzigen Geschichten oder harmlosen Schnurren eine fromme Anwendung zu ziehn. So enthalten beispielsweise die *Gesta* folgende Erzählung**):

„Man liest von einem Juden, der war am Sabbat in die Kloake gefallen und wollte am folgenden Tage, das st am Sonntage, herausgezogen werden; aber der König des Landes ließ es nicht zu, daß er herausgezogen worden wäre, indem er sagte: ‚Gestern hat er seinen Sabbat gehalten, heute wird er meinen halten.‘“ Und auch daran schließt sich eine Moral: „Der Sünder, der am Tage des gegenwärtigen Lebens die Sündengrube, in deren Unflat und Kot er gefallen ist, als er die Sünde begangen hat, nicht verlassen will, dem wird am Tage des zukünftigen Lebens vom Richter nicht erlaubt, aus seinen Sünden herauszugehn, wenn er in ihnen gestorben ist, und so wird er vom himmlischen Könige verdammt werden.“

Dieselbe Erzählung findet sich auch in einem sonderbaren Buche, das neben einigen erbaulichen Geschichten außergewöhnlich viel schlüpfriges Zeug enthält. Es ist

---

*) M. Landau, *Die Quellen des Dekameron*, 2. Aufl., 1884, 279.

**) Bei Österley, 633, no 229.

dies die *Mensa philosophica.* Mit ihr müssen wir uns, da das bisher von berufener Seite noch immer nicht geschehn ist*), etwas eingehender als mit den andern Büchern beschäftigen.

Die *Mensa philosophica* ist oft gedruckt worden; die erste Ausgabe ohne Ort und Jahr, wo Theobaldus Anguilbertus Hibernus als Herausgeber genannt ist, wird von Brunet ins Jahr 1475 verlegt. Später ist sie unter andern von Jodocus Gallus 1499 und 1508 herausgegeben worden. Die jüngsten Ausgaben, die von 1602, 1603 und 1608, wo sie mit den *Ioci ac sales* von Luscinius zusammengedruckt ist, nennen Michael Scotus als Autor; nach einer von diesen Ausgaben hat Johann Sommer in seinem *Emplastrum Cornelianum* eine Reihe von Geschichten ins Deutsche übertragen**). Bebel hat eine hübsche Zahl ihrer Schnurren in seine *Facetien* aufgenommen und Fischart, bei dem sich mehrfach Anklänge finden, nennt sie als Vorbild der Tafelunterhaltung Gargantuas***). Seit den *Menagiana*, wo La Monnoye behauptet „Le livre est constamment d'un Irlandois, nommé Thibaud Auguilbert" †), ist es meines Wissens bis zum Erscheinen der Abhandlung Stiefels nur von D. M.

---

*) A. L. Stiefel hat in Herrigs *Archiv,* XCV, 62 ff. auf die *Mensa philosophica* aufmerksam gemacht. Stiefel gibt leider über das Buch, das nach seiner Meinung in der Zeit der letzten Hohenstaufen geschrieben ist, nur ein paar seinen Inhalt betreffende Bemerkungen und verspricht, sich über die Frage nach dem Verfasser usw. bei einer andern Gelegenheit zu äußern.

**) Siehe meinen Aufsatz im *Euphorion,* XV, 1 ff. Das, was dort über die *Mensa ph.* gesagt worden ist, erfährt nun eine Richtigstellung.

***) *Geschichtklitterung*, 275: „. . . fiengen sie an kurtzweilig sich mit einander zubesprachen, vnnd gemeinlich zum allerersten nach form des Philosophischen Mensae, oder der Plutarchischen Gastreden oder Zechkallung . . ."

†) t. IV, Amsterdam, 1716, 50.

Manni*) zu den Novellen des *Decamerons* VII, 5 und IX, 2 und dann erst wieder von Th. F. Crane zu einigen Erzählungen Jakobs von Vitry angezogen worden.

Das Buch hat, wie der Autor sagt, die Bestimmung, darüber zu belehren, was und wie bei Tische gesprochen werden soll. Er teilt es nach den vier Hauptstücken in ebenso viele Traktate ein: der erste handelt von den verschiedenen Speisen und Getränken, der zweite von Art und Sitte der Tischgenossen, geordnet nach den menschlichen Ständen, und der dritte von naturwissenschaftlich-medizinischen, die Lebensmittel betreffenden Fragen in der Art der *Problemata* von Aristoteles; der vierte endlich gibt eine Auswahl von „ehrbaren" lustigen Erzählungen, wie sie sich zur Tischunterhaltung eignen.

Der erste Traktat, der die Lebensmittel vom medizinischen Standpunkte aus analysiert, beruht fast ganz auf arabischen Autoren, wenn auch nebenbei Galenus, Dioscurides, Hippocrates usw. zitiert werden. Genannt werden die *X libri medicinales Almansoris* von Mohammed Ebn Zacaria Abu Bekr Arrasi, Avicennas „*In canticis*", wohl der *canon medicinae (al kanûn fil tebb)*, der Kommentar von Averroes zu Avicennas Buch, der *Libellus de diaetis* von Abu Jakub Ishak Ben Soleiman El Israeli und die Schriften des Benediktiners Constantinus Africanus, der nur aus dem Arabischen übersetzt hat. Während der zweite Traktat seinem Inhalte nach die Benutzung arabischer Quellen ausschließt, werden im dritten Traktate wieder dieselben Autoren zitiert, denen sich noch ein arabisches Werk, nämlich *Hali super tegni*, anschließt, worunter wohl Isa Ben Ali gemeint ist, bis mit dem 9. Kapitel des dritten Traktates die Verweise auf

*) *Istoria del Decamerone,* Firenze, 1742, 476 und 523 ff. Interessant ist es, daß sich Manni, ohne zu wissen, daß die *Mensa ph.* auch Michael Scotus zugeschrieben wird, 510 ff. mit den verschiedenen Personen dieses Namens beschäftigt, der in der Novelle VIII, 9 des *Decameron* erwähnt wird

arabische Gelehrte vollständig aufhören. Im übrigen sind bis dorthin viele klassische lateinische Autoren genannt, jedoch keine Griechen außer Aristoteles und den Ärzten, einige Kirchenväter, ein Buch von Helimandus *De institutione principum*, eines von einem Caecilius Balbus *De nugis philosophorum*, usw. und einmal heißt es „In Gestis Romanorum dicitur".

Während das 9. Kapitel des III. Traktates noch Aristoteles, Avicenna (zweimal) und Ishak (nach diesem auch Dioscurides) zitiert, beruht das nächste vollständig auf dem gleich dreimal angezogenen Albertus Magnus, der bis dorthin noch nie genannt worden ist. Die letzten zwei Kapitel dieses Traktates nennen nur Macrobius als Gewährsmann, der allerdings auch schon früher, aber in gebührlicher Weise stets nur eine bescheidene Benutzung erfahren hat. Im IV. Traktate, wo Quellenangaben sehr selten sind, wird neben Albertus Magnus und den *Vitae patrum* auch die Chronik der Dominikaner *(Fratrum Praedicatorum)* zitiert, aber keines der oben genannten Bücher.

Ist schon dieser plötzliche Wechsel der literarischen Grundlage auffallend, so muß noch mehr auffallen, daß sich der IV. Traktat nicht im mindesten organisch an die vorhergegangenen anschließt. Das frühere ist eine nach mittelalterlichen Begriffen gelehrte Zusammenstellung, der IV. Traktat aber ist nichts andres als eine Schwänkesammlung, in der sich die schmutzigsten Geschichten finden, was dem im Anfange ausgesprochenen Satze „Oportet enim in convivio versari sermones, uti castitate integros ita appetibiles venustate" völlig widerspricht.

Nach diesen Darlegungen — die im Rahmen dieser Einleitung nicht umfangreicher gegeben werden können — scheint es zweifellos zu sein, daß die *Mensa philosophica* zwei Verfasser hat: dem einen gehört das Werk bis zum 9. Kapitel des III. Traktates (inklusive), dem andern der Rest.

Was den ersten Teil betrifft, so sehe ich vorläufig keinen Grund, ihn einem andern Autor zuzuschreiben, als es der gelehrte Herausgeber der Ausgabe von 1602 Nikolaus Steinius mit dem ganzen Buche tut, nämlich Michael Scotus, der ja die Werke von Aristoteles und Avicenna ins Lateinische übersetzt hat. Zudem ist sein Werk *Physiognomia et de hominis procreatione* von ganz demselben Geiste erfüllt wie der erste Teil der *Mensa philosophica**).

Michael Scotus ist 1291 gestorben. Im letzten Traktate der *Mensa* findet sich nun eine Erzählung, worin Papst Bonifaz (1294—1303) genannt wird; daraus folgt unmittelbar, daß dieser Teil erst nach dem Tode Michaels geschrieben worden ist.

Innere Gründe zwingen zu der Annahme, daß der Verfasser des IV. Traktates und der letzten Kapitel des III. ein Dominikaner gewesen ist. Abgesehn davon, daß er sofort den bis dahin nie zitierten Dominikaner Albertus Magnus anzieht und sich häufig auf die Chronik der Dominikaner beruft, beweist er auch sonst eine besondere Vorliebe für diesen Orden, den er von all dem Spott und Tadel, der bei den andern Orden nicht gespart wird, ausnimmt. U. a. erzählt er auch, wie ein Erzbischof, der sich erlaubt hat, gegen die Dominikaner zu predigen, von einem Mitgliede dieses Ordens abgeführt wird, und hebt einen diesen Orden besonders lobenden Ausspruch des dritten Ordensgenerals Jordanus hervor. Das sind natürlich keine absolut beweisenden Gründe, aber es scheint doch sehr unwahrscheinlich, daß ein anderer Mönch oder ein Weltpriester die folgende Geschichte geschrieben hätte:

„Als einige Mönche einen Novizen des Predigerordens diesem Orden abspenstig machen wollten, fragte sie der

---

*) Neben Aristoteles, Hippocrates, Pamphilus und Galenus werden hier noch Constantinus und Arrasi (Almansor) zitiert.

Novize, ob Christus allen die Lebensweise angegeben habe und ob seine ganze Handlung unsere Lehre sei. Da sie dies bejahten, sagte er: ‚Da ich nicht gelesen habe, daß der Herr Jesus ein schwarzer oder grauer Mönch gewesen wäre, sondern daß er ein armer Prediger war, will ich viel lieber in seine Fußtapfen treten als in die irgend eines andern.‘ “

Weiter war der Verfasser des IV. Traktates wahrscheinlich ein Deutscher *), der in Paris studiert haben mag; vielleicht hat er auch sonst in Frankreich geweilt und gepredigt. Den vielen in Deutschland lokalisierten Geschichten stehn nur wenige Frankreich betreffende gegenüber, die sich aber, besonders die König Philipp August betreffenden, teilweise schon früher bei Étienne de Bourbon und vielleicht insgesamt in andern französischen Exempelsammlungen vorfinden **).

Uns interessiert von dem ganzen Buche nichts als der IV. Traktat, der das Vorbild für die spätern Facetiensammlungen geworden zu sein scheint. Wenn auch daraus, daß der Verfasser der drei ersten Traktate arabische Quellen benutzt hat, nach unsern Ausführungen kein Schluß auf die Quellen des IV. Traktates gezogen werden kann, so ergibt sich doch oft aus einzelnen Erzählungen selbst, daß sie, wenn auch nicht unmittelbar, auf morgenländischen Überlieferungen beruhn. Auch für die Volkskunde und die Mythengeschichte ist dieser Teil der *Mensa* nicht unwichtig; das sei durch das folgende Märchen erhärtet:

---

*) Aus den paar niederdeutschen Worten in der in Wesel lokalisierten 1. Erzählung des 23. Kapitels einen Schluß auf die Heimat des Verfassers zu ziehen, wäre wohl etwas gewagt.

**) So sind von den von A. Lecoy de la Marche bei Étienne de Bourbon, 243 ff. aus einem gleichzeitigen Manuskripte von Tours mitgeteilten sieben Erzählungen drei auch in der *Mensa* enthalten; eine steht auch bei Caesarius von Heisterbach, d. VI, c. 23. Vgl. übrigens unten meine Noten.

„Ein Bekehrter (conversus) drehte den Bratspieß. Da traten bei ihm schier hundert Zwerge (pygmaei) ein, einer hinter dem andern, und jeder hatte ein Scheit auf dem Nacken. Und sie sagten: ‚Wo wird Herr Hardewin sitzen?‘ Und siehe, da traten viele ein, die trugen den Herrn Hardewin auf ihren Armen und sie machten einen Sitz aus dem Holze und setzten den König Hardewin zunächst dem Feuer nieder. Schließlich ließen sie alle unter Vorantritt des Königs ihr Wasser über den Spieß und so schieden sie. Zornig warf der Bekehrte den Fasan in die Asche und aß ihn nicht.“

Der heilige Dominikus hatte sich nicht verrechnet: der Einfluß der Volksprediger wuchs ins Ungeheuere und das Exempel bewährte sich zum mindesten als eine außerordentliche Anziehungskraft für die Massen, wenn auch vielleicht die Wirkung auf deren moralisches Verhalten hinter den gehegten Hoffnungen zurückblieb. Besonders sympathisch mußten den niedern Schichten die Prediger der beiden Orden, der Dominikaner und der Franziskaner, schon deswegen sein, weil sie arm waren wie das Volk selbst und ihren Unterhalt durch Betteln erwerben sollten. Aus dem Munde eines hagern Bettelmönchs mußte eine Predigt, die sich gegen die Reichen und die Herren der Welt richtete, dem Volke weit lieblicher klingen als die Predigt eines feisten Pfarrers, der es ermahnte, nicht zu saumselig zu sein mit der Entrichtung des ihm gebührenden Zehnten. Anerkennen muß man, daß diese Mönche lange Zeit von ihrem Einflusse keinen schlimmen Gebrauch gemacht und darauf verzichtet haben, auch in weltlichen Dingen jenen Fanatismus hervorzurufen, den sie in religiösen so leicht zu entfachen im stande waren.

Mit der Zeit tritt natürlich auch ein Mißbrauch des Exempels ein. Einerseits wurde wohl die Predigt so mit Exempeln durchsetzt, daß sie schließlich nur noch wenig von einer Erbauungsrede an sich hatte, andererseits wurden zu Exempeln Erzählungen gewählt, die sich im Munde eines Priesters oder Mönches sonderbar ausnahmen. Wenn auch die *Mensa philosophica* nicht als Exempelsammlung betrachtet werden darf, so ist es doch bei dem kirchlichen Anstriche, den sie in ihrem letzten Teile hat, mehr als wahrscheinlich, daß auch sie oder ihresgleichen Material für den sensationslüsternen Prediger beisteuern mußte. So begreift man es, daß zu Anfang des 14. Jahrhunderts Dante seiner Beatrice die entrüsteten Verse hat in den Mund legen können:

„Non disse Cristo al suo primo convento:
‚Andate e predicate al mondo giancie‘;
Ma diede lor verace fondamento.
— — — — — — — — — — — — —
Ora si va con motti e con iscede
A predicare, e pur che ben si rida
Gonfia il capuccio, e più non si richiede.“ etc. etc.*)

Bald sollte auch die Einfachheit der bettelnden und predigenden Orden schwinden. Seit den Bischöfen das Recht genommen war, einen vollständigen Ablaß zu spenden, benutzten die Päpste mit Vorliebe die uneigennützigen Mönche dazu; das einträgliche Geschäft, das diese dabei auf fremde Rechnung, für das Oberhaupt der Kirche, machten, ließ es ihnen aber bald naheliegend erscheinen, auch des eigenen Nutzens nicht zu vergessen. So sank denn ein großer Teil von ihnen zu gemeingefährlichen Gauklern herunter, die vom Weltklerus, freilich nicht aus rein selbstlosen

---

*) *Paradiso,* c. XXIX, v. 109 ff. und 115 ff.

Gründen, aber mit Recht erbittert bekämpft wurden. So wird ein den Bettelbrüdern entgegentretender Beschluß der Salzburger Synode von 1386 in der Weise begründet: „Quia religiosos, praecipue fratres mendicantes, decet, puritatem omnimodam in suis actibus observare, tamen saepe divagandi et dissolutionis materiam mutuantur, scandalum aliorum, et tanquam pseudoprophetae fabulosis praedicationibus audientium animos plerumque seducunt*).“ Und die Schilderung, die Chaucers Ablaßkrämer von seinem eigenen Treiben gibt, hat sicherlich auf tausend irrende Mönche gepaßt:

„Denn sicher, hinter mancher Predigt steckt
Gar schlimme Absicht. Oft wird nur bezweckt,
Dem Volke Schmeicheleien darzubringen,
Durch Heuchelei sich rasch emporzuschwingen,
Indessen Haß und Ruhmsucht andre treibt.

— — — — — — — — — — — — — — —

So spuck ich Gift und Galle unterm Schein
Der Frömmigkeit und gelte fleckenrein.
Denn kurz und gut, auf Treu und Ehrlichkeit!
Mein Grund der Predigt ist Begehrlichkeit!

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann pfleg ich ihnen mancherlei Geschichten
Aus alter Zeit als Beispiel zu berichten,
Da solche Sachen der gemeine Mann
Gern nacherzählt und leicht behalten kann.

Wie glaubt ihr, wenn mir Gold- und Silbergeld
So leicht durch Predgen in die Hände fällt,
Ich sollte dennoch freiwillig und gern
In Armut leben? — Nein, das liegt mir fern!

---

*) Linsenmayer, 84.

Ich predge mich und bettle mich durchs Land
Und tue keine Arbeit mit der Hand,
Vom Körbeflechten brauch ich nicht zu leben,
Ich bettle fleißig — und mir wird gegeben*)."

Die Predigermönche, denen die Kirche soviel zu danken hatte, haben der Kirche noch in ihrer Entartung den letzten großen Dienst erwiesen: sie haben den unmittelbaren Anlaß zur Reformation gegeben.

Der Plan, der der folgenden Sammlung von Predigtmärlein und Mönchsgeschichten zu grunde liegt, ist schon durch die Besprechung der benutzten Werke gegeben; sie umfaßt die Erzählungsstoffe des 13. Jahrhunderts. Was aus spätern Zeiten, wie aus dem *Speculum morale*, aus Bozon**), aus dem *Dialogus creaturarum****), aus der *Summa praedicantium* von Johannes Bromyard†), aus den Predigten

*) Nach Dürings Übersetzung von *Geoffrey Chaucers Werken*, III, 1886, 160 ff.

**) Über Nicole Bozon, den schon oben erwähnten englischen Franziskaner, kann sowohl P. Meyer, als auch L. Hervieux keine andere Auskunft geben, als daß er aus dem Norden Englands stammte und seine *Metaphorae* zwischen 1320 und 1350 in dem „roman, que les Normands avaient importé en Angleterre" niedergeschrieben hat.

***) Das um 1355 verfaßte erbauliche Fabelbuch *Dialogus creaturarum*, als dessen Autor ein Nicolaus Pergamenus genannt wurde, ist nach den im *Giornale storico della letteratura italiana*, X, 42 ff. und vorher veröffentlichten Untersuchungen P. Rajnas von einem gewissen Mayno oder Magnino de Maynis oder Magneriis (Mayno de' Mayneri) aus Mailand, geboren zwischen 1290 und 1295 und um 1370 gestorben, verfaßt. Zuerst ist der *Dialogus* 1480 gedruckt worden; einen Neudruck hat Gräße 1880 besorgt. (*Die beiden ältesten lateinischen Fabelbücher des Mittelalters;* sie bilden den 148. Bd. der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart).

†) Johannes Bromyard, ein englischer Dominikanermönch, hat neben andern Schriften die *Summa praedicantium* verfaßt, ein Handbuch für den Prediger, das mehr als 1000 Exempel enthält. Wie Goedeke sagt (*Orient*

und der Exempelsammlung Herolts*) und aus dem *Magnum speculum exemplorum* **) aufgenommen worden ist, das hat alles ältere Quellen und ist in dieser Fassung nur deswegen berücksichtigt, weil es in der ältern lateinischen Form entweder heute noch als verloren bezeichnet werden muß oder gegenüber der jüngern Niederschrift ungenießbar erscheint.

Heiligenlegenden sind grundsätzlich ausgeschlossen worden; sie wurzeln in den seltensten Fällen (vgl. die Geschichte von St. Guinefort) in der Volksüberlieferung, sondern sind meist Kunstprodukte der Leute, die davon Nutzen, das Wort im weitesten Sinne genommen, ziehn konnten. Eine Ausnahme machen nur die Mirakel der heiligen Jungfrau, weil sie die Verehrung, die Maria im Mittelalter genoß, in einer Weise charakterisieren, die sie geradezu als Göttin erscheinen läßt. Der ritterlich-romantische Frauendienst hatte schließlich auch die Gottesmutter miteinbezogen; geradeso, wie für jeden Ritter der Wunsch seiner Dame ein Gebot war, dem er sich unweigerlich

---

und Occident, I, 538) darf überall Entlehnung vorausgesetzt werden. Bromyard war einer der heftigsten Gegner Wyclifs, dem er auch 1382 auf dem Erdbebenkonzil entgegentrat. Er starb 1418. Die erste Ausgabe der *Summa praedicantium* fällt in die achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts. 43 seiner Exempel sind von Wright in den *Latin Stories,* London, 1842 nach einem Manuskripte des British Museum abgedruckt worden.

*) Johannes Herolt, ein Dominikaner aus Basel, hat zwischen 1435 und 1440 *Sermones discipuli de tempore et de sanctis* herausgegeben, denen er eine nach dem Alphabete geordnete Exempelsammlung, das *Promptuarium exemplorum* angeschlossen hat, obwohl schon die *Sermones* eine außerordentlich große Zahl von Märlein enthalten. Der älteste Druck fällt ins Jahr 1476. Noch vor 1500 waren 36 Auflagen notwendig geworden.

**) Das *Speculum exemplorum,* dessen erste Ausgabe in Deventer 1481 erschienen ist, ist nichts als eine Zusammenstellung von 1215 moralischen Geschichten verschiedener Verfasser; 1603 hat es der Jesuit Johannes Major neu herausgegeben, jedem Exempel die Quelle angefügt und ihre Zahl um weitere 160 vermehrt. Von nun an heißt es *Magnum speculum exemplorum.* Es ist vorher und nachher oft gedruckt worden.

fügen mußte, wurde es nur als natürlich empfunden, daß Christus den Wünschen seiner Mutter unter jeder Bedingung nachzukommen hatte. In erster Linie sah man in ihr die Fraue, in zweiter Linie die Heilige und in dritter und letzter Linie endlich auch das Weib; sogar Satan, der den andern Heiligen Widerstand leistet, beugt sich galant vor unser lieben Frau. Die Franziskaner haben es versucht, auch ihren heiligen Franziskus mit einem gottähnlichen Nimbus zu umkleiden; gelungen ist es ihnen nicht. Diese absonderliche Stellung, die Maria in der damaligen christlichen Mythologie einnimmt, hat es veranlaßt, daß verhältnismäßig viele von ihren Wundern aufgenommen worden sind.

Die Übersetzung der Märlein ist so wortgetreu, wie es nur möglich war; der Treue des Ausdruckes zu liebe ist auf jeden Wohllaut der Sprache verzichtet worden, der übrigens sowieso etwas künstliches hätte. Die Predigtmärlein sind keine Novellen, die vor schönen Frauen und geistreichen Männern vorgetragen wurden, sondern schlichte Erzählungen, die den Bürgern und Bauern mundgerecht sein mußten.

In den Anmerkungen habe ich Hinweise über die Quellen und die Verbreitung der Stoffe zusammengetragen, soweit sie mir bei der Durchforschung verwandter literarischer Gebiete aufgefallen sind. Ebenso habe ich die mir bekannt gewordene Literatur über einzelne Stücke verzeichnet und in diesem Falle meist darauf verzichtet, etwas schon gesagtes zu wiederholen. Eine auch nur annähernde Vollständigkeit ist nicht angestrebt worden; ebenso wie ich selbst vielleicht schon nach einem Monate im stande wäre, weitere Verästelungen der Motive anzugeben, werden wohl auch andere in der Lage sein, manches in einer frühern oder spätern Fassung nachzuweisen.

Tetschen an der Elbe, im August 1908.

Albert Wesselski.



Mönchslatein.



I.

Es war einmal, so wird berichtet, ein edler, mächtiger und reicher König, dem viele Fürsten, Grafen, Barone, Ritter und Vasallen untertan waren und viele Völker aus verschiedenen Ländern und Stämmen und von verschiedenen Sprachen. Er hatte Schätze von Silber und Gold und unermeßliche Reichtümer, dazu unzählige Herden von Rindern und Kleinvieh. Unter anderm hatte er auch etwas wunderbares, wunderbarer als sonst alles, nämlich einen Stier mit goldenen Hörnern, den einer seiner Hirten, Maurus mit Namen, samt vielen Rindern hütete. Von diesem Maurus wird als preisenswert berichtet, daß er so sehr wahrheitsliebend war, daß er niemals lügen wollte, nnd niemand war, der hätte sagen können, Maurus habe gelogen; deshalb hielt ihn der König lieb und wert. Der König hatte auch in einer Stadt einen Statthalter, einen nichtswürdigen Menschen von solcher Bosheit, daß er nie froh war, außer wenn er den König zum Zorne gegen irgend wen vom Gesinde gereizt hatte. Als nun der besagte König einmal mit diesem Statthalter beisammensaß, sprach er auch von Maurus und sagte dabei: „Nie hast du einen so wahrhaften und treuen Mann gesehn, wie es Maurus ist, der meinen Stier mit den goldenen Hörnern hütet." Darauf versetzte der Statthalter: „Du sagst, o König, dein Hirte Maurus sei so wahrhaft, daß er niemals lüge; wenn es dir aber angenehm wäre, eine deiner Städte einzusetzen, so möchte ich dagegen meinen Kopf wetten, daß ich deinen Maurus, den du gar so sehr lobst, dazubringe, daß er in

deiner Gegenwart und vor deinen Ohren lügt.“ Als der König diese Rede vernommen hatte, ging er mit seinem Statthalter diese Wette ein, daß der Statthalter, wenn er Maurus dazubringe, vor dem Könige zu lügen, dieunddie Stadt haben solle; gelinge es ihm aber nicht, dann solle er sein Haupt verlieren. Nachdem sie dergestalt gewettet hatten, bestimmte der König dem genannten Statthalter einen Tag, wo Maurus kommen sollte und auch der Statthalter dasein müsse, um sein Haupt zu lösen. Der Statthalter ging weg und nach Hause und begann bekümmert nachzudenken, daß er eine törichte Wette eingegangen sei, wenn er verliere; traurig und betrübt kam er heim. Da ihn nun seine Frau fragte, was er habe, erzählte er ihr alles, wie es sich zugetragen hatte. Doch sie sagte zu ihm: „Sei nur heiter und guten Mutes; ich will dich völlig lösen und Maurus zu etwas verleiten, was er nicht für sein Leben vor dem Könige einzugestehn wagen wird.“ „Oh,“ antwortete er, „wenn du das zustandebrächtest, würdest du mich zum glücklichsten Menschen machen, weil du nicht nur meinen Kopf retten, sondern auch mich und dich zu reichen Leuten machen würdest; darum sieh zu, daß du es rasch ins Werk setzest, was du gesagt hast.“ Und das Weib machte sich auf den Weg zu Maurus, um ihm zur Versuchung des Teufels zu werden. Als Maurus sah, daß sie zu ihm kam, wunderte er sich, warum eine so große Dame zu ihm komme. Sie kam und fand Maurus in einem Walde, wie er das königliche Vieh weidete und den Stier mit den goldenen Hörnern hütete; sie grüßte ihn freundlich und setzte sich nieder. Was weiter? Sofort umfing sie ihn, küßte ihn, herzte ihn mit lüsternem Antlitze, verstrickte ihn durch mancherlei Rede und verführte ihn durch die Lockungen ihrer Lippen; um mit ihr die Lust zu büßen, folgte er ihr wie ein mutwilliges Lämmchen oder wie ein Rind, das zur Schlachtbank geführt wird: er ahnte nicht, daß seiner Fesseln

warteten, um ihn zu halten, bis der Pfeil sein Herz durchbohren werde, und wußte nicht, daß es sich um sein Seelenheil handelte, sondern glich dem Vogel, der ins Netz flattert. Nachdem sie ihn trunken gemacht hatte an ihren Brüsten und seine Begierde in ihrer Umarmung gestillt war, sprach sie zu ihm: „Wenn du mir nicht dafür, daß du mich in der Begattung genossen hast, die goldenen Hörner gibst, die der Stier deines Herrn trägt, so werde ich dich bei meinem Herrn anklagen und er wird dir nachstellen, bis du vertilgt bist von der Erde der Lebenden.“ Durch diese Worte arg erschreckt, bot ihr Maurus viel andres an, versprach ihr alles mögliche und gelobte, er werde ihr geben, was immer sie wolle, nur die Hörner des Stieres solle sie nicht verlangen. Sie aber wies alles zurück um der Hörner willen, bis Maurus, der mehr den Zorn des Statthalters als den des Königs fürchtete, seinen Knüttel packte, den Stier auf die Hörner schlug, sodaß sie fielen, und sie der Elenden übergab. Sie kehrte heim und zeigte ihrem Gatten die mitgebrachten Hörner und behauptete, Maurus werde, wenn er vom Könige über diese Hörner befragt werde, nichts eingestehn. Heiter wie einer, der aus einem schweren Traume erwacht ist, feierte der Statthalter den Tag als Fest- und Freudentag und erwartete nun getrost den vom Könige bestimmten Tag. Als die Zeit umwar, ließ der König alle seine Fürsten, Ritter und Vasallen kommen, damit sie der Entscheidung bewohnten und gleichermaßen vernähmen, wer von den beiden, entweder der König selbst oder der Statthalter, als Sieger hervorgehe. Und sie kamen und saßen in der Halle des Königs nach ihrem Range nieder und auch der Statthalter war da, froh und vergnügt und ganz getrost, daß er seinen Kopf behalten und die Stadt gewinnen werde. Auf den Befehl des Königs liefen die Läufer, einer schneller als der andere, um Maurus vor den König und die Fürsten zu laden und ihn schleunigst herbeizubringen, damit er

Rechenschaft ablege über sein Amt. Als sie hinkamen und den Befehl des Königs vorwiesen, machte sich Maurus, das Herz voll Furcht, unverzüglich auf, um vor das Antlitz des Königs zu treten. Aber noch auf dem Wege fing er zu denken an und sich nun zu erinnern, wie töricht er getan habe und wohin er nun gehe und daß es jetzt gelte, vor dem Könige und seinen Fürsten Rechenschaft abzulegen über die Herde, die er so lange gehütet hatte, und besonders über den Stier, dessen goldene Hörner er weggegeben hatte; da blieb er stehn und sagte im Selbstgespräche: „Ich will nicht weiter gehn, als bis ich versucht und gefunden habe, was und wie ich dem Könige auf seine Fragen antworten werde.“ Und er stieß seinen Stock in die Erde, bis er feststand, nahm seinen Hut vom Kopfe und setzte ihn dem Stocke auf; „Du bist“, sagte er, „der König.“ Dann ging er einen Steinwurf weit zurück, ging wieder vor bis zu dem Stocke am Wege, den er an des Königs statt gesetzt hatte, beugte seine Knie und huldigte ihm auf der Erde: „Sei gegrüßt, o König! Sei gegrüßt, o König!“ Und für den Stock antwortend, sagte er zu sich: „Sei gegrüßt, Maurus, du guter, treuer und kluger Knecht! Wie geht es meinen Rindern?“ „Sehr gut.“ „Und wie geht es meinem Stiere mit den goldenen Hörnern?“ „Nicht so gut, wie ich wollte oder wie es gut für mich wäre.“ „Wieso denn?“ „Vorgestern hat er sich von der Herde entfernt und da ist eine Schar Wölfe gekommen und die haben ihn gewürgt und gefressen.“ Und wieder antwortete er für den Stock: „Schlecht hast du meinen Stier behütet; gib mir jedoch seine Hörner, die haben ja die Wölfe nicht gefressen.“ Da bedachte Maurus bei sich: Wenn ich sage, daß ihn die Wölfe gefressen haben, wird er die Hörner verlangen; das darf ich also nicht sagen, um mein Heil nicht zu gefährden. Und da ging er noch einmal einen Steinwurf weit weg, kam zum Stocke zurück und huldigte ihm grüßend wie dem Könige; nun gebrauchte er keinerlei lügenhafte Ausflüchte

mehr, sondern bekannte vor dem Stocke, als ob er vor dem Könige stünde, alles, was er getan hatte und wie er die goldenen Hörner der Gattin des schändlichen Statthalters für den begangenen Ehebruch gegeben hatte, und fuhr fort: „Besser ist es, daß ich vor dem Könige die Wahrheit sage, als daß ich eine Lüge ersänne und dann, darauf ertappt, jämmerlich zu Grunde ginge. Daher will ich die Wahrheit sagen und nicht lügen; meine Kehle wird nach Wahrheit trachten und aus meinem Schlunde soll nicht Torheit schreien." Er nahm also den Hut, setzte ihn aufs Haupt, ergriff den Stock und verfolgte seinen Weg weiter. Und als er vor dem Könige stand, rief er: „Sei gegrüßt, o König! Sei gegrüßt, o König!" Und der König blickte ihn an und sagte: „Bist du nicht mein warhafter und aufrichtiger Knecht Maurus, gut, klug und treu, ein wahres Kind Israels, an dem kein Falsch ist?" „So ist es, mein Herr und König." „Wie geht es denn meinen Rindern und meinem Vieh?" „Gut, mein Herr und König; alles ist wohl." „Und wie geht es denn meinem einzigen Tiere, meinem Stiere mit den goldenen Hörnern?" „Viel anders, mein Herr, als dir lieb wäre oder mir elendem frommte oder als ich zu gestehn wagte; doch will ich die Wahrheit sagen und nicht lügen, damit, wenn schon nicht meinem Handeln, so doch wenigstens meiner Rede kein Tadel gebühre. Höre also die Wahrheit ohne Unwillen." Und er wies mit dem Finger auf den genannten Statthalter und erzählte: „Herr, vorgestern ist die Gemahlin dieses Statthalters zu mir gekommen und hat mich trügerisch versucht und ich bin auf sie gefallen; als es dann geschehn war, hat sie mich mit der Drohung geschreckt, sie werde mich bei ihrem Herrn anklagen, wenn ich ihr nicht die goldenen Hörner gäbe, und in der Furcht, o Herr, vor der Bosheit des schändlichen Statthalters habe ich ihr die goldenen Hörner gegeben. Und ich weiß, daß ich den Tod verdiene, aber ich beschwöre dich, sei gnädig,

erbarme dich meiner gemäß deiner großen Milde und vergib mir meine Schuld gemäß der Größe Deines Erbarmens." Was weiter? Maurus hatte nicht gelogen, und so maß ihm der König keine Schuld bei, weil kein Falsch in seinem Munde erfunden wurde. Der Statthalter wurde am Haupte gestraft, Maurus aber wurde von Stund an, nachher und bis in die Ewigkeit groß und berühmt im Hause des Königs.

II.

Ich habe von einem Priester erzählen hören, der eine eselartige und schreckliche Stimme hatte, aber trotzdem glaubte, er singe gut. Als er jedoch eines Tages sang, da weinte ein Weib, die ihn hörte; und der Priester, in der Meinung, die Süßigkeit seiner Stimme sei es gewesen, die das Weib zur Andacht und zu Tränen gerührt habe, begann noch höher zu singen; da weinte sie noch mehr. Dann fragte er sie, warum sie weine, und dachte, er werde zur Antwort erhalten, daß sie ihn gerne höre. Aber sie sagte: „Herr, ich bin das unglückliche Weib, deren Esel neulich der Wolf gefressen hat, und wenn ich Euch singen höre, so kommt es mir ins Gedächtnis, daß mein Esel ebenso zu singen pflegte." Auf diese Worte errötete der Priester: wo er Lob ernten wollte, hatte er Beschämung geerntet.

III.

Da also Gott die Strahlen seiner Gnade durch die ganze Welt ausgießt, werden einige Kleinmütige an dieser Sonne

wie Wachs so weich, dass sie das Zeichen des Kreuzes nicht auf sich nehmen . . . nach dem Beispiele eines Sohnes Kaiser Karls, der Gobard hiess. Karl wollte, wie es heißt, den Gehorsam seiner Söhne versuchen, schnitt von einem Apfel, den er in der Hand hielt, ein Stück und sagte: „Gobard, öffne den Mund und empfange"; der aber entgegnete, er öffne den Mund nicht und wolle nicht solche Schmach von seinem Vater leiden. Nun rief der Vater einen andern Sohn, Ludwig mit Namen, und sagte: „Öffne den Mund und empfange, was ich dir reiche." Ludwig antwortete: „Wie es Euch gefällt, verfügt über mich wie über einen Sklaven", öffnete den Mund und empfing den Apfel von der Hand des Vaters, der augenblicklich fortfuhr: „Ich gebe dir das Königtum Frankreich." Und als der Vater dem dritten Sohne, der Lothar hieß, befohlen hatte, vor allen den Mund zu öffnen, sagte er zu dem öffnenden: „Für das Apfelstück, das du genommen hast, bekleide ich dich mit der Herzogswürde Lothringens." Nun sagte Gobard in später Reue: „Vater, Vater, sieh, ich öffne den Mund, gib mir ein Stück vom Apfel." Darauf der Vater: „Zu spät hast du aufgetan; ich gebe dir weder vom Apfel, noch ein Land." Und alle verspotteten ihn und sagten: *„A tart bea Gobard"*, das heißt: „Zu spät hat Gobard gegähnt."

IV.

Der Bruder Geoffroi von Blével, der auch viele Jahre Rektor der Schule der Gottesgelehrtheit in Paris war, hat von einem Ritter erzählt, der, weil er seine Frau im Verdachte gehabt hat, allnächtlich sein Haus verschlossen und den

Schlüssel verwahrt hat. Ihr Buhle aber, ein Priester, zog geschickt einen Pfahl aus der Palisade und gelangte also zu ihr. Ein Wolf, der das Loch entdeckte, schlüpfte nach dem Priester hinein und würgte viel Schafe. Als der Ritter am Morgen von dem Schaden hörte und der Fährte des Wolfes folgte, fand er das Loch und erkannte leicht den Trug und die Spuren des Pfaffen. Er ließ sich nichts merken, sagte seiner Frau, ihm sei ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß seine Mutter an einem entfernten Orte krank auf den Tod darniederliege, und schickte sie dorthin; dann ließ er neben dem Loche innerhalb der Palisade eine große und tiefe Grube ausheben. Als die Herrin zurückgekommen war mit der Meldung, sie habe die Mutter bei Gesundheit getroffen, feierte dies der Ritter durch ein großes Gastmahl; hierauf gab er ein Unwohlsein vor und ging zu Bette. Der Pfaffe kam, hob den Pfahl aus, trat in der gewohnten Weise ein und fiel in die Grube; ebenso hinter ihm der Wolf. Gleicherweise schickte die Herrin, die den Verzug nicht ertrug, ihre Zofe, die ihre Mitwisserin war, zum Priester, und die fiel ebenso in die Grube. Endlich ging auch die Dame hin, die den Verzug nicht ertrug und die Zofe mit dem Priester beargwöhnte, und fiel zu den andern. Als der Ritter am Morgen sah, was sich zugetragen hatte, rief er die ganze Nachbarschaft zusammen, setzte ihnen auseinander, was geschehn war, entließ die Schuldigen aus der Grube und beschämte sie vor allen.

V.

Ebenso geschah es, wie Bruder Cabritus bezeugt und bewährt, in der Diözese von Grenoble, daß ein Priester die

Frau eines Schreiners liebte. Als er mit ihr in der Abwesenheit des Gatten sündigte, kam dieser zur Türe. Erschreckt stieg der Priester in eine dort stehende Truhe und das Weib schloß sie. Beim Eintritt in die Stube sah der Mann an der Spalte der Truhe eine Zipfel vom Kleide des Priesters, ahnte sofort einen Trug, nahm daher den Schlüssel und versperrte die Truhe. Dann lud er sie auf einen Ochsenkarren, rief die Nachbarn und fuhr auf den Markt; dorthin kam auch ein Freund des Geistlichen, der um die Geschichte wußte, weil ihm dieser hatte heimlich die Botschaft zukommen lassen, er solle die Truhe kaufen und ihn befreien, und dieser Freund kaufte sie um zwanzig Pfund. Der Verkäufer aber, des Preises sicher, sagte, dass er den Inhalt nicht verkaufe; und er öffnete, als auf diese Worte hin alle Marktbesucher herbeiliefen, die Truhe, und ihr entstieg der Priester, verstört und von allen verspottet. Als der Bischof von der Sache erfuhr, forderte er von dem Verhöhnten ebensoviel an Buße, als der andere für die Truhe erhalten hatte. Das erzähle ich deswegen, damit die Ehebrecher sehn, wie groß ihre Verstörtheit sein wird, wenn ihre Sünden werden vor aller Welt enthüllt werden und sie bestürzt und von allen verspottet zur Hölle fahren werden.

VI.

Es war einmal ein Mann, der hatte von seiner Gattin drei Kinder — so glaubte er. Eines Tages aber stritten die Eheleute miteinander und waren zornig und im Streite sagte die Frau zu ihrem Gatten: „Glaubst du denn, das seien deine Söhne?“ Als er die Frage bejahte, fuhr sie fort: „In Wahrheit ist keiner dein außer einem.“ Darob grämte sich der Mann sehr und in dem Gedanken, wie er

es herausbringen könnte, wer eigentlich sein Sohn sei, forschte er seine Frau aus, manchmal wenn er mit ihr im Bette Kurzweil trieb, oder manchmal indem er sie berauschte; aber nie konnte er die Wahrheit erfahren. Als jedoch seine Todesstunde kam und er sein Testament errichten sollte, sagte er: „Meine Brüder, ich habe geglaubt, drei Söhne zu haben, habe aber nicht mehr als einen; diesem einen allein hinterlasse ich meine Erbschaft und mein Gut, und ich glaube, daß es mein Herr, der gerecht ist, nicht zulassen wird, daß die Bastardsöhne daran teilhätten." Als das die Söhne hörten, lief einer von ihnen, noch bevor der Vater begraben wurde, zu ihrem Herrn und erzählte ihm alles der Reihe nach, so wie es der Vater gesagt hatte: „Und ich weiß, Herr, daß ich sein Sohn bin; gib mir die Erbschaft und ich werde dir geben was du willst." Bevor er noch mit seiner Rede fertig war, kam der zweite und später kam auch der dritte, und auch die sagten so wie der erste. Darüber bewegt, befahl der Herr: „Geht und bringt euern toten Vater vor mich." Und als sie ihn gebracht hatten, sagte der Herr: „Nehmt diesen Körper und bindet ihn an diesen Baum da; nehmt einen Bogen und Pfeile, und wer ihn von euch tiefer trifft, der ist sein Sohn." Und der erste nahm den Bogen und traf ihn mittendurch unterhalb des Nabels, und dann der zweite mitten durch den Oberleib. Als aber der dritte schießen sollte, weinte er und sagte: „Ist denn das nicht mein Vater? Nicht um die ganze Welt möchte ich ihn durchbohren; eher sollt ihr all sein Gut und seine ganze Erbschaft behalten, bevor ich nur einmal auf ihn schießen würde." Da sprach der Herr: „Wahrlich, du bist sein Sohn, und du sollst sein Gut und seine Erbschaft haben."

VII.

Ein großer Schwarzkünstler hatte einen edeln Schüler, der ihm große Versprechungen zu machen pflegte; daher wollte er ihn auf die Probe stellen und bewirkte es durch seine Kunst, daß es den Schüler däuchte, er sei zum Kaiser erwählt worden. Als ihm viele Länder zufielen, so bat ihn der Meister, ihm eines davon zu geben. Aber er sagte, er kenne ihn nicht. Darauf sagte der Meister: „Ich bin der, der Euch alles das gegeben hat und wieder nehmen wird.“ Und er ließ das Blendwerk weichen und der andere war wieder so wie vordem.

VIII.

Ich habe erzählen hören von einem Bauer, der aufgewachsen war im Rauche und im Gestanke des Viehs. Als der einmal bei einer Apotheke vorbeiging, wo wohlriechende Spezereien gerieben wurden, mochte er den Duft nicht vertragen und stürzte wie halbtot zusammen; und er konnte nicht früher genesen oder zur Besinnung kommen, als bis er, nach Hause gebracht, wieder zum Gestanke des Rauches und des Mistes zurückgekehrt war. So sind auch viele so an den Gestank und den Schmutz der Sünden gewöhnt, daß sie den Wohlgeruch des Wortes Gottes nicht ertragen können.

XI.

Ich habe einmal ein Weib gekannt, die so streitsüchtig war, daß sie den ganzen Tag gleichsam um nichts stritt

und vielen vielerlei Schmähungen zufügte. Da war nun ein guter Gesell, mit dem ein andres Weib oftmals streiten wollte; er aber hatte kein acht ihr zu antworten, und wandte ihr stets den Rücken wie einem kläffenden Hunde. Da fragt ihn ein Nachbar, der dies wahrnahm: „Warum antwortest du diesem bösen Weibe nicht?“ und er erwiderte: „Ich verstehe nicht zu streiten.“ Darauf sagte der Nachbar: „Ich will dir einen guten Rat geben. Ich kenne ein sehr streitsüchtiges Weib; geh zu ihr und bitte sie, daß sie für dich streite. Sie versteht nämlich das Streiten sehr gut.“ „Um so lieber will ich sie hinführen“, sagte der andere, „und will ihr Geld geben, damit sie für mich wider das böse Weib streite, die ich vorhin erwähnt habe.“ Sie sagte: „Was suchst du?“ „Ich suche“, antwortete er, „ob ich ein streitsüchtiges Weib finden kann, die für mich wider ein böses Weib streiten soll, und darum bin ich zu dir gekommen.“ Da fing sie sofort an mit dem Manne zu streiten und ihm viel Schmähworte zu geben; er aber sagte freudig: „Gebenedeit sei Gott, ich habe gefunden, was ich suchte.“ Als sie das hörte, begann sie ihm noch viel mehr Schmähungen zuzurufen und ihn anzuschreien: „Du Hurensohn, du Schuft, du schäbiger Kerl, such ein solches Weib wo anders, hier wirst du sie nicht finden.“ Aber er sagte lächelnd: „Mir genügt es, ich will nicht weiter mehr suchen; eine bessere hätte ich nimmer finden können.“

X.

Eine edle Dame war eines Tages, wie mir ein Ordenspriester erzählt hat, allein in dem Schlosse, wo sie wohnte. Ich weiß nicht, was sie gedacht oder getan hat, aber der

Geist der Unzucht wollte nicht, dass sie allein sei; denn auf einmal entbrannte sie in solcher Geilheit, daß sie hierhin und dorthin rannte und weder stehn noch sitzen konnte, nicht anders, als ob sie ein glühendes Eisen im Schoße gehabt hätte. Und da sie die Flamme der Lust nicht ertragen konnte, stieg sie, ihrer Keuschheit vergessend, zum Schloßpförtner hinab und verlangte von ihm nachdrücklichst und ungestüm, er solle ihr beiwohnen. Er aber antwortete ihr als gerechter Mann: „Was sollen Euere Worte, Herrin? Wo bleibt Euere Vernunft? Denket an Gott und wahret Euere Ehre!" Und die Dame, die sich um solche Gedanken nicht gekümmert hatte, verließ nach diesem Bescheid ihr Schloß, lief zu dem dort vorbeifließenden Flusse, trat ins kalte Wasser und blieb solange drinnen, bis der Reiz der brennenden Lust gelöscht war. Dann kehrte sie zum Pförtner zurück, dankte ihm für seine Weigerung und sagte: „Wenn du mir jetzt tausend Goldmark geben wolltest, würde ich das nicht tun, was ich früher von dir verlangt habe, daß du mit mir tuest." Und sie kehrte in ihr Gemach zurück.

XI.

Die Gattin eines Grafen, die Nachkommenschaft vermißte, bat Gott oft, ihr ein Kind zu schenken; da sie es, aber nicht erhielt, versprach sie endlich dem Teufel, ihm, wenn er ihr ein Kind schenke, dieses zu weihen, und er tat es. Sie empfing und gebar einen Sohn, dem sie in der Taufe den Namen Robert gab. Wie dieser Sohn mit dem Fortschreiten der Zeit wuchs, also wuchs auch in ihm die Bosheit mehr und mehr: zuerst biß er die Amme in die Brüste, größer geworden schlug er die andern, dann verdarb

und beraubte er, wer ihm begegnete, später raubte und schändete er Jungfrauen und Weiber und fing Männer und tötete sie; wie er aber auch im Laufe der Zeit an Schlechtigkeit zunahm, als er Ritter geworden war, wurde er noch gottloser. Durch die Wehklagen seiner Opfer bewegt, sagte ihm endlich einmal seine Mutter, daß bei ihm alles umsonst sei, weil ihm bestimmt sei, nichts sonst zu tun als böses; da ging er mit gezücktem Schwerte auf sie los und schrie ihr zu, entweder werde er sie töten oder sie müsse ihm sagen, warum sie das gesagt habe und warum er so böse sei. Von Furcht getrieben und von Schrecken erfaßt, erzählte sie ihm, wie sie ihn dem Teufel gegeben habe und was oben berichtet ist. Als er das hörte, ließ er alles zurück und zog nach Rom. Oft und oft versuchte er vergebens, ob er dem Papste beichten könnte, endlich aber faßte er ihn bei einer Prozession an den Füßen und sagte ihm, er lasse sich lieber töten, als daß er nicht mit ihm sprechen sollte. Nachdem ihn nun der Papst gehört hatte, sandte er ihn zu einem heiligen Einsiedler, und dieser bat in der Messe Gott, ihm kundzutun, was er ihm für eine Buße auferlegen solle, weil er selbst zu verwirrt war über die Erzählung der begangenen Greuel; und Gott schickte ihm durch eine Taube einen Zettel, worauf geschrieben stand, Robert solle niemals wieder sprechen, es sei denn mit der Erlaubnis des genannten Einsiedlers, und er solle sich als Narren stellen, alle Unbill, welche ihm die Knaben und andere zufügen würden, geduldig ertragen, bei den Hunden liegen und nichts andres essen, als was er ihnen wegnehme. Diese Buße nahm Robert willig auf sich wie ein ihm von Gott verliehenes Geschenk und versprach, sie treulich zu vollziehen. Vom Eremiten wie ein Narr geschoren, ging er zur Stadt des Königs; von den Knaben verfolgt, erstieg er die Halle des Königs, raufte mit den Hunden und riß ihnen die Brocken, die ihnen zugeworfen wurden, aus den Zähnen und die Hofleute warfen ihnen

Knochen und andres hin, damit sie seinen Kampf mit den Hunden sähen. Als aber der König merkte, dass er nichts andres essen wollte, als was den Hunden vorgeworfen wurde, warf er ihnen gar viel hin, auf daß es der, den er für einen Narren hielt, esse. Er wollte nirgends sonst liegen, als bei den Hunden unter der Treppe, wo er die Nacht mit Weinen und Beten verbrachte. Aber der König, der großes Mitleid hatte mit ihm, ließ nicht zu, daß er gequält worden wäre. Da ereignete es sich, daß die Barbaren gegen den König losstürmten und sein Reich verwüsteten, und der König zog mit den Seinen hinaus zur Schlacht. Robert trug Mitleid mit ihm und betete für ihn; da erschien ihm ein Engel Gottes und hieß ihn, ihm zu folgen und die Waffen, die ihm Gott gesandt habe, zu nehmen, seinem Herrn zu Hilfe zu eilen und sie nach dem erkämpften Siege wieder dorthin zu legen, woher er sie genommen habe. Er führte ihn zu einem Quell im Garten des Königs, wappnete ihn dort mit einer weißen Rüstung, die ein rotes Kreuz trug, und ließ ihn auf ein weißes Pferd steigen. Und Robert sprengte zum Heere und schlug und zerstreute die Feinde; und als der Sieg errungen war, kehrte er zurück und brachte die Rüstung und das Pferd wieder an den Ort, wie ihm der Engel befohlen hatte. Dabei beobachtete ihn die einzige Tochter des Königs, die stumm war, vom Fenster ihrer Kammer; als nun der König heimgekehrt war und seine Leute fragte, wer der Ritter mit der weißen Rüstung, der das getan habe, gewesen sei, und ihn niemand zu finden wußte, zeigte das stumme Fräulein mit dem Finger auf den Narren, jedoch der König achtete seiner nicht. Da nun die Feinde mit einem größern Heere wiederkamen, tat Robert auf Geheiß des Engels ebenso wie das andere Mal und rettete den König und sein Heer und überwand alle Feinde. Der König, der seine Taten sah, befahl seinen Rittern, ihn, wenn sie ihn auf keine andere Weise vor ihn bringen könnten,

zu fangen, damit er ihn erhöhe und ehre. Dabei stieß ihm ein Ritter, der ihn vergeblich zu fangen suchte, den Speer in das Bein, sodaß er ihn verwundete, und das Eisen des Speeres blieb in der Wunde stecken. Robert legte bei dem genannten Quell die Rüstung ab, zog das Eisen heraus, warf es weg und legte Kräuter*) auf die Wunde; dabei sah ihn wieder die Königstochter und sie lief hin und nahm das Eisen. Als dann der König verkündete, der Ritter, der den Sieg erfochten habe, solle zu ihm kommen, er werde ihm seine Tochter zum Gemahl geben und ihn zum Erben der Krone einsetzen, da verwundete sich der Seneschall am Beine und brachte das Eisen eines Speeres herbei und der Ritter, der Robert verwundet hatte, wagte nicht zu sagen, es sei nicht sein Eisen, obwohl er es genau erkannte. Nun sollte ihm das Fräulein verlobt werden; aber sie wehrte sich mit Zeichen dagegen, so gut wie sie konnte, deutete auf den Narren und verwarf den Seneschall. Der Vater schlug und zwang sie, da öffnete der Herr ihren Mund und sie erzählte dem Vater, was sie gesehn hatte, und brachte das Eisen herbei und der Ritter erkannte es als das seine und steckte es an die Spitze seines Speeres. Zudem wollte es die göttliche Offenbarung, daß auch der Eremit kam, der Robert die Buße auferlegt hatte, und er befahl ihm, zu sprechen und die Wahrheit zu künden, was Robert nur widerwillig tat. Als ihm aber der König seine eingeborene Tochter geben, auf sein Reich verzichten und es ihm überlassen wollte und als ihm auch die Leute seines Vaters, die davon hörten, heimforderten, damit er über sie herrsche, wollte er niemand Gehör schenken. Er verließ alles, zog mit dem Eremiten von dannen und führte fortan das Leben eines Einsiedlers.

---

*) Ich lese *mastum* statt *mustum*.

XII.

Ebenso sagte der Meister Jakobus, um die schlechten Weiber zu beschämen, daß einmal eine schöne und junge Hure war, die niemand für Geld beischlafen wollte, es sei denn, er gebe ihr außer dem Lohne noch ein Messerlein; und die Messerlein, die sie also erhielt, bewahrte sie auf. Als sie aber alt geworden war und die Liebhaber sie verschmähten, gab sie die Messerlein hin, die man früher ihr gegeben hatte. Daher sagt man von solchen, die ihre Liebhaber bezahlen, daß sie die Messerlein zurückgeben.

XIII.

Eine ehrliche verarmte Frau bat einen Bischof um ein Almosen. Er tadelte sie, indem er sagte, sie solle lieber etwas anfangen, wovon sie sich ernähren könnte, und nicht so schmählich betteln; und er fügte bei, sie solle sich auf die Heilkunde werfen. Sie antwortete: „Wie ich das machen sollte, das weiß ich nicht, mein Herr." Darauf der Bischof: „Wenn Ihr zu einem Kranken kommt, müßt Ihr einen Merk darauf haben, was Ihr um sein Bett herum finden werdet, und daraus müßt Ihr schließen, daß er davon zuviel gegessen hat." Diese Anweisung befolgte sie und wurde berühmt in den Landen. Nach langer Zeit geschah es, daß der Bischof an einem Geschwüre in der Kehle erkrankte. Sie kam zu ihm und fand um sein Bett nichts andres als Kissen*); da sagte sie: „Herr, Ihr habt zuviel Kissen gegessen." Diese Worte reizten den Bischof zum Lachen und dabei sprang das Geschwür in der Kehle auf,

*) *cussinos.*

der Eiter schoß ihm aus dem Munde und er war gerettet. Nachdem er dann vollständig genesen war, rief er die Aerztin und forschte sie aus, von wem sie die Heilkunde gelernt habe. Das Weib erzählte ihm, ein ehrwürdiger Bischof habe sie sie gelehrt. Darauf der Bischof zu ihr: „Dieser Bischof bin ich; von nun an sollt Ihr Euer Leben in meinem Schutze verbringen."

XIV.

Ein Gaukler hielt bei Eurelius, dem Statthalter Kaiser Friedrichs, mit vielen Worten um eine Gabe an; als er nichts erreichte, warf er den Statthalter, der in tiefes Sinnen versunken war, heftig mit kleinen aus Kräutern gedrehten Kugeln. Da ihn der nun fragte, was er damit bezwecke, antwortete der Gaukler: „Ich habe gehört, daß in dreien Dingen eine große Kraft wohnt, nämlich in den Worten, in den Kräutern und in den Steinen. Mit Worten habe ich Euch genugsam versucht, ohne daß ich etwas erreicht hätte; nun will ich Euch mit Kräutern versuchen, und wenn ich auch damit nichts erreichen werde, will ich Euch mit Steinen versuchen und Euch steinigen." Durch diese Rede zum Lachen gebracht, gab ihm der Statthalter ein Geschenk.

XV.

Ein altes Weib, das ein Augenleiden hatte, lud einen Arzt zu sich, damit er sie heile; als er kam, fand er bei ihr vielen Hausrat. Davon stahl er jedesmal, wann er Arzeneien

brachte, bis das Haus leer war. Als aber die Alte genesen war und ihr Haus leer fand, weigerte sie sich, dem Arzte seinen Lohn zu geben. Er zog sie vor Gericht und dort sagte sie, er habe sie nicht völlig geheilt, denn sie sehe jetzt weniger als früher; früher hatte sie nämlich in ihrem Hause viel Gerät gesehn, jetzt sah sie nichts mehr.

XVI.

An verschiedenen Orten und von verschiedenen Leuten habe ich das gehört, was ich nun erzählen will. Jetzt vor vier Jahren, und wenn ich mich recht erinnere, in demselben Jahre, wo Papst Innocenz gestorben ist, entbrannte ein Weib für ihren eigenen Sohn im Feuer der Begierde; und sie empfing von ihm und gebar einen andern Sohn. Dann aber packte sie Schrecken über diese verruchte Vermischung und sie fürchtete jede Stunde, Satan werde sie holen oder sie werde sonst eines jähen Todes sterben; in ihrer Angst entschloß sie sich denn, bei Gottes Barmherzigkeit Hilfe zu suchen. Nachdem sie sich bei ihrem Priester Rats erholt hatte, zog sie mit ihrem Kinde — so, glaube ich, ist mir berichtet worden — nach Rom. Dort trat sie mit solchem Ungestüm vor die Augen des Papstes Innocenz und legte ihre Beichte vor allen, die anwesend waren, mit so viel Tränen und Klagen ab, daß sich der ganzen Versammlung erstauntes Entsetzen bemächtigte; und dabei hielt sie den Knaben, den Zeugen des begangenen Verbrechens, in ihren Armen. Als der Papst ihre große Zerknirschung sah und erkannte, wie mächtig in ihr die Reue war, wollte er in seinem Mitleide mit ihr, um die Schwache wie ein kluger Arzt völlig und rasch zu heilen, die Heilkraft der Reue er-

proben und befahl ihr, vor ihm also bekleidet zu erscheinen, wie sie zu ihrem Sohn gegangen war, um mit ihm zu sündigen. Die Frau, die ein zeitliches Ungemach dem ewigen vorzog, ging hinaus, legte ihr Gewand ab und kam im Hemde zurück und tat durch solchen Gehorsam zur Genüge dar, daß sie bereit war zu jeder Art von Sühne. Der schriftgelehrte Mann sah ein, daß bei solchem Gehorsame, solcher Scham und solcher Reue, keine Strafe mehr nötig war, und sagte in Gegenwart aller zu ihr: „Deine Sünde ist dir vergeben, zieh hin in Frieden", und legte ihr keine weitere Buße auf. Da war nun einer unter den Kardinälen, der, mit dem Pharisäer gegen den Papst murrend, seinen Spruch tadelte und sagte, eine so geringe Buße sei ungenügend für eine so schwere Schuld. Dem antwortete der Papst: „Wenn ich mit diesem Weibe unrecht getan habe und wenn ihre Strafe vor Gott ungenügend ist, dann sei dem Teufel die Macht verliehen, in mich zu fahren und mich hier auf der Stelle zu peinigen; wenn du mich aber unbillig tadelst, soll dir dasselbe geschehen!" Und sofort begann der Teufel den Kardinal zu peinigen, und Gott tat durch diese Peinigung allgemein kund, daß die Buße der Frau vollkommen war; der Kardinal, der durch gemeinsames Gebet endlich wieder befreit wurde, lernte durch seine Pein. fürderhin nimmer gegen Gottes Barmherzigkeit zu murren,

---

XVII.

Ich habe erzählen hören, daß einige Mönche, die zu Saladin kamen, den Versuch machten, ihn zur Bekehrung zu mahnen; er aber fragte sie um ihren Orden, um ihre Lebensweise und Enthaltsamkeit und ob sie sich des Fleisches,

der Weiber und des Weines enthielten. Sie antworteten, des Fleisches und der Weiber enthielten sie sich wohl, nicht aber des Weines. Er nahm sie ehrenvoll auf und ließ ihnen ein köstliches Mahl bereiten nach ihrer Weise, aber ohne Wein; und als sie schliefen, sandte er ihnen Weiber, die sie verlocken sollten. Sie aber wiesen sie mannlich zurück Nach einiger Zeit, unterweilen sie sich des Weines enthalten hatten, ließ er ihnen ein weniger köstliches Mahl bereiten, aber dazu den allerstärksten Wein reichen. Die Mönche, die sich des Weins so lange enthalten hatten, tranken umso gieriger, ohne den Wein zu mäßigen oder sich im Genusse des Weins zu mäßigen. Als sie dann trunken waren und gleichsam vom Schlafe übermannt, schickte er die besagten Weiber zu ihnen; und nun gelang es den Weibern, sie zu verlocken, so daß sie sich, vom Weine fortgerissen, auf sie stürzten. Damit beschämte sie der genannte Sarazene

---

XVIII.

Von einem schändlichen Weibe lesen wir, daß es keinen noch so frommen gab, daß sie ihn nicht hätte verleiten können, mit ihr zu sündigen; und sie verpflichtete sich zwei wüsten Gesellen, daß sie einen heiligen Eremiten verführen werde, in ihre Lust zu willigen. In der Dämmerung ging sie zur Türe seiner Zelle, sagte, sie habe ihre Gesellschaft im Gehölze verloren und den Weg verfehlt', sodaß sie nicht wisse, wo sie Einkehr halten könne, und bat ihn inständigst und mit verstellten Tränen, sie, die vor Kälte zittere und die Wölfe und andern wilden Tiere fürchte, um Gottes willen für diese Nacht in seinem Hause aufzunehmen. Nach oftmaliger Weigerung nahm sie endlich der Eremit,

von Mitleid bewegt, in seine Zelle. Als sie dann sagte, sie sterbe vor Kälte und Hunger, zündete er ein Feuer an und gab ihr zu essen; sie löste ihre Kleider und wärmte sich am Feuer und zeigte dabei ihre nackten Füße und Beine. Über diesen Anblick entbrannte der Eremit sofort für sie; da nun die Versuchung immer mächtiger wurde, begann er zu Gott zu beten. Sie aber wollte ihn noch mehr erhitzen, rückte zu ihm und sagte: „Herr, sieh, wie mich die Dornen an den Füßen und Beinen verletzt haben." Der Mann Gottes entbrannte immer mehr und mehr; da begann er sich die Finger an der Flamme der Kerze zu sengen und sagte in heller Angst: „Wenn du dieses mäßige Feuer nicht ertragen kannst, wie könntest du dann das Feuer Gehennas ertragen?" Und so verbrannte er sich nach und nach alle Finger am Feuer, und auf diese Weise wich die Brunst der fleischlichen Begierde von ihm. Das bestürzte und verwirrte Weib aber packte solcher Schrecken, daß sie vor Furcht verschied. Als es dann Morgen war, kamen die zwei Gesellen zur Zelle des Eremiten, um ihm vorzuhalten, daß er mit diesem Weib geschlafen habe; und beim Eintritt fanden sie sie als Leiche. Und der Eremit erzählte ihnen, was ihm in der Nacht zugestoßen war, und wies ihnen seine verbrannten Finger. Nun erkannten sie die Wahrheit, empfanden großen Kummer, beichteten ihm ihre Sünde und baten ihn, er solle Gott bitten, daß er das Weib vom Tode erwecke; er bat Gott und die Wiedererweckte führte fortan einen frommen Lebenswandel. — Siehe, wie gefährlich sind die Lockungen der Wollust, die sogar heilige Männer reizen und anfechten.

XIX.

Wie man zu sagen pflegt, hat das Weib eine Kunst, das ist eine Art zu täuschen, besser als der Teufel. Ich habe erzählen hören von einer, die ihr Gatte also hütete, daß er sie niemals ohne ihn ausgehn ließ. Darob begann sie vielfach nachzugrübeln, wie sie ihren Hüter täuschen könnte, und endlich bedeutete sie ihrem Buhlen oder Ehebrecher, daß er sie in einem gewissen Hause erwarten solle. Und als das Weib vor dieses Haus kam, tat sie, als ob ihr Fuß ausglitte, und ließ sich mitten in den Kot fallen. Da so ihr ganzes Kleid beschmutzt war, sagte sie zum Gatten: „Warte hier an der Tür; ich muß mein Kleid in diesem Hause reinigen.“ Nachdem sie lange bei dem Ehebrecher gewesen war, kam sie mit dem gewaschenen Kleide heraus und ihr Gatte war getäuscht.

XX.

Ein getreuer und guter Knecht und eine gute Magd sollen vor allen drei Dinge haben: einen reinen Mund, eine reine Hand und ein reines Herz; daß der Mund rein sein soll, das will heißen, daß er nicht lügnerisch, schmeichlerisch, faselnd oder geschwätzig sein soll. Ich habe erzählen hören, daß ein reicher Mann, der zu St. Jakob pilgern wollte, einen seiner Diener rief, den er arg im Verdachte der Schwatzhaftigkeit hatte, weil er nichts zu verschweigen wußte und niemals die rechte Zeit zum Sprechen abwartete; diesem sagte er: „Sieh zu, das du mir bei meiner Heimkehr von der Pilgerschaft, wann ich mich mit meinen Nachbarn und Freunden ergötzen will, nichts erzählest von meinem Hauswesen oder von dem, was inzwischen vorgefallen ist!“ Als aber der

Herr zurückkehrte, da kam ihm der geschwätzige und vorwitzige Knecht entgegen mit dem Hunde und der hinkte; der Herr fragte, warum der Hund hinke, und der Knecht antwortete: „Herr, als der Hund unserm Maultiere zu nahe kam, da schlug es heftig nach ihm aus, sodaß die Fessel, womit es angebunden war, zerbrach, und als es durchs Haus floh und zum Feuer kam, riß es dieses mit den Füßen so auseinander, daß das Haus abbrannte und dabei verbrannte Euere Frau." — Seht, wie schlecht der geschwätzige Knecht den Befehl seines Herrn befolgt hat, ohne zu beachten, daß eine Zeit ist fürs Schweigen und eine fürs Reden.

XXI.

Ich habe erzählen hören, von einer, die ihren Mann, weil sie ihn haßte, so trunken machte, wie es von den Töchtern Lots berichtet wird; dann schickte sie um Mönche, hob zu klagen an und sagte: „Seht, mein Mann liegt in den letzten Zügen und er hat mich gebeten, ich solle ihm erlauben, die Kutte zu nehmen." Und die Mönche freuten sich, weil er reich war und weil ihnen sein Weib in seinem Namen große Versprechungen machte. Als sie ihn nun geschoren und ihm den Mönchshabit angelegt hatten, begann er zu weinen und mit lauter Stimme zu schreien, sodaß die Nachbarn zusammenliefen; aber die Mönche setzten ihn auf einen Wagen und brachten ihn ins Kloster. Am Morgen, als der Weindunst verraucht war, kam der Mann zu sich; da fand er sich in der Ordenskutte, rings um ihn im Siechenhause die Mönche. Obwohl traurig und bekümmert, wollte er doch vor Scham und Bestürzung nicht nach Hause zurückkehren, weil er sonst allgemein ein Abtrünniger genannt worden wäre.

XXII.

Die schlechte Zunge des Menschen übertrifft an Bosheit die schlechte Zunge des Teufels in der Kraft der Bosheit; manchmal wird etwas, was der Teufel mit seiner Zunge Jahre lang vergeblich versucht hat, in einem kleinen Weilchen von der menschlichen Zunge bewirkt . . . . Ich habe gehört, daß der Teufel durch lange Jahre, wohl dreißig oder noch mehr, zwei Eheleute, nämlich Mann und Frau versuchte und es nie dahinbringen konnte, daß sie einmal uneins geworden wären und sich böse Worte gegeben hätten. Da verwandelte er sich in die Gestalt eines Jünglings und saß traurig an einem Wege hin, wo ein gewisses altes Weib, eine Wäscherin, vorbeikommen mußte, und er saß unter einem Baume und hatte eine volle Geldkatze umgeschnallt. Als das alte Weib vorüberging, fragte sie ihn, wer er sei und um die Ursache seiner Traurigkeit; nun sagte er, daß er es ihr sagen und sein Geld geben wolle, wenn sie schwöre, ihn nach ihren besten Kräften zu unterstützen. Sie schwor und er sagte ihr, er sei ein Teufel, der von seinem Fürsten schwere Strafe fürchte, weil er dreißig Jahre lang gegen dieunddie Eheleute gearbeitet habe, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie zu einer Sünde oder einer Uneinigkeit zu verleiten; dann gab er ihr das Geld und entwich. Die Alte aber nahm eine junge Frau zu sich in ihr Haus, ging dann zu der genannten Ehefrau und sagte ihr wie aus großem Mitleide, ihr Mann sei zu einer jungen Nachbarin von ihr in Liebe verstrickt und sie, die in demselben Hause wohne, habe ihn durch eine Lücke in der Wand beobachtet; auch habe sie gehört, daß er sie um ihre Gunst angegangen sei und ihr schon, weil er sich ihr eröffnet habe, ein Kleid versprochen habe, von welchem Tuch sie wolle, und sie solle selbst in seinen Laden kommen,

um sich das Tuch, welches sie wolle, auszuwählen. (Er war nämlich Kaufmann). Als aber die Frau sagte, daß sie das niemals glauben würde, weil ihr Mann ein rechtschaffener Mensch sei, antwortete die Alte: „Ihr braucht es nicht zu glauben, bis Ihr nicht die Beweise sehet.“ Ebenso ging die Alte zu dem genannten Manne und sagte ihm, daß derunddder Geistliche, und zwar der von der Kirche, die seine Frau besuchte, diese liebe, und sie habe sie, als sie beim Gebete von einer Säule verborgen gewesen sei, bei ihrem Gespräche belauscht und sie seien übereingekommen, daß sie ihren Mann berauben und mit dem Geistlichen entfliehen werde. Da dies der Mann nicht glauben wollte, sagte sie weiter: „Ihr braucht es nicht zu glauben, bis Ihr sie nicht morgen habt miteinander sprechen sehn an dem Orte, wo sie, wie ich gehört habe, zusammenkommen wollen.“ Hierauf ging die Alte weg und versah die Junge mit Geld und schickte sie in den Laden des Mannes, damit sie sich ein Tuch ansehe, das ihr gefalle. Als nun die Gattin das junge Weib den Laden ihres Mannes betreten und verlassen sah, fing sie an Verdacht zu schöpfen, es könnte doch das alles wahr sein, was ihr die Alte erzählt hatte, und sie konnte vor Traurigkeit keinen Bissen essen. Am Abende merkte der Mann, daß seine Frau traurig war, verwunderte sich darob und argwöhnte, daß etwas vorgehe. Aber die Alte trug auch Sorge, daß der Geistliche, von dem sie dem Manne gesprochen hatte, zur bestimmten Stunde und am bestimmten Orte mit der Frau sprach und daß der Mann dies sah und bemerkte; dann ging sie wieder zu seiner Frau, die ebenfalls gesehn hatte, daß die Junge ein Stück Tuch, das vordem noch dawar, als Kauf heimgetragen hatte, und sagte zu ihr: „Herrin, seid sicher, daß Euer Mann die Sünde schon vollbracht hat und geplagt wird von der Liebe zu dem jungen Weibe, was Ihr ja genugsam habt abnehmen können aus seinem

traurigen Benehmen gegen Euch; das Tuch hat sie schon weggetragen und ihr habt Euern Gatten verloren, wenn Ihr nicht schleunigst etwas dawider tut." Auf die Frage der Gattin, was sie da dawider tun könne, gab ihr die Alte den Bescheid: „Wenn es Euch gelingt, ihm, wenn er eingeschlafen ist, mit dem Schermesser drei Haare aus dem Barte zu schneiden und ihm ihre Asche zu essen zu geben, dann wird sie ihm für alle Zukunft widerwärtig sein und er wird Euch lieben wie früher." Die Frau versprach, dies in der folgenden Nacht ins Werk zu setzen. Und die Alte ging zum Manne und sagte ihm, sie habe gehört, wie der Geistliche und seine Frau seinen Tod besprochen hätten; und sie sagte weiter, wenn er ihr nicht glaube, so werde sie ihm den Beweis liefern, sodaß er dem Tode entrinnen werde. Und sie sagte ihm, nach der Verabredung mit dem genannten Geistlichen wolle ihn seine Frau in der kommenden Nacht mit dem Schermesser umbringen und sie werde ihn, wenn sie könne, trunken machen. Darum solle er auf der Hut sein vor übermäßigem Trunke und vor dem Schlafe, sich jedoch fest schlafend stellen; wenn er dann spüre, daß sie ihm an die Kehle greife*), solle er ihre Faust samt dem Messer festhalten, sein Gesinde wachrufen und Licht anzünden lassen, auf daß alle den Verrat sähen. Und er tat so, wie sie ihn gelehrt hatte, und am Morgen rief er seine Freunde und seinen Priester und die Freunde der Gattin, klagte sie der Verräterei an und bewährte seine Anklage, indem er das Schermesser vorwies. Die Frau schwieg aus Scham, und der Priester rief sie und fragte sie, ob es wahr sei, und ebenso fragte er auch den Mann; dann aber ließ er die Alte rufen und sie wurde gezwungen,

---

*) *cum sentiret quod uxor sua guttur ejus sentiret . . . .;* statt des zweiten *sentiret* lese ich *tentaret.*

die Wahrheit zu gestehn. Und so geht hervor, daß manchmal die menschliche Zunge in der Bosheit mehr vermag als die des Teufels . . . .

XXIII.

Ich habe erzählen hören von Klöstern, deren Brüder im Anfange der Gründung, als sie nur wenige Besitzungen hatten, Gastfreundschaft übten gegen die Reisenden und liebreich waren zu den Armen und freudig und sorglos Gott dienten; als sie dann reich geworden waren und weite Besitzungen hatten, da taten sie das gerade Gegenteil. So pflegte auch ein gewisser Abt, ein harter und unmenschlicher Herr, immer Leute seinesgleichen, die schlechtesten, die er finden konnte, in das Hospiz und an die Pforte der Abtei und in andere Ämter zu setzen. Da geschah es, daß ein armer reisender Gaukler, durch den Einbruch der Nacht gezwungen, zu dem Kloster um Herberge kam; und er fand weder eine freundliche Miene noch irgend welche Milde, sondern es gelang ihm kaum, ein Stück des schwärzesten Brotes, ein wenig mit Salz gekochten Gemüses und ein hartes und schmutziges Bette zu erhalten. Als er nun am Morgen mit bittern Gedanken wegging, begann er nachzusinnen, wie er sich an dem schändlichen Gastmeister rächen könnte; und wie er so ein Weilchen dahingeschritten war, begegnete ihm der Abt, der in Geschäften ausgegangen war und nun zur Abtei heimkehrte. Den sprach der Gaukler an: „Gesegnet sei Euer Weg, mein guter und freigebiger Herr Abt! Euch und dem ganzen Konvente sage ich Dank, weil der Bruder, der der Herberge vorsteht, heute Nacht so trefflich für mich ge-

sorgt hat; hat er mir doch die besten Fische in köstlichem Weine gesotten und mir so viel andere Gerichte vorgesetzt, daß ich sie nicht zu zählen weiß, und mir beim Abschiede Schuhe mit Riemen geschenkt und ein Messerlein." Über diese Zeitung arg erbost, schlug der Abt den Gastmeister grausam wegen des schweren Vergehens, stieß ihn aus seinem Amte und setzte einen andern, der ihn schändlicher däuchte, an seine Stelle; und so hatte sich der Gaukler an diesem schändlichen Hunde gerächt.

XXIV.

Und wir lesen, daß ein Ritter im Kriege einen armen Dienstmann gefangen und in den Turm gelegt hatte; da bat ihn der Gefangene, ihn zu entlassen, er wolle sein Lösegeld holen. Mitleidig sagte der Ritter: „Was für eine Sicherheit willst du mir geben?" Darauf der andere: „Ich stelle dir den Herrgott als Bürgen und will dir überdies noch einen Eid schwören; etwas andres kann ich dir nicht bieten." Als er nun sein ganzes väterliche Gut verkauft hatte, um dem Ritter das so erhaltene Geld zu bringen, war es ihm nicht möglich, zu dem bestimmten Tage zu kommen, weshalb der Ritter arg erzürnt war. Wie nun dieser eines Tages über Land ritt, sah er einen feisten und roten Mönch auf einem herrlichen Zelter nach der Weise der Weltlichen prunkvoll einherreiten. Und der Ritter sagte zu seinem Knappen: „Seht doch, der Mönch da, der eine Eselin reiten sollte, hat ein schöner Pferd als ich." Und er sprengte auf ihn zu, packte das Pferd beim Zaum und fragte den Mönch: „Wessen seid Ihr?" Und er antwortete: „Ich habe sonst keinen Herrn als Gott."

Und der Ritter: „Dein Herr, zu dessen Gesinde du gehörst und dessen Diener du dich nennst, ist mein Bürge, und du mußt für ihn einstehn.“ Und er nahm ihm das Pferd. Es dauerte nicht lange, so kam der Mann, der all sein Hab verkauft hatte, und bat den Ritter um Verzeihung, daß er nicht zur bestimmten Frist habe kommen können, und brachte ihm sein Lösegeld. Der Ritter sagte zu ihm: „Freund, behalt dein Geld und geh, denn dein Bürge hat dich reichlich gelöst. Du hast mir den Herrn als Bürgen gestellt und ich habe von einem seines Gesindes dies Pferd für deine Freiheit erhalten.“ Glückselig dankte der Arme Gott und trug sein Geld mit sich weg. Siehe, wie dieser Mönch durch sein schlechtes Beispiel den Ritter herausgefordert hat, weil er sich, die Niedrigkeit der Mönche verachtend, in seinem Gehaben als weltlich erwies.

XXV.

Über die Züchtigkeit einer keuschen Frau wird im 3. Buch der *Nugae philosophorum* die Geschichte erzählt: Ihrem Manne, Daniel mit Namen, war es vorgeworfen worden, er habe den Makel eines unreinen Mundes, das heißt, sein Atem sei schlecht; da schalt er sie, daß sie ihn nicht aufgefordert habe, deswegen ein Heilmittel zu suchen. Aber sie antwortete: „Ich hätte es getan, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß der Mund aller Männer so riecht.“ Daraus ergab sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß sie ihren Mund noch niemals zu dem Munde eines andern Mannes gebracht hatte.

XXVI.

Als die Priester in einer weltlichen Kirche einmal besonders tapfer, das heißt schreiend und nicht demütig, sangen und ihre lärmenden Stimmen gen Himmel sandten, sah ein Klosterbruder, der zufällig dort war, einen Teufel irgendwo in der Höhe stehn, der in der linken Hand einen weiten und tiefen Sack hielt; und mit der rechten fing er ringsherum die Stimmen zusammen und steckte sie in den Sack. Als sich nun die Geistlichen unter sich ihres Gesanges rühmten, gleich als ob sie Gott ganz besonders gut und tapfer gepriesen hätten, sagte der, der das Gesicht gehabt hatte: „Gut habt ihr zwar gesungen, aber ihr habt einen Sack vollgesungen.“ Da sie ihn, darüber verwundert, fragten, was es damit für eine Bewandtnis habe, legte er ihnen sein Gesicht dar. Die Geschichte hat mir unser Abt vom Zisterzienserorden erzählt, ein Mann, dessen Glaubwürdigkeit nicht anzuzweifelnist.

XXVII.

Ein Priester in unserm Kloster beichtete einmal, wie ich aus seinem eigenen Munde vernommen habe, daß er sich in der Nacht im Traume befleckt habe; als Buße wurde ihm ein Psalm auferlegt. Aus Nachlässigkeit vergaß er es; da verspürte er noch an demselben Tage an den Geschlechtsteilen ein so heftiges Jucken und Brennen, als ob Brennesseln dort gewesen wären. Erschreckt griff er hin, was es denn sei, und fand nichts; da erinnerte er sich des ihm aufgegebenen und von ihm vergessenen Psalms, sah ein, daß er ob seiner Nachlässigkeit gestraft worden war, sagte den Psalm her, und der Schmerz verschwand.

XXVIII.

Ein Mann, der Gauterus hieß, suchte einen Ort und einen Stand, wo er sich immer freuen und niemals eine Beschwerde, weder im Fleische noch im Herzen, empfinden werde. Er machte sich auf die Wanderschaft und traf eine wunderschöne Dame, der eben ihr Mann gestorben war. Und er ging hin zu ihr und grüßte sie; und die Dame fragte ihn, was er suche. Gauterus antwortete: „Zweierlei suche ich, nämlich einen Ort, wo ich mich immer freuen und niemals Schmerzen leiden werde, weder im Fleische noch im Herzen.“ Da sagte die Dame: „Werde also mein Gatte und bleib bei mir und du wirst alle Notdurft haben, Häuser, Land, Weinberge und so weiter.“ Und sie zeigte ihm die Halle und das Zimmer, und alles gefiel Gauterus. Und er fragte, wo er des Nachts schlafen werde. Die Dame zeigte ihm das Bett. Um das Bett herum waren auf der einen Seite ein Bär, auf der andern ein Wolf, auf der dritten Würmer und auf der vierten Schlangen. Und Gauterus fragte: „Wie lange werde ich bei dir sein? Werde ich denn diese Wonnen immer haben?“ „Keineswegs“, antwortete die Dame; „denn auch mein Gatte ist gestorben und endlich mußt auch du sterben. Siehst du dieses Bett?“ Und er antwortete: „Ja.“ „Nun, der Bär wird dich töten, aber ich weiß nicht, ob in der ersten Nacht oder nach einem Jahre oder nach zehn oder noch später; und der Wolf, die Würmer und die Schlangen werden dich verzehren.“ Da sagte Gauterus: „Alles ist schön, nur das Bett schreckt mich und ich möchte nicht um dich und nicht um die ganze Welt in diesem Bette liegen.“ Gauterus schied und kam in ein Königreich, dessen König eben erst gestorben war. Und die Leute in diesem Reiche sagten zu ihm: „Willkommen, Gauterus, was suchst du?“ Und Gau-

terus antwortete: „Ich suche einen Ort, wo ich immer glücklich sein und niemals Schmerzen fühlen werde.“ Da sagten die Leute: „Sei unser König und du wirst alles gute haben. Sieh den Palast, sieh die Zimmer.“ Und unter anderm zeigten sie ihm auch ein ähnliches Bett, umgeben von den genannten Tieren. Und Gauterus fragte: „Müßte ich in diesem Bett liegen?“ Sie bejahten. Da fragte er abermals: „Werden mir denn diese Tiere nicht schaden?“ Sie antworteten: „Die Bärin*) wird dich töten und die Tiere werden dich und das Deine verzehren; so ist es auch den andern Königen ergangen. Aber wir wissen nicht wann.“ Da antwortete Gauterus: „Dies Königtum ist gefährlich; ich scheue das Bett und darum ziehe ich von hinnen.“ Und er wanderte weiter und kam an einen Ort, wo schöne Paläste standen mit goldenen Säulen und goldenen Balken. Und die Menschen dort nahmen ihn auf und wollten ihn zum Herrn des ganzen Goldes einsetzen, zeigten ihm aber ein Bett, so wie früher beschrieben. Davon erschreckt, schied Gauterus. Endlich kam er an einen Ort, wo er einen Greis zu den Füßen einer Leiter sitzen fand, die an einer Mauer lehnte und drei Stufen hatte. Und der Greis fragte Gauterus, was er suche, und Gauterus sagte: „Daß ich immer Freude genieße und kein Leid erdulde.“ Da sagte der Greis: „Wenn du auf dieser Leiter die Mauer ersteigst, so wirst du finden, was du suchst.“ Er stieg also hinauf und fand es.

Jeder weltliche Mensch sucht diese drei Dinge oder wenigstens eines davon: entweder ein schönes Weib wegen der Lust, oder Würden um des eiteln Ruhmes willen, oder Gold und Silber aus Geiz. Wenn er aber wohl darauf acht hätte, in was für einem Bette er liegen muß, so würde

*) *Ursa;* vorher hat es *ursus* geheißen.

er diese Dinge mit dem größten Eifer fliehn. Zu Häupten des Bettes steht die Bärin, das ist der Tod, der niemand schont und von dem es bei Osias heißt: Ich will sie treffen wie die Bärin, der man die Jungen geraubt hat, und will ihnen die innersten Eingeweide zerfleischen. So wenig wie die Bärin, der die Jungen geraubt sind, irgend jemand verschont, ebenso wenig der Tod. Und die Wölfe sind die Blutsverwandten und die Diener der Könige, die alles Gut des Toten verzehren; deswegen kümmern sie sich nicht darum, ob dem Menschen Heil widerfährt oder ob er verdammt wird. Die Würmer aber zernagen den Körper und verzehren ihn. Und die Schlangen sind die Teufel, die die Seele des Gottlosen entführen und verzehren und mit mannigfacher Pein quälen. Was immer es mit den andern für eine Bewandtnis habe, vor den Schlangen schütze uns Gott! Von diesen dreien heißt es im Ecclesiasticus: Wenn der Gottlose stirbt, so werden ihn die Schlangen, die Tiere und die Würmer beerben; denn der Gottlose wird in drei Teile geschieden: die Schlangen, das sind die Teufel, nehmen die Seele, die Tiere, nämlich die Wölfe, das sind die Menschen, die tierisch leben, nehmen sein Gut und die Würmer empfangen den Leichnam.

So begegnete einmal ein Großer einigen Mönchen, die einen toten Wucherer und sein Geld trugen. Er fragte sie, was sie trügen, und sie antworteten: „Den Leichnam dieses Mannes und das Geld, das er uns gegeben hat.“ Aber er sagte: „Nicht so! Denn der Mann ist mein gewesen; ihr und die Würmer sollt den Leichnam haben, ich werde das Geld haben und die Teufel werden seine Seele nehmen.“ Daher tut so, wie Gauterus getan hat: steiget die goldene Leiter Jakobs empor, deren erste Stufe ist die Zerknirschung des Herzens, die zweite die wahrhafte Beichte und die dritte die völlige Buße. Wenn du diese Stufen ersteigen wirst, dann wirst du zur Herrlichkeit des

ewigen Lebens eingehn, wo du ohne Ende Freude genießen und kein Leid fühlen wirst, und zu dieser Herrlichkeit geleite uns unser Herr Jesus Christus!

XXIX.

Die aber, die sich durch die Verderbnis der schlechten Gewohnheit und durch das Beispiel der Menge täuschen lassen, ähneln jenem Bauer, dem, als er ein Lamm trug, um es zu verkaufen, folgendes geschehn ist. Ein Schalk der ihn sah, sagte zu seinen Gesellen: „Tut, was ich Euch sagen will, und wir werden das Lamm umsonst bekommen.“ Und er stellte sie an verschiedenen Stellen einzeln auf, einen nach dem andern. Als dann der Bauer vorbeikam, sagte der erste: „Mann, willst du diesen Hund verkaufen?“ Der Bauer achtete der Rede nicht und ging fürbaß. Als er dann dorthin kam, wo der zweite stand, sagte dieser: „Bruder, willst du mir diesen Hund verkaufen?“ Da antwortete er: „Herr, wollet meiner nicht spotten; ich trage keinen Hund, sondern ein Lamm.“ Als der dritte dasselbe sagte, begann der Bauer stutzig zu werden und zu erröten. Da aber auch der vierte und der fünfte gleicherweise redeten, dachte er bei sich, was denn das sein könne, daß so viele Menschen darin übereinstimmten, daß er einen Hund trage und nicht ein Lamm, fügte sich endlich der Meinung der vielen und rief aus: „Weiß Gott, daß ich glaubte, es sei ein Lamm; weil es aber ein Hund ist, will ich ihn nicht mehr tragen.“ Mit diesen Worten warf er das Lamm weg und entfernte sich. Die Spießgesellen aber nahmen es mit sich und aßen es.

XXX.

Was du für deine Seele tust, das ist dein; und was du hier zurückläßt, das verlierst du. Daß es aber töricht ist, die guten Werke und die Almosen, die man spenden will, bis nach dem Tode zu verschieben, das geht aus diesem Exempel hervor. Es war einmal ein reicher Mann, der nur einen einzigen Sohn hatte; und in der Todesstunde errichtete er ein Testament zum Heile seiner Seele und vermachte dies den Priestern und das den Mönchen. Und nach seinem Tode kamen die Priester und die Mönche zu dem Sohne und baten ihn, ihnen die Vermächtnisse zu geben. Da antwortete der Sohn: „Ich gebe niemand etwas.“ Und er fügte den Grund bei, indem er also sagte: „Ihr sagt und bewährt es mit der heiligen Schrift, daß dem, der in der Hölle ist, nicht Fürbitten und nicht gute Werke irgend etwas nützen und daß der, der im Himmel ist, der Fürbitten nicht bedarf. Nun weiß ich nicht, ob mein Vater in der Hölle ist oder im Himmel: ist er in der Hölle, so werden ihm auch meine guten Werke nichts frommen; und ist er im Himmel, so bedarf er meiner Fürbitte nicht. Ist er aber im Fegefeuer, dann werde er gefegt bis zur jüngsten Sünde. Daher gebe ich nichts für seine Seele, und die zeitlichen Güter, die ich nach dem Rechte des Erben besitze, will ich in meinen Zweifeln nicht für seine Seele hergeben, sondern er werde gepeinigt, bis er geläutert ist.“

XXXI.

In einer gewissen Gegend sah ich, daß sich die Menschen sofort, wann sie einem Priester begegnen, bekreuzigen, weil sie sagen, es sei ein schlimmes Vorzeichen, einem Priester

zu begegnen. Überdies habe ich als wahre Begebenheit erfahren, daß die Bewohner eines Dorfes in Frankreich, als dort ein großes Sterben war, unter einander sagten: „Dieses Sterben kann nimmer weichen, bevor wir nicht, wann wir einen Toten in die Grube legen, den Priester dazuwerfen." Und so geschah es. Als der Priester, angetan mit den heiligen Gewändern, zur Grube trat, um ein totes Pfarrkind zu begraben, griffen ihn die Bauern im Vereine mit ihren Weibern und warfen ihn in die Grube. Das sind Eingebungen des Teufels und höllisches Blendwerk.

XXXII.

Es wird berichtet von einem Weibe, die sich, als sie am Morgen einen Priester begegnete, bekreuzigt hat. Der Priester fragte sie um den Grund und sie antwortete, sie tue das, damit ihr an diesem Tage nichts übles zustoße. Darauf der Priester: „Glaubst du, daß es dir schlimmer ergehn wird, weil du mir begegnet bist?" und sie sagte: „Ich fürchte es." Da entgegnete er ihr: „Wahrlich, dir wird geschehn nach deinem Glauben; ein Mißgeschick wirst du haben, weil du mir begegnet bist." Und er packte sie bei den Schultern und warf sie in eine Kotgrube und sagte: „Billig soll dir so geschehn, wie du geglaubt hast."

XXXIII.

Vor der Habsucht warnt die Flucht und Vergänglichkeit alles irdischen . . . . Und die Reichtümer sind wie ein Traum: wann man glaubt, man habe sie, da verschwinden

sie und täuschen die Menschen. Ich habe von einem frommen Manne erzählen hören, daß ein reicher Mann, der große Schätze aufhäufte, sie in der Mauer seines Hauses einließ in einem steinernen Schranke, den er außen mit Mörtel bestrich, so daß er der übrigen Mauer glich. Damit er nun den Ort leichter finde, schrieb er darauf: „*Hic est*"; und er war gewohnt, dorthin zu sehn, ob er nun aß oder etwas andres tat, so wie es bei Matthäus heißt: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, und wo deine Liebe ist, da ist auch dein Auge." Das beobachtete sein Pfaffe, er trat hin, las die Schrift und erkannte, daß sie nicht umsonst dort war und daß sein Herr nicht umsonst seine Augen dorthin heftete. Er benützte daher eine Stunde, wo er allein war, schob den darübergelegten Stein zur Seite und nahm das Geld; dann brachte er den Stein mit Mörtel wieder an seinen Ort und schrieb, damit der Stein nicht als Lügner erfunden werde, darunter: „*Hic non est.*" Dann ergriff er mit dem Gelde die Flucht. Als aber der Reiche nach einiger Zeit zu seinem Verstecke kam, sah er die geänderte Schrift; als er dann las: „*Hic non est*", rief er dawider: „Und doch ist er hier", bis er endlich den Stein entfernte und nun sah, daß der Schatz weg war.

XXXIV.

Oft geschieht es, daß einer denselben Tod stirbt, den er einem andern zugedacht hat . . . . So habe ich folgende Geschichte erzählen hören. Als ein Junker einem Fürsten gar artig diente, klagte ihn sein boshafter Vogt, der ihm neidisch war, bei seinem Herrn an und sagte, er wisse es für gewiß, daß der Junker mit der Gattin des Herrn Buhl-

schaft treibe, und fügte einige angebliche Beweise bei. Und als er Glauben fand, hielten sie einen unbilligen Rat und der Herr rief auf Anstiften des Vogts einige Arbeiter, die in der Nacht einen Ofen anzünden sollten, um Kalk zu brennen, und ließ sie schwören, daß sie den, der am Morgen als erster zu ihnen kommen werde, in den Ofen stecken würden. Ganz zeitig am Morgen rief nun der Fürst den genannten Junker und hieß ihn rasch zu den Arbeitern hinausgehn und ihnen sagen, daß sie alles so tun sollten, wie es ihnen aufgetragen worden sei. Der Junker aber wollte, wie er es tagtäglich übte, noch bevor er etwas andres tat, die Messe hören. Der Vogt jedoch, glückselig, weil er glaubte, der Junker sei schon zum Ofen gegangen und verbrannt worden, kam vor ihm hin und wurde von den Arbeitern in den Ofen geworfen. Ähnlich ist es denen ergangen, die Daniel aus Neid in den Ofen geworfen haben.

XXXV.

Mir hat einmal ein Priester erzählt von einer Frau, die immer in Sünden und Üppigkeit gelebt hatte; und weil sie schier nichts darnach fragte zu sündigen, hatte sie fast alle Arten von Sünden versucht. Obwohl sie nun dem Priester zahlreiche und abscheuliche Sünden beichtete, weigerte sie sich trotzdem, sich irgend eine Buße auferlegen zu lassen, und zwar deshalb, weil sie nicht gewohnt sei, zu fasten oder eine körperliche Buße zu ertragen. Endlich sagte der Priester voll Erbarmen zu der Elenden: „Gibt es denn gar nichts auf der Welt, dessen du dich enthalten könntest?“ Sie antwortete: „Ich könnte mich nicht ent-

halten des Weines oder des Fleisches, ich könnte nicht fasten oder beten oder des Morgens aufstehn oder mit eigenen Händen arbeiten. Eines aber ist, dessen ich mich leicht enthalten könnte: ich verabscheue nämlich die Schweine so, daß ich ihr Fleisch niemals habe essen können, ja, daß ich sie nicht einmal ansehn kann." Darauf der Priester: „Es genügt mir dies, da ich doch sonst nichts haben kann; ich lege dir also auf, daß du dein ganzes Leben kein Schweinefleisch essest." Und diese Buße nahm sie freudig an. Als sie aber auf dem Heimwege an dem Platze vorbeikam, wo die Schweine verkauft wurden, da wurde sie plötzlich versucht und bekam solches Gelüste nach Schweinefleisch, daß sie sich unmöglich zurückhalten konnte, sondern Schweinefleisch kaufte, nach Hause trug und mit der größten Lust verzehrte. Sofort aber kam sie zur Besinnung, kehrte zum Priester zurück und sagte ihm: „Herr, nun weiß ich für gewiß, daß der Teufel trachtet, meine Seele zu verderben; denn nachdem Ihr mir auferlegt habt, mich des Schweinefleisches zu enthalten, sandte er mir eine solche Versuchung und legte in mich eine so heftige Begierde, davon zu essen, daß ich mich nicht habe zurückhalten können, sondern davon gegessen habe. Jetzt aber tragt mir jegliche Buße auf, welche Ihr wollt; denn ich weiß, daß ich, wenn ich nicht tapfer kämpfen werde, niemals den Händen des Teufels werde entrinnen können." Und sie nahm die Buße auf sich, die ihr auferlegt wurde, und verharrte fortan im Guten. Es ist unerläßlich, daß die Jungfrau stets auf der Hut sei und sich tapfer gegen den Widersacher wehre . . . .

XXXVI.

Es war einmal ein Vogt über mehrere Dörfer, ein unbarmherziger und habsüchtiger Mann, der seine Untergebenen mit schweren Steuern belegte. Eines Tages, als er, wieder um eine Steuer einzutreiben, in ein Dorf wanderte, gesellte sich auf dem Wege der Teufel zu ihm, zwar in menschlicher Gestalt, aber er erkannte es sowohl an dem eigenen Schrecken, als auch durch das wechselseitige Gespräch, daß es der Teufel war. Er hatte eine ziemliche Furcht, mit ihm zu gehn, konnte ihn aber auf keine Weise, weder durch Gebete, noch durch das Kreuzeszeichen, loswerden Als sie so selbander dahinzogen, begegnete ihnen ein Armer der ein Schwein an einem Stricke führte. Das Schwein zerrte hierhin und dorthin, bis der Mann im Zorn ausrief: „Der Teufel soll dich holen!“ Da sagte der Vogt, der dies gehört hatte, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit von der Gesellschaft des Teufels befreit zu werden: „Höre, Freund, das Schwein ist dir gegeben worden; geh, nimm es.“ Aber der Teufel antwortete: „Er hat es mir keineswegs vom Herzen geschenkt und deshalb darf ichs nicht nehmen.“ Dann kamen sie durch ein Dorf und dort stand ein Weib vor der Tür eines Hauses; ihr Kind weinte und sie rief mit ärgerlicher Stimme: „Der Teufel soll dich holen! Was läßt du mich nicht in Ruh mit deinem Weinen?“ Und der Vogt sagte: „Sieh, du hast eine Seele gewonnen. Nimm das Kind, es ist ja dein.“ Aber der Teufel antwortete: „Sie hat es mir nicht von Herzen gegeben; es ist die Gewohnheit der Menschen, im Zorne also zu reden.“ Als sie sich nun dem Orte näherten, der ihr Ziel war, da schrien alle Leute, die den Vogt von ferne sahen und nicht im Zweifel waren über den Zweck seiner Ankunft, wie aus einem Munde: „Der Teufel soll dich holen! Zum Teufel sollst du dich scheren!“ Der Teufel, der dies hörte, wandte

sein Haupt und sagte kichernd zum Vogte: „Sieh, die geben dich mir aus ihrem innersten Herzen und darum bist du mein.“ Und in demselben Augenblicke fuhr er dahin mit ihm, und was er mit ihm getan hat, das weiß man nicht. Die Worte ihrer wechselseitigen Unterhaltung und deren Ende sind durch den Diener des Vogts, der ihn auf der Reise begleitet hatte, bekannt geworden.

XXXVII.

Es wird ein Exempel oder ein Schwank erzählt von drei Wallisern. Als sie durch England reisen mußten, besannen sie sich, daß das nicht gut möglich sei, ohne daß sie Englisch verstünden; daher kamen sie, wie es heißt, überein, daß jeder von ihnen ein Wort aus dem Englischen lernen sollte, damit sie wenigstens über die gewöhnlichen und notdürftigen Dinge sprechen könnten: der eine sollte denen, die sie fragen würden, wer sie seien, antworten: „Drei Walliser“, der andere sollte, nachdem er durch Zeichen Speise und Trank verlangt hätte, den Verkäufern, um zu zeigen, daß sie dafür bezahlen wollten, sagen: „Um das Geld im Beutel“ und der dritte, den sie dem Einkäufer beigeben wollten, sollte dem Verkäufer, wenn er soundso viel für seine Ware gefordert habe, sagen: „Recht ists“, damit sie rasch und ohne Wortwechsel weiterkämen. Auf diese Weise hätte es ihnen nicht an Worten gebrochen. Als sie nun so durch England reisten, geschah es, daß sie an einem Orte vorbeikamen, wo einer von Räubern getötet worden war; weil der Verdacht auf sie fiel, wurden sie gefangen und vor den Richter geführt. Da der Richter fragte, wer ihn getötet habe, brachte der erste im Einverständnis mit den zwei andern alles heraus, was er vom Englischen verstand,

und sagte: „Wir drei Walliser“*). Auf die weitere Frage des Richters um den Grund brachte der zweite sein ganzes Englisch heraus und sagte: „Um das Geld im Beutel.“ Als nun der Richter sagte: „Also werdet ihr gehängt werden“, brachte der dritte heraus, was er gelernt hatte, und sagte: „Recht ists.“

XXXVIII.

In einem Kloster war bei den Nonnen der Brauch, daß eine, die geboren hatte, der Erholung und der Bäder pflegte und von den andern besucht und beschenkt wurde. Damit aber dabei die Ordenszucht nicht ganz zu grunde gehe, mußten sich solche Nonnen im Kapitel vor allen hinstellen und von jeder drei Streiche mit einem Fuchsschwanze, der zu diesem Behufe im Kapitel hing, hinnehmen. —

In einem Kloster war eine Nonne vorgerückten Alters die in ihrer Jugend eine gute Gesellin**) gewesen war, weshalb ihr die Nonnen viel Anhänglichkeit bezeigten. Da bekamen sie eine strenge Äbtissin, die den Nonnen den Besuch aller geistlichen und jeder andern Gesellschaft verbot. Als nun die jüngern sahen, daß sie auf diese Art völlig abgeschnitten waren, sagten sie zu ihr: „Wohl Euch, Heleburgis, daß ihr Euere Jungfernschaft in der Jugend an den Mann gebracht habt; hättet Ihr sie noch, so müßtet ihr ja frei verzweifeln!“ —

Eine Nonne beichtete dem Bischof einen Fehltritt. Da er sie nun mit strengen Worten anfuhr, warum sie das be-

---

*) Oben heißt es im Originale: *„tres Wallenses“*, hier: *nos tres Wallenses.*

**) Im Originale: *bona socia.*

gangen habe, sagte sie, sie habe in der Schrift gelesen: „Prüfet alles.“ Darauf erwiderte der Bischof: „Wenn du das gelesen hättest, so hättest du es nicht getan, weil es weiter heißt: „Und was gut ist, behaltet.“ Sie antwortete: „Herr, ich habe nicht umgeblättert.“ Darauf er: „So sagt denn: Gott erbarme dich meiner, weil mich ein Mann getreten hat.“

XXXIX.

In einem Nonnenkloster, dessen Namen ich nicht weiß, lebte vor nicht langer Zeit eine Nonne, Beatrix geheißen, ein gar wohlgestaltetes Mägdlein von frommem Sinne und glühendem Eifer in der Verehrung der Gottesmutter. Je mehr besondere Gebete oder Opfer sie der heiligen Jungfrau darbringen konnte, für desto glücklicher hielt sie sich; als sie aber Oberin geworden war, fuhr sie darin mit um so größerer Frömmigkeit fort, als sie jetzt mehr Freiheit hatte. Da sah sie ein Priester, begehrte sie und begann sie um ihre Gunst zu bitten. Zuerst verachtete sie wohl die Worte der Unzucht; da er aber nicht von seinem Vorhaben ließ, entzündete die alte Schlange ihr Herz so heftig, daß sie die Flamme der Lust schier nicht mehr ertragen konnte. So trat sie denn zum Altare der heiligen Jungfrau, der Beschützerin des Klosters, und sprach: „Herrin, solange ich dir habe fromm dienen können, habe ich es getan; hier gebe ich dir nun die Schlüssel deines Heiligtums zurück, weil ich der Versuchung des Fleisches nicht länger widerstehn kann.“ Dann legte sie die Schlüssel auf den Altar und folgte dem Geistlichen. Als sie dieser Elende verdorben hatte, warf er sie nach einigen Tagen weg; da sie nun

nicht wußte, wovon leben, und sich ins Kloster zurückzukehren schämte, wurde sie Hure. Nachdem sie in dieser öffentlichen Schande fünfzehn Jahre verbracht hatte, kam sie eines Tages in weltlicher Kleidung zur Klostertür und fragte den Pförtner, ob er eine Schwester Beatrix gekannt habe, die einst Oberin des Klosters gewesen sei; und er antwortete: „Ganz wohl kenne ich sie; sie ist eine fromme und heilige Frau und weilt in diesem Kloster von ihrer Kindheit an bis zum heutigen Tage.“ Zwar vernahm sie die Worte, aber sie verstand sie nicht. Als sie nun wieder weggehn wollte, erschien ihr die Mutter der Barmherzigkeit, die sie nach ihrem Bilde erkannte, und sprach zu ihr: „Während der fünfzehn Jahre deiner Abwesenheit habe ich deine Pflichten an deiner statt erfüllt. Kehre nun an deinen Platz zurück und tu Buße; denn kein Mensch weiß, daß du weggewesen wärest.“ So hatte denn die Gottesmutter in der Kleidung der Oberin deren Pflichten erfüllt. Sie trat also ein und sagte ihr Dank, solange sie lebte; und sie tat alles, was ihr widerfahren war, durch die Beichte kund.

XXXX.

Die folgende Geschichte hat mir ein frommer Mann erzählt, der in der Gegend, wo sie sich zugetragen hat, schon lange verweilt hatte. Eine ehrbare und fromme Frau besuchte fleißig die Kirche und diente Tag und Nacht demutsvoll dem Herrn. Damals war in diesem Kloster ein Mönch, zugleich Guardian und Schatzmeister, der in dem Rufe großer Frömmigkeit stand, und wahrlich verdientermaßen. Als sie aber des öftern miteinander in der Kirche von Gegenständen des Glaubens sprachen, sandte ihnen der

Teufel, neidisch wegen ihrer Ehrbarkeit und ihres Ansehns, heftige Versuchungen, bis sich die geistige Liebe in eine fleischliche verwandelte. Daher besprachen sie sich und bestimmten eine Nacht, wo der Mönch mit dem Klosterschatze aus dem Kloster und die Frau mit einer ihrem Manne heimlich entwandten Summe Geldes aus ihrem Hause entweichen wollten. Nachdem sie aber entwichen und geflohen waren, sahen die Mönche, als sie zur Messe aufstanden, daß die Truhe erbrochen und der Klosterschatz geraubt war, und da sie den Mönch nicht fanden, verfolgten sie ihn eiligst; ebenso verfolgte der Gatte sein Weib, nachdem er entdeckt hatte, daß die Truhe offen und das Geld gestohlen war. Der Mönch und die Frau wurden denn auch samt dem Schatze und dem Gelde ergriffen und in einen festen Kerker geworfen. So groß war aber das Ärgernis im ganzen Lande und so sehr waren die Ordensleute geschändet, daß die Schande und das Ärgernis ein größeres Unglück waren als die Sünde selbst. Der Mönch begann, als er wieder zu Sinnen gekommen war, mit heißen Tränen zur heiligen Jungfrau zu flehn, der er von Kind auf gedient hatte, ohne daß ihm jemals so etwas widerfahren wäre, und ebenso rief die Frau die Hilfe der heiligen Jungfrau an, die sie sonst Tag und Nacht vor ihrem Bilde auf den Knien liegend verehrt hatte. Endlich erschien ihnen die heilige Jungfrau, arg erzürnt, und sagte, nachdem sie sie herb getadelt hatte: „Die Verzeihung euerer Sünde kann ich von meinem Sohne erlangen; was kann ich aber wegen des großen Ärgernisses tun? Ihr habt den Namen der Ordensleute anrüchig gemacht vor allem Volke, sodaß man ihnen nicht mehr trauen wird; und das ist fast ein untilgbares Unglück.“ Endlich aber durch ihr Flehen besiegt, forderte sie die Teufel, die die Sache angezettelt hatten, vor sich und trug ihnen auf, ebenso wie sie den Orden geschändet hätten, nun dafür Sorge zu tragen, daß

die Schmach von ihm weiche. Nach vieler Mühsal und mancherlei Plänen wurde schließlich der Weg gefunden, wie die Schmach zu tilgen sei, und die Teufel, die sich dem Befehle Mariä nicht widersetzen konnten, brachten in der Nacht den Mönch in die Kirche zurück und setzten die aufgebrochene Truhe wieder in stand und legten das Geld hinein; ebenso verschlossen und verriegelten sie die Truhe, die die Frau geöffnet hatte, und taten das Geld hinein und brachten die Frau in ihre Kammer und an die Stelle, wo sie nächtens zu beten pflegte. Als aber die Mönche den Schatz ihres Hauses ebenso wie den Mönch vorfanden, der, wie er gewohnt war, zu Gott betete, und als der Mann seine Frau fand und den Schatz und das Geld, soviel wie früher, da begannen sie stutzig zu werden und sich zu wundern, und sie liefen zum Kerker und fanden dort den Mönch und die Frau, so wie sie sie verlassen hatten; so schien ihnen nämlich, weil ein Teufel die Gestalt des Mönches und ein anderer die der Frau angenommen hatte. Als dann die ganze Stadt zusammenkam, um das Wunder zu schauen, sagten die Teufel, sodaß es jedermann hörte: „Weichen wir nun; lange genug haben wir unser Gespött mit ihnen gehabt und sie die Ordensleute schmähen lassen.“ Da stürzten alle dem Mönche und der Frau zu Füßen und baten sie um Verzeihung. Siehe, was für Schmach und Ärgernis und unaussprechliches Unglück der Teufel den Ordensleuten bereitet hätte, wenn ihnen nicht die heilige Jungfrau zur Hilfe gekommen wäre.

XXXXI.

Ich habe von einem Priester gehört, dem sein Bischof aufgetragen hat, entweder die Pfarre oder die Beischläferin

zu lassen. Und der Priester antwortete: „Zwar bin ich überall in der Klemme, da es aber sein muß, so lasse ich die Pfarre und behalte das Weib.“ Als aber dann die Beischläferin sah, daß der Priester, nachdem er die fette Pfarre verloren hatte, arm geworden war, stieß sie ihn von sich und verließ ihn; so hatte der Elende beides verloren.

XXXXII.

Ich habe von einem gehört, der so lange mit einer Hure war, bis er alles vergeudet hatte; und nur ein Rock war ihm geblieben. Endlich zwang ihn der Mangel, die Stadt zu verlassen, und die Hure begleitete ihn übers Tor hinaus. Als er nun schied, begann sie bitterlich zuweinen; kaum war sie aber ein weniges entfernt von dem Toren, so begann sie herzlich zu lachen. Da fragte sie ein Hürlein, die sie begleitet hatte: „Herrin, eben erst habt Ihr geweint; wie könnt Ihr so rasch nachher wieder lachen?“ Aber die Hure erwiderte: „Du Dumme, glaubst du denn, daß ich wegen dieses Leckers geweint habe? Ich habe ihn ganz und gar ausgeplündert und nur der Rock ist ihm geblieben; und darum habe ich geweint, weil ich nicht auch ihn haben konnte.“

XXXXIII.

Ich habe von einem Weibe gehört, die vor dem Richter wider einen Jüngling klagte, der ihr, wie sie sagte, Gewalt angetan und sie genotzüchtigt hatte; der Jüngling aber leugnete es. Da sagte der Richter zu ihm: „Gib ihr zehn

Mark Silbers als Buße dafür, daß du ihr Gewalt angetan hast.“ Sie nahm das Geld und ging fröhlich weg. Nun sagte der Richter zum Jüngling: „Geh ihr nach und nimm ihr das Geld.“ Sie aber wehrte sich tapfer und schrie so, daß ihr der Jüngling, da überdies Leute dazukamen, das Geld nicht wegnehmen konnte. Als nun der Jüngling und das Weib zurückgebracht wurden, sagte der Richter: „Weib, was hast du, was willst du, warum hast du so heftig geschrien?“ Darauf sie: „Herr, der hat mir das Geld wegnehmen wollen; ich aber habe mich ordentlich gewehrt und so geschrien, daß er meiner nicht hat Herr werden können.“ Da sagte der Richter: „Gib dem Jüngling das Geld zurück! Hättest du damals dich so gewehrt und so geschrien, so hätte er dich niemals vergewaltigen können; aber dir gilt das Geld mehr als die Keuschheit.“ Und so ging der Jüngling mit seinem Gelde vom Richter weg.

XXXXIV.

Es war einmal eine edle Äbtissin, die im Eifer der Buße die ihr unterstellte Herde nach der Strenge des Ordens in allgemeiner Zucht hielt; das war der Grund, daß ihr viele Nonnen mißgünstig waren und nach Anlässen wider sie suchten. Ihrer Mißgunst gesellte sich auch die Bosheit der alten Schlange, durch deren Verführung schließlich die fromme Mutter mit ihrem Truchseß die Sünde der Unkeuschheit beging und von ihm empfing. Nichtsdestoweniger stand sie nicht davon ab, die Leichtfertigkeit der Nonnen mit der gewohnten Strenge niederzuhalten. Als sich aber die Zeit der Geburt näherte, wurde sie sowohl an ihrem Gange, als auch an ihrem Essen von der weiblichen Findigkeit

der Nonnen als schwanger erkannt. Die waren fröhlich, daß sie bei der, die sich so oft als Feindin ihrer Üppigkeit erwiesen hatte, einen Grund zu einer Anzeige fanden, und schrieben dem Bischof eine Klageschrift und schon stand, ohne daß sie davon gewußt hätte, die Ankunft des Bischofs bevor. Da trat sie wieder einmal in die einsame Kapelle, wo sie die Horen der heiligen Jungfrau in Frömmigkeit zu singen pflegte, warf sich von ganzem Herzen und mit dem ganzen Leibe vor der Gottesgebärerin nieder und flehte sie mit tränenreichen Bitten an, daß sie durch ihre Vermittlung Verzeihung für ihre Schuld erlangen und der Schmach der bevorstehenden Beschämung entrinnen könne. Beim Weinen überfiel sie der Schlaf; da erschien der Bekümmerten die heilige Jungfrau, von zwei Engeln begleitet, tröstete sie und sagte: „Ich habe dein Gebet erhört; wisse, daß ich von meinem Sohne sowohl die Verzeihung deiner Sünde, als auch die völlige Befreiung von der Beschämung, die du fürchtest, erlangt habe.“ Dann trug sie den zwei Engeln auf, sie von der Bürde des Kindes zu entledigen und das Kind einem Einsiedler in der Nähe zu überbringen mit der Botschaft, daß er es durch sieben Jahre betreuen solle. Als die Äbtissin erwachte und nichts mehr von der Schwangerschaft verspürte, sagte sie der heiligen Jungfrau unendlichen Dank. Inzwischen betrat der Bischof, der gebeten worden war, zu kommen, das Kapitel und befahl, die Äbtissin zu rufen. Als sie eintrat, eilte sie sich auf ihrem erhöhten Stuhle niederzusetzen, aber der Bischof hielt sie mit Schmähreden auf, hieß die durch die Unbill gekränkte sofort hinausgehn und schickte ihr zwei Nonnen hinterher, die das überall ruchbare Vergehn erkünden sollten. Als diese trotz genauer Untersuchung kein Zeichen einer Schwangerschaft bemerken konnten und ihm dies meldeten, glaubte er zuerst, sie seien durch Gold bestochen worden, und forschte nun selbst nach dem Sachverhalte; als dann

auch er keine Spur eines Fehltrittes fand, stürzte er ihr zu Füßen, bat sie wegen der Schmähworte um Vergebung und wollte alle, die sie eines Vergehens bezichtigt hatten, aus dem Kloster ausgestoßen wissen. Die Äbtissin aber, die einsah, daß die Nonnen, wenn auch auf Anstiften des bösen Geistes, aber doch nur wahres gesprochen hatten, wollte ihrer Befreierin zu Ehren lieber dem Bischof die begangene Sünde enthüllen als zugeben, daß ihre Anschuldigerinnen Unglück erleiden würden. Sie warf sich daher vor dem Bischof nieder und erklärte ihm alles der Reihe nach. Er schickte sofort zwei Jünglinge zu dem Einsiedler und die erfuhren von ihm, daß an demselben Tage ein Knabe von zwei Jünglingen zu ihm gebracht und ihm im Namen Marias empfohlen worden sei. Der Bischof war es zufrieden, ihm den Knaben sieben Jahre lang zu lassen; nachher aber widmete er ihn der Gelehrsamkeit, in der er stetige Fortschritte machte, bis er ihm endlich im Bistume folgte.

XXXXV.

Ein Weib war auf den Tod krank. Da sagte ihre Tochter: „Mutter, schick um den Priester, auf daß du ihm deine Sünden beichtest.“ „Wozu?“ antwortete die Mutter; „wenn ich auch krank bin, morgen, längstens übermorgen, bin ich wieder gesund.“ Die Tochter jedoch, die sie immer schlimmer werden sah, rief mehrere Nachbarn herbei, damit sie sie ebenso ermahnten. Aber die Kranke entgegnete ihnen: „Was sagt ihr da oder was fürchtet ihr? Ich werde nicht vor zwölf Jahren sterben; ich habe ja den Kuckuck gehört, der mirs gesagt hat.“ Endlich aber verstummte sie in der Gefahr des Todes. Nun schickte die Tochter um den Priester

und dieser kam und brachte mit, was er sollte. Und als er zu ihr trat, fragte er sie, ob sie etwas beichten wolle; sie sagte nur: „Kuckuck." Der Priester bot ihr den Leib Christi und fragte sie wieder, ob sie es glaube, daß das der Erlöser sei; und sie antwortete: „Kuckuck." So kehrte sich der Priester von ihr und sie starb binnen kurzer Frist,

---

XXXXVI.

Bekannt ist die Geschichte von Robinet, der einmal in einem Hause war, wo viele Ritter über die Nacht Herberge genommen hatten. Bis zur Mitte der Nacht schrie er unaufhörlich, sodaß er die Ritter in ihrer Ruhe störte und zu schlafen verhinderte; endlich wurde er still, weil er müde war vom Schreien. Da sagten die Ritter untereinander: „Schlafen wir jetzt, weil Robinet schläft." Er aber antwortete: „Ich schlafe nicht, sondern ich ruhe nur aus, damit ich nachher besser schreien kann." Und die Ritter sagten: ‚So werden wir denn heute Nacht nicht schlafen."

XXXXVII.

Jemand fragte Maimund, wie viel er essen könne, und Maimund fragte: „Von meinen Speisen oder von den der andern?" „Von deinen." „Von meinen so wenig wie möglich." „Und von den der andern?" „So viel wie möglich." — Eines Nachts erhielt Maimund von seinem Herrn den Befehl, die Tür zu schließen; da ihn aber die Faulheit drückte, mochte er nicht aufstehn und sagte daher, die Tür sei zu. Am

Morgen sagte der Herr: „Maimund öffne die Tür!" und Maimund antwortete: „Herr, ich habe gewußt, daß du sie heute wirst offen haben wollen; darum habe ich sie in der Nacht nicht schließen wollen." Daraus entnahm der Herr, daß er nur aus Faulheit die Tür offen gelassen hatte. — Wieder sagte der Herr zu ihm: „Steh auf und geh an deine Arbeit; es ist schon Tag und die Sonne steht hoch." Darauf er: „Herr, wenn die Sonne hoch steht, dann gib mir zu essen; ist aber Nacht, dann laß mich schlafen." — Die Nacht darauf sagte der Herr: „Maimund, steh auf, sieh, ob es regnet oder nicht." Maimund aber rief den Hund, der vor der Türe lag, befühlte ihm die Pfoten und sagte, als er sie trocken fand: „Herr, es regnet nicht." In der andern Nacht fragte ihn der Herr, ob Feuer im Hause sei. Maimund aber rief die Katze, versuchte, ob sie warm sei oder nicht, und sagte dem Herrn, als sie kalt war, es sei kein Feuer im Hause.

XXXXVIII.

Gottfried von Parma*) erzählt in dem Buche von der Kaiser Tat, daß sich im Jahre des Herrn 936, als Otto, der erste Kaiser war, folgendes zugetragen hat. Am Ostertage geschah es an seinem Hofe, daß der Sohn eines Grafen, noch ein Knabe, mit der Hand nach einer Platte langte; und der Koch, der die Platte trug, schlug den Knaben mit seinem Stocke so, daß er schier tot hinfiel. Der Hofmeister des Knaben, ein Ritter, schlug den Koch sofort mit dem Schwerte

---

*) Im Texte *God. Permansensis;* ich lese *Parmensis.* Gemeint ist Gottfried von Viterbo († nach 1192) der Verfasser eines *Pantheon,* in dem er die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1186 in gereimten Hexametern und Pentametern erzählt.

nieder; darob wurde er ergriffen und vor den Kaiser geführt. Als er sich nun wegen seiner Tat rechtfertigen wollte, wollte ihn der Kaiser nicht anhören, sondern befahl alsbald, ihn zu töten. Da stürzte sich der Ritter auf den Kaiser, packte ihn bei den Haaren und zwang ihn sich zu Füßen. Als man ihn dann zum Tode führte, gebot der Kaiser Halt, ließ ihn sich vorführen und fragte ihn um den Grund einer solchen Überhebung und der Ritter sagte, er habe das getan, weil er ihn gegen das kaiserliche Gesetz sum Tode verurteilt habe, ohne seine Rechtfertigung anzuhören. Da sagte der Kaiser, der Ritter sei ein gerechter Richter seiner Ungerechtigkeit gewesen, und entließ ihn, jedoch mit dem Befehle, ihm nie wieder vor Augen zu kommen. Als aber der Kaiser einmal in seinem Zelte ein Weilchen schlief, kamen seine Feinde heimlich heran, um ihn zu töten; das sah der Ritter, der gerade im Bade saß, sprang nackt heraus, nahm Schild und Schwert, schlug Lärm im Lager und warf sich den Feinden entgegen und schlug sie in die Flucht, weil sie Angst hatten vor den andern, die sein Geschrei zu den Waffen gerufen hatte. Da der Kaiser davon erfuhr, vergab er ihm nicht nur den frühern Frevel, sondern nahm ihn auch als Freund an seinen Hof und erhöhte ihn zum Fürsten.

II.

Ein mächtiger König von Spanien, ein Heide, entbehrte der Nachkommenschaft und brachte seinen Göttern viele Schätze als Opfer dar, um ein Kind zu bekommen. Da er aber nichts erreichte, wurde ihm ein christlicher Einsiedler gewiesen, jedoch heimlich, und der antwortete ihm: „Wenn du ein Kind haben willst, so gebe ich dir einen heilbringenden

Rat.“ Darauf sagte der König, er werde alles tun, was er ihm befehle; da befahl er dem Könige, ein Christ zu werden, und der König versprach, sich taufen zu lassen, und so geschah es auch. Nun dauerte es nicht lange, so empfing die Königin und gebar einen herrlich schönen Sohn. Und die Königin wurde mit allen ihren Mägden ebenso getauft wie der König mit seinem ganzen Hofe und seinem ganzen Heere. Und alles war außer sich vor Staunen über das Wunder, das Christus in der genannten Königin, die unfruchtbar gewesen war, dargetan hatte. Aber der Widersacher des Menschengeschlechtes, den der Verlust so vieler Seelen schmerzte, verwandelte sich in einen neugeborenen Knaben, packte den Prinzen, trug ihn in den Wald nach Rom und hängte ihn in einem Korbe an einem Lorbeerbaume auf und ließ ihn hangen. Fortan weilte der Teufel in der Gestalt des Knaben um den König und machte dem Könige und seinem Gesinde viel Leid und zeigte sich in allem widerwärtig und gehorchte weder der Königin, noch den andern; als das die Eltern, die ihn für ihren Sohn hielten, sahen, wurden sie arg verstört und widerriefen ihre Taufe und der Sohn höhnte Gott und wurde immer böser und verfolgte die Christen und so ward der Wille des Teufels erfüllt. Eines Morgens aber lustwandelte der Papst Sixtus im Walde und da hörte er den Knaben in dem Korbe, in dem er hing, schreien. Er nahm ihn heraus und taufte ihn im Namen der heiligen Dreieinigkeit, unterwies ihn vollkommen im katholischen Glauben und gab ihm in der Taufe den Namen Laurentius; und er nährte ihn und erzog ihn von Jugend auf treulich zum Gebete. Und der Knabe wuchs und wurde herrlich schön: er hatte Lockenhaare, schwarze Augen ein liebliches Gesicht und langgestreckte rosige Glieder; und so fand ein großer Baron, der der Nachkommenschaft und eines Erben entbehrte, Gefallen an Laurentius und erlangte vom Papste Sixtus die Erlaubnis, ihn an Kindes statt an-

nehmen zu dürfen, und er machte ihn zum Erben seiner Güter. Als er nun die Schulen besuchte, verspotteten ihn die andern Schüler nnd sagten: „Du hast in einem Korbe gehangen und stammst nicht von wirklichem Samen. Der Herr, der dich zu seinem Erben erwählt hat, täuscht sich selber elendiglich, wenn er sagt, daß du sein Sohn seiest, und meint, wir wüßten es nicht." Und sie sagten: „Du entstammst keinem echten Bette." Laurentius wurde, als er das hörte, sehr traurig und sprach zu sich: „Ich will fortgehn und der Gewißheit nachspüren, wer mein Vater oder meine Mutter ist." Davon wußte aber der Herr, der ihn an Sohnes statt angenommen hatte, nichts. Er entwich und erduldete schweres Ungemach und suchte seinen Vater und seine Mutter in verschiedenen Gegenden, jetzt auf den Straßen, dann in den Wäldern und so an mancherlei Orten. Da geschah es, daß er eines Nachts, ermattet von der Wanderung, in einen Wald kam und hier über Nacht ruhte, und er erstieg aus Furcht vor den wilden Tieren einen hohen Baum. Als er dort oben ruhte, aber ob der allzu großen Anstrengung seiner Reise noch keinen Schlaf finden konnte, hörte er einen großen Lärm von Teufeln unter dem Baume, auf dem er ruhte. Die waren dort zusammengekommen, um einen Schmaus zu halten, von ihren Taten zu berichten und sich ihrer zu rühmen; und einer von ihnen rühmte sich, er habe mehr getan als alle andern: „Ich habe den Sohn des Königs von Spanien gestohlen und ihn in Rom an einen Lorbeer gehängt; ich habe seinen Platz eingenommen und werde köstlich genährt und habe durch meine Schlauheit den König und sein ganzes Gesinde dem christlichen Glauben abspenstig gemacht." Das hörte Laurentius. Er eilte nach Spanien, fand aber den König nicht, und die Soldaten des Königs wollten ihn töten, weil er ein Christ war. In der Königin jedoch regte sich, als sie den Knaben sah, das natürliche Blut und die Liebe der Mutter, sodaß

sie es nicht erlaubte, daß er getötet worden wäre; denn es schien ihr, als ob sie noch nie einen schönern Knaben gesehn hätte, und sie verlangte von den Soldaten, sie sollten verziehn, bis der König dasei. Als nun der König in den Palast eintrat und den Knaben sah, begann er ihn sofort mit väterlicher Liebe zu lieben und er fragte ihn, wer er sei und woher er sei und wer sein Vater oder seine Mutter sei. Da erzählte er dem Könige alles, was er gehört hatte, und sagte: „Zeigt mir den, der sagt, er sei Euer Sohn, und mich in solches Elend gebracht hat." Man brachte den Teufel herbei und Laurentius sagte: „Böser Geist, ich befehle dir durch die Kraft der heiligen Dreieinigkeit, daß du sagest, wie alles geschehn ist und wer der Sohn des Königs ist." Der Teufel sagte: „Ich war neidisch, weil sich der König zum christlichen Glauben bekehrt und sich von mir abgewandt hat; darum habe ich so viel Bitternis über dich gebracht, damit ich sie dem christlichen Glauben abspenstig machte und unserm Dienste gewänne. Und der Sohn des Königs ist kein anderer als der, der mit mir spricht." Dann entwich er mit großem Geheule und verbrannte einen Teil des königlichen Palastes und verschwand. Vater und Mutter eilten mit offenen Armen auf Laurentius zu und waren glückselig. Und der König nahm, durch dieses Wunder bewogen, die Buße für die Sünde, daß er den Glauben verleugnet hatte, auf sich und er erlangte Gnade vor Gott und erbaute in der Verfolgung seiner Buße Klöster und Kirchen und zerstörte die Tempel der Götzen. Laurentius aber verteilte, nachdem sein Vater und seine Mutter gestorben waren, ihren ganzen Schatz unter die Armen. Papst Sixtus bekam Kunde von den Ereignissen, begab sich in großer Freude nach Spanien und nahm Laurentius mit seinem Verwandten Vincentius feierlich mit nach Rom, wie man in der Legende von ihnen findet.

L.

In der Stadt Rom regierte Coromius, der ein schönes Weib zur Gattin hatte. Als diese einmal am Fenster ihres Schlosses stand, sah sie auf einer Wiese unterhalb des Schlosses zwei Ritter miteinander kämpfen; und einer von den zweien war ein so schöner Mann, daß die Herrin ihre Augen auf ihn warf und gefangen wurde in der Liebe zu ihm. Der Zweikampf ging zu Ende und der Ritter, den die Herrin liebte, errang den Sieg und begab sich heim. Aber die Herrin fing vor allzu großer Liebe an dahinzusiechen. Der Kaiser betrübte sich sehr über diese Krankheit und ließ sofort Ärzte rufen, damit sie nach der Gesundheit der Herrin sähen. Die sagten, nachdem sie sie besucht hatten: „In ihr ist keine Krankheit sonst, als daß sie übermäßig liebt, und diese Krankeit wird ihren Tod zur Folge haben." Als das der Kaiser hörte, sagte er zu seiner Gattin: „Sag mir, ich bitte dich, oder nenne mir den, den du so sehr liebst neben mir." Und sie antwortete: „Den Ritter liebe ich über alles, der neulich gesiegt hat, und wenn ich seiner Liebe nicht teilhaftig werde, so werde ich sterben." Nachdem das der Kaiser gehört hatte, sagte er zu den Ärzten: „Ich bitte euch, rettet meiner Gattin das Leben." Sie aber antworteten: „Das können wir sicherlich nicht, außer auf einem einzigen Wege: tötet den Ritter, der gesiegt hat, und laßt sie mit seinem Blute bestreichen." Als das geschehn war, wich die Versuchung und sie genas sofort von ihrer Krankheit.

LI.

Ein Ritter, noch jung an Jahren, wohnte bei einem reichen Ritter, seinem Herrn, von dem er ein Lehen erhalten

hatte; und wie er auch in Jugenkraft blühte, noch mehr blühte er in der Tugend der Keuschheit. Der Neid des Satans aber bewirkte es, daß er die Gattin seines Herrn zu begehren verleitet wurde. Als er nun ein Jahr hindurch unaufhörlich die Versuchung gelitten hatte und sie ihm schon unerträglich war, ließ er endlich die Scham beiseite und eröffnete seiner Dame, woran er litt; da sie keusch und ihrem Gatten treu war, erfuhr er eine Abweisung und litt nun desto größere Pein. Da ging er zu einem Einsiedler, auf dessen Rat er sein ganzes Vertrauen setzte, und beichtete ihm unter Tränen sein Leiden; und der heilige Mann antwortete ihm unter Tränen voll Zuversicht: „Sonst fehlt dir nichts? Ich will dir einen Rat geben, wie deinem Begehren Befriedigung werden wird. Dieses Jahr hindurch wirst du, wenn es dir nur irgendwie möglich ist, tagtäglich in der Kirche unsere Frau, die Gottesgebärerin Maria, hundertmal mit dem englischen Gruße und mit ebensoviel Gebeten begrüßen, und du wirst durch sie erhalten, was immer du willst." Er wußte nämlich, daß sie in ihrer Liebe zur Keuschheit einen keuschen Jüngling nicht verlassen werde, wenn er auch im Irrtum befangen sei. Als nun der Jüngling in seiner großen Herzenseinfalt unsere Frau so verehrte, wie ihm auferlegt war, erinnerte er sich eines Tages, als er am Tische seines Herrn saß, daß an diesem Tage das Jahr um war; sofort sprang er auf, bestieg sein Pferd, trat in die nahe Kirche und erfüllte seine gewohnten Gebete. Dann verließ er die Kirche und da sah er, wie eine wundersame Frau, schöner als alle menschliche Schönheit, sein Pferd am Zügel hielt; voll Staunen fragte er sie, wer sie sei, und sie antwortete: „Gefalle ich dir?" Der Ritter sagte: „Ich habe noch keine gesehn, die schöner gewesen wäre als du." Da sagte sie wieder: „Wärest du zufrieden, mich zur Gattin zu haben?" Und er antwortete: „Jeder König müßte zufrieden sein mit deiner Schönheit und würde glücklich ge-

priesen werden in der Gemeinschaft mit dir.“ Nun sagte die Frau: „So will ich denn deine Gattin sein; komm her und gib mir einen Kuß.“ Und sie nötigte ihn und sagte: „Nun haben wir uns verlobt; an demunddem Tage werden wir die Ehe vor meinem Sohne schließen.“ Aus diesen Worten erkannte er, daß sie die Mutter Gottes war, deren Keuschheit sich miterfreut an der Reinheit der Menschen. Sie hielt ihm den Bügel und hieß ihn aufsitzen und der Ritter gehorchte ihr im Banne ihrer Erhabenheit. Von Stund an war er der genannten Anfechtung so ledig, daß auch die Gattin seines Herrn darob staunte. Als er dem Einsiedler alles der Reihe nach erzählt hatte, bewunderte dieser die Güte und die Herablassung der Gottesmutter und antwortete: „Ich möchte am Tage deiner Hochzeit dabeisein; inzwischen ordne deine Angelegenheiten.“ Nachdem dies geschehn war und als der Einsiedler am bestimmten Tage gekommen war, sagte er zum Jüngling: „Verspürst du irgend einen Schmerz?“ und dieser antwortete: „Nein.“ Nach einer Stunde forschte er um dasselbe und erhielt die Antwort: „Jetzt fühle ich etwas.“ Und wieder nach einer Weile lag er in den letzten Zügen, hauchte seine Seele aus und betrat das Brautgemach, um die verheißene Hochzeit zu feiern.

LII.

In einer Stadt in England lebte ein Mädchen, die Tochter eines Juden und in ihrer Art genugsam schön. Die sah ein junger Geistlicher, ein Verwandter des Bischofs der Stadt und Kanonikus an der Domkirche, und sofort begehrte er sie und gab sich viele Mühe, sie mit Liebesworten dahinzubringen, daß sie seiner Lust zu Willen sei. Als er sie nun

in der Sehnsucht nach ihrer Umarmung und erglühend in heißer Lust tagtäglich mit Bitten verfolgte, sich ihm hinzugeben, sagte sie: „Mein Vater, der mich zärtlich liebt, bewacht mich so, daß ich weder zu dir, noch du zu mir kommen kannst, ausgenommen in der Nacht des sechsten Tages, die euerm Osterfeste vorangeht; in dieser Nacht nämlich, sagt man, leiden die Juden an einer Art Krankheit, die Fluß des Blutes heißt, sodaß sie, damit beschäftigt, ihre Aufmerksamkeit weniger leicht andern Dingen zuwenden können." Diese Worte raubten dem Jüngling ob des Übermaßes seiner Liebe beinahe die Vernunft; er vergaß den Christenglauben, ging uneingedenk des Ostersonntags zu der Jungfrau und schlief bis zum Morgen mit ihr. Vor Tag trat nun der Jude, der Vater des Mädchens, mit einem Lichte in ihr Schlafzimmer und kam zu ihrem Bette, um nachzusehn, wie sie liege und ob sie nicht vielleicht schlecht zugedeckt sei; da sah er ihr zur Seite den Jüngling liegen. Ihn erfaßte Schreck und Wut, und schon gedachte er, beide zu töten, als er in dem Jüngling einen Verwandten des Bischofs erkannte; aus Furcht vor diesem hemmte er den Arm, schrie jedoch im höchsten Zorne: „Was tust du hier, du schlechter Christ, wo bleibt dein Glaube, wo dein Orden? Durch ein gerechtes Gottesurteil bist du in meine Hand gegeben und ich würde dich töten, wenn ich nicht meinen Herrn, den Bischof, fürchtete." In seiner Angst bat der Jüngling um Gnade und er wurde aus dem Hause gestoßen. An demselben Tage sollte er, weil ihn die Woche traf, bei dem feierlichen Hochamte, das der Bischof zur None zelebrieren wollte, die Epistel lesen; und er scheute sich, mit einem so unreinen Gewissen dem heiligen Dienste zu nahen, und er scheute sich vor der Schande, sein Amt einem andern zu übertragen und er scheute sich, eine so schmähliche Sünde so rasch durch die Beichte zu enthüllen. Als er nun niedergeschlagen und schamrot, bekleidet mit den heiligen Gewändern an seinem Platze neben dem

Bischofe stand, betrat der Jude, gefolgt von einer Schar Juden, mit lautem Geschrei die Kirche in der Absicht, beim Bischof über seinen Verwandten Klage zu erheben. Kaum sah ihn der Jüngling und erkannte, warum er gekommen war, so begann er sich zu ängstigen, zu erblassen und zu zittern und betete: „Herr Gott, erlöse mich in dieser Stunde und ich verspreche, daß ich dich fürder nicht mehr beleidigen und dir für diese Sünde Genüge tun werde.“ Der allgütige Schöpfer, der die Schuld haßt und die Scham liebt, verkehrte in dem Augenblicke, wo er die Zerknirschung des Menschen sah, die Beschämung, die dieser fürchtete, auf das Haupt der Ungläubigen. Der Bischof, neugierig, was die Juden in der Kirche wollten, besonders an einem solchen Tage, wo sich die Christen die Passion ihres Herrn vergegenwärtigen, hieß sie stehn zu bleiben; da sie sich aber näher zu ihm drängten, wurden sie plötzlich, kaum daß sie den Mund zur Klage wider den Geistlichen geöffnet hatten, allesamt der Stimme beraubt und verstummten. Als der Bischof die Münder der Juden gegen ihn gähnen sah, ohne daß ihm aus einem ein Wort entgegengeklungen hätte, befahl er unwillig, sie aus der Halle der Kirche zu jagen, weil er glaubte, sie seien nur gekommen, um die göttlichen Mysterien zu verspotten. Der Geistliche aber, der Gottes Milde also an sich erfahren hatte, eilte sofort nach Beendigung des Amtes zum Bischofe, beichtete seine Schuld und empfing seine Buße; der Bischof, die göttliche Barmherzigkeit bewundernd und preisend, sowohl wegen der Größe des Wunders, als auch wegen der Buße seines Verwandten, riet ihm und überredete ihn, das Mädchen, das er geschwächt hatte, als sein ehelich Weib heimzuführen, wenn sie erst durch die Gnade der Taufe geläutert sei, weil er es als ein frommer und gerechter Mann lieber sehn wollte, daß er die geistlichen Pfründen verliere, als daß sie, vielen Gefahren ausgesetzt, in den väterlichen Fehlern verharrt hätte. Der Geistliche, nicht

undankbar für die göttlichen Wohltaten, bekehrte sich später in dem Wunsche, Gott für seinen Frevel Genugtuung zu leisten, zu unserm Orden und ebenso das Mädchen auf seine Veranlassung Das hat mir ein frommer Abt unsers Ordens oft und oft erzählt. Sieh nur, wieviel gutes die Zerknirschung in diesem Manne getan hat: seinen Fehler hat sie gut gemacht, die Juden hat sie verstummen lassen und das ungläubige Mägdlein hat sie dem Glauben zugeführt,

---

LIII.

In der Stadt Worms, wie ich glaube, lebte ein Jude, der eine hübsche Tochter hatte, und in die verliebte sich ein Geistlicher, der in der Nähe wohnte, raubte ihr die Jungfernschaft und schwängerte sie; sein Haus und das des Juden waren nämlich so nahe bei einander, daß er sie öfters besuchen und mit ihr sprechen konnte, ohne daß es aufgefallen wäre. Als nun das Mädchen inne ward, daß sie schwanger war, sagte sie zum Jüngling: „Ich habe empfangen. Was nun tun? Wenn es mein Vater erkennt, tötet er mich.“ Der Jüngling antwortete: „Hab keine Furcht, ich will dich schon bewahren. Wenn dein Vater oder deine Mutter sagen wird: ‚Was ists mit dir, Tochter, dein Bauch wird groß, uns scheint es, daß du schwanger seiest‘, dann sprich: ‚Wenn ich schwanger wäre, wüßte ich nicht, woher; das aber weiß ich, daß ich eine Jungfrau bin und daß mich kein Mann erkannt hat.‘ Ich werde es schon dahinbringen, daß sie dir Glauben schenken.“ Er dachte eifrig nach, wie er dem Mädchen helfen könne, und fand endlich folgendes Auskunftsmittel: er nahm einen Halm Riedgras, trat in stiller Nacht an das Fenster der Kammer, wo, wie er wußte, ihre Eltern

schliefen, und flüsterte durchs Rohr hinein: „Gerechte und Geliebte Gottes“ — dabei sprach er sie mit ihren Namen an — „frohlocket, denn euere Tochter hat einen Sohn empfangen, der der Erlöser euers Volkes Israel sein wird“; dann zog er das Rohr zurück. Über diese Worte erwachte der Jude, weckte auch sein Weib und sagte zu ihr: „Hast du nicht gehört, was uns die himmlische Stimme verkündet hat?“ Und sie antwortete: „Nein.“ Darauf er: „Laß uns beten, auf daß auch du würdig werdest, sie zu vernehmen.“ Als sie nun so beteten, wiederholte der Geistliche, der auf seinem Platze außerhalb des Fensters alles, was sie sprachen, wohl verstand, nach einer kurzen Weile die Worte, die er früher gesprochen hatte, und fügte bei: „Große Ehrfurcht müßt ihr euerer Tochter erweisen, ihr alle Sorgfalt angedeihen lassen und den Knaben, der aus ihrem Schoße wird geboren werden, mit vielem Eifer hüten; denn er ist der Messias, den ihr ersehnt.“ In heller Freude und nun viel sicherer über die Botschaft, weil sie ihnen wiederholt worden war, konnten sie kaum den Tag erwarten. Als sie dann die Tochter, deren Bauch schon etwas angeschwollen war, betrachteten, fragten sie sie: „Sag uns, Tochter, von wem bist du schwanger?“ und sie antwortete, wie sie gelehrt worden war. Da wußten sie sich vor Freude schier nicht mehr zu fassen und konnten sichs nicht versagen, ihren Verwandten zu erzählen, was sie vom Engel gehört hatten. Die Verwandten erzählten es den andern und so kam das Gerücht, daß die Jungfrau den Messias gebären werde, weit in den Städten und Flecken herum; und als die Zeit ihrer Geburt dawar, strömten viele Juden zum Hause des Mägdleins zusammen in der Sehnsucht, sich an der Ankunft des so lange erflehten Heilands zu erfreuen. Aber der gerechte Gott wandte der Ungläubigen Hoffnung in Schande, ihre Freude in Trauer und ihre Erwartung in Enttäuschung, und das mit Recht, weil es nur billig ist, das die, deren Väter einst

samt Herodes über die heilbringende Geburt Christi Bestürzung empfunden haben, in gegenwärtiger Zeit von solchem Blendwerk betrogen werden. Was mehr? Die Stunde, wo die Elende niederkommen sollte, war da und mit ihr die Beschwerden, das Jammern und das Schrein, wie sie sich in einem solchen Falle bei den Weibern einzustellen pflegen. Endlich kam das Kind heraus, aber nicht der Messias, sondern eine Tochter. Darob war unter den Juden arge Bestürzung und Verwirrung; und einer ergriff in seiner Wut das Kindlein und zerschmetterte es an der Wand.

LIV.

. . . . . So liest man von Saladin, dem Sultan von Damaskus und Ägypten, daß er, als ihm die Todesstunde genaht ist, befohlen hat, nach seinem Tode solle durchs ganze Reich ein Leinentüchlein umhergetragen werden und ein Herold habe auszurufen, daß er von allem, was er gehabt habe, nichts sonst mit sich nehme.

LV.

. . . . . So lesen wir auch von einem Könige, daß er Hof hielt und daß sein Palast vergoldet war, und der Estrich war prunkvoll mit seidenen Teppichen bedeckt und der Tisch war erfüllt mit goldenen und silbernen Gefäßen. Ein weiser Mann, Philippus mit Namen, saß nun einmal zunächst dem Könige und vernahm, wie ihm alle schmeichelten und ihn mit übermäßigem Wortschwalle priesen; da spuckte er ihm

in den Bart. Sofort wurde er von den Trabanten des Königs ergriffen, um in den Kerker geführt zu werden; aber der König, der wieder klar dachte, sagte: „Laßt ihn. Ich kann keineswegs glauben, daß das ein so weiser Mann ohne einen triftigen Grund getan hätte.“ Als ihn dann der König fragte, warum er ihm diese Schmach angetan habe, antwortete er: „Als ich habe ausspucken wollen, sah ich rings herum und ich konnte nichts andres erblicken als Gold und Silber und seidene Teppiche und köstlichen Stein; und ich sah keinen niedrigern Ort als deinen Bart, und darum habe ich dorthin gespuckt.“ Und der König erkannte, daß das die Wahrheit war, und entließ ihn.

LVI.

Ich habe gehört von einem ungerechten und käuflichen Richter. Als ein armes Weib auf keine Weise ihr Recht von ihm erlangen konnte, sagte jemand zu ihr: „Dieser Richter ist so einer, daß man niemals von ihm Gerechtigkeit erlangt, wenn nicht seine Hände geschmiert werden.“ Das Weib, das dies in ihrer Einfalt buchstäblich nahm, ging mit Schweinefett hin zu der Halle des Richters und begann seine Hände zu schmieren, sodaß es alle sahen. Als aber der Richter fragte: „Weib, was tust du da?“, antwortete sie: „Herr, mir ist gesagt worden, daß ich von Euch keine Gerechtigkeit erlangen könne, wenn ich Euch nicht die Hände schmierte.“ Verwirrt errötete er, weil er von allen gescholten und verspottet wurde. Ihr aber, teuerste Brüder, benehmt Euch sowohl beim Richten, als auch bei der Verteidigung so, daß ihr über das anvertraute Pfund sicherlich Rechenschaft geben könnt vor dem höchsten Richter, unserm Herrn . . . .

LVII.

Meister Jakob von Vitry hat erzählt, daß ein Graf von Champagne so mild war, daß er keinem Bittenden eine Gabe abzuschlagen vermochte. Als nun einmal einige arme Kriegsleute hinter ihm herwaren und ihn anbettelten, gab ihnen ein reicher Burgherr den Bescheid: „Mein Herr hat nichts, was er euch geben könnte.“ Darauf erzürnt der Graf: „So habe ich doch wenigstens dich, der du dieses sagst, und ich schenke dich ihnen.“ Und zu den Kriegsleuten sagte er: „Nehmt diesen Reichen, der im Überflusse lebt, und legt ihn in den Turm, bis er sich losgekauft hat mit all dem seinen; und davon bezahlt euere Schulden.“ Und die taten es und sagten ihm ihren Dank dafür.

LVIII.

Geschmückte Weiber sind die Mörderinnen der Söhne Gottes und ihrer Brüder . . . . . Vorne haben sie das Aussehn der Natur, rückwärts das der Kunst, daß heißt, des eiteln Schmuckes und der künstlichen Stattlichkeit, sodaß sie, obwohl sie von vorne Greisinnen sind, von hinten jungen Frauen gleichen. Ich habe erzählen hören, daß es sich in Paris zugetragen hat, daß ein Bürger eine steinalte und runzelige Gattin hatte, die er gar nicht leiden mochte. Als sie aber einmal herausgeputzt war und bei einem Umzuge mitging, sah er von rückwärts ihr goldenes Haar und ihren prächtigen Kopfputz und hielt sie daher für ein herrliches junges Weib und pries ihren Gatten glücklich, weil er Herr sei über so viel Schönheit; da er ihr nun vorging und ihr ins Gesicht sah, um sich an ihrer Schönheit zu weiden, erkannte er,

daß sie seine Gattin war, und verdutzt über den Anblick ihrer Runzeln sagte er vor allen, die dabeiwaren, ihr zum Spotte: „Seid ihr nicht jener Affe, der sich in eine Dame verwandelt hat? Besser ist Euch zu folgen, als Euch zu begegnen. Eine andere seid Ihr von vorne, eine andere von rückwärts, eine andere gekleidet als entkleidet. Bei Euch gilt es: Besser den Sack als was darin ist.“

LIX.

Als ein Bischof bei einer Visitierung einer Äbtissin wegen ihrer Ausschweifungen eine harte Strafe auferlegte, bat sie ihn dringlich, er solle ihr einen Nachlaß vom Strafgelde gewähren. Er antwortete: „Euch werde ich nie einen Gefallen tun, weil ich Euch nicht liebe.“ Darauf erwiderte die Äbtissin: „Das glaube ich gern; der Kapaun liebt ja niemals die Henne.“

LX.

Ein Geistlicher wurde von seinem Bischof vorgeladen, weil er seinen Esel mit allen kirchlichen Ehren begraben hatte. Der Geistliche kam und sagte, sein Esel habe ein Testament gemacht und dem Bischofe fünf Mark hinterlassen. Nun sagte der Bischof: „Er ruhe in Frieden.“

LXI.

Und zu unsern Zeiten geht es so, wie es einst mit dem Esel, dem Wolf und dem Fuchs gegangen ist. Der Wolf und der Esel und der Fuchs waren einmal vorgeladen zu dem Hofe des Löwen. Der Löwe fragte den Wolf, was er hier tue, und der Wolf antwortete: „Herr, weil ich ein Lamm geküßt habe, das von einer langen Pilgerschaft gekommen ist“; da sagte der Löwe: „Recht ists so! Du kannst gleich wieder heimgehn; die Menschen wissen es ganz wohl, daß es deine Art ist, irrende Schafe zu küssen und sie zu hüten, wenn sie keinen Hirten haben.“ Dann sagte er zum Fuchs: „Und du, Reginald, Kluger im Rate, wieso bist du in solche Bedrängnis geraten?“ „Herr,“ sagte dieser, „die Gans hat sich über mich beklagt, weil ich ihr, nachdem sie mir ihre Beichte abgelegt hat, eine allzu schwere Buße auferlegt hätte, und ich bin geladen worden hieherzukommen, um mich wegen dieses Fehlers zu verantworten.“ „Wahrlich,“ sagte der König, „da wird wenig zu tun sein. Kehre heim, weil es dein Amt ist, nach der Beichte eine Buße aufzuerlegen.“ Dann fragte er den Esel mit den Worten: „Herr Baldewin, was hast du getan und warum bist du gekommen?“ Der Esel antwortete: „Herr, erbarme dich meiner um der Liebe Gottes willen! Als ich durch die Saatfelder gegangen bin, habe ich einem Menschen ein Maulvoll Hafer genommen und darob bin ich gezwungen worden, vor Euerm Hofe zu erscheinen.“ Da antwortete der Löwe: „Das soll dir schlecht bekommen, einen ehrlichen Menschen zu schädigen!“ Und er sagte zu seinen Hofleuten und Schildträgern: „Der Esel soll zuerst ordentlich gestäupt und dann mit Geißeln zerrissen werden.“ — So ist denn heute in der Welt und in der Kirche die Art der Prälaten und der Vögte, daß sie die verschonen, die groß und mächtig sind, aber einfältige und den Eseln gleichende Menschen meist rechtlos unterdrücken.

LXII.

In der Burg eines Ritters war, wie ich von einem Klosterbruder wahrlich vernommen habe, das Nest eines Störchepaares, nämlich eines Männchens und eines Weibchens. Sooft nun das Männchen auswar, ließ das Weibchen den Ehebrecher zu sich; dann tauchte sie zu often Malen in einer Pfütze unter, die nahe beim Schlosse war. Als das der Ritter öfter beobachtet hatte, wurde er neugierig, was die Ursache sei, und ließ deshalb den Rand des Tümpels mit einem Zaune verwahren. Was geschah weiter? Als sie nach einer neuerlichen Sünde zum Wasser wollte, wie es ihre Gewohnheit war, und den Zugang verschlossen fand, kam das Männchen dazu, erkannte ihr Vergehn und fuhr auf sie mit dem Schnabel los. Da er jedoch allein zu schwach war, sie umzubringen, flog er schreiend weg, kehrte aber nach einer Stunde mit vielen andern Störchen als Gesellen zurück und tötete die Unselige vor den Augen aller, die in der Burg waren.

LXIII.

. . . . . So erzählt Meister Jakobus von Vitry, er habe folgende Geschichte gehört. Als der Teufel lange unsichtbar einen Einsiedler versucht hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, einen Vorteil über ihn zu gewinnen, nahm er die Gestalt eines Knechtes an und erbot sich, ihm zu dienen. Nun konnte der Einsiedler, der sich früher vorgenommen hatte, nie ein Tier zu haben, nie wissen, wieviel es an der Zeit war; da überredete ihn der Teufel, einen Hahn zu nehmen, nach dessen Krähen er die Zeit werde bestimmen können. Als der Hahn dawar, trug der Teufel Sorge, daß

er nicht krähen konnte, und sagte zum Einsiedler: „Herr Euer Hahn kann nicht krähen, weil er krank ist; ohne Henne kann er nun einmal nicht leben.“ Wie dann auch eine Henne dawar, ließ er ihn krähen. So oft aber der Hahn auf die Henne stieg, kam dem Eremiten die Vermischung mit dem Weibe in den Sinn, und der Teufel schürte von innen und reizte von außen, sodaß er schwere Versuchungen litt und schließlich krank wurde. Kaum war die Krankheit einigermaßen gewichen, so begann ihn der Teufel in dieser Sache heftiger zu versuchen: er richtete es ein, daß die Tochter eines Edeln ihn zu besuchen und mit ihm vertrauten Umgang zu pflegen anfing, und sagte endlich: „Herr, es wäre ein großes Unglück, wenn Ihr stürbet, der Ihr so viel gutes tun könntet. So wie der Hahn nicht gesund sein und nicht leben kann ohne Henne, so ist es unmöglich, daß ihr genäset ohne ein Weib. Seht, kaum hat der Hahn die Henne bestiegen gehabt, so ist er auch geheilt gewesen und hat gekräht.“ Da er ihn innerlich und äußerlich mit dem genannten Fräulein versuchte, versuchte endlich der Eremit das Fräulein und erkannte sie. Sofort verriet dies der Teufel ihrem Vater und dieser eilte schleunigst die Tochter zu suchen, die der Eremit verborgen hatte; aber der Teufel lief voraus und sagte zum Eremiten: „Siehe, nun kommt der Vater des Fräuleins uud wird ihr das Geständnis Euerer Tat erpressen; er wird Euch töten und der Name der Eremiten wird weit und breit geschändet sein. Es wird besser sein, Ihr tötet sie, damit er die Tat nicht beweisen kann, und tut hernach Buße.“ Der Einsiedler tötete sie also und der Teufel verließ ihn in seiner Trostlosigkeit und entwich, wodurch er seinen Betrug offenbarte. Der Einsiedler aber trat zerknirscht vor die heilige Jungfrau und erlangte es durch seine strömenden Tränen und Gebete, daß der Herr das Fräulein vom Tode erweckte; und so wurde sie dem Vater wiedergegeben.

LXIV.

An einem hohen Feiertage predigte der Abt Gevardus, der Vorgänger des jetzigen Abtes, das Wort der Ermahnung und mußte sehn, daß gar viele, besonders von den Neubekehrten, schliefen, einige sogar schnarchten. Da rief er: „Hört, Brüder, hört! Ich will euch eine neue und herrliche Geschichte erzählen. Es war einmal ein König, der hieß Artus . . .“ Er fuhr aber nicht weiter fort, sondern sagte: „Ihr seht Euer Elend, Brüder. Als ich von Gott gesprochen habe, habt ihr geschlafen; nun, wo ich leichtfertiges Zeug eingeflochten habe, seid ihr alle wach geworden und spitzt die Ohren, um mir zu lauschen.“ Ich bin selbst bei der Predigt dabeigewesen.

LXV.

Eine jungfräuliche Nonne, von einem Geistlichen durch lüsterne Worte gereizt, entzündete sich durch das Anblasen Behemoths, der sogar den Reif zum Glühen bringt, zu einer solchen Brunst, daß sie mit Herz und Ohr seinem Drängen zustimmte und ihm versprach, nach dem Abendgebete an einen vereinbarten Ort zu kommen; sie war nämlich die Pförtnerin der Kirche. Nachdem das Abendgebet gesprochen war und sich der Konvent hinauf in den Schlafsaal begeben hatte, wollte sie die Kapelle verlassen, sah aber unter der Tür Christus stehn mit auf dem Kreuze ausgestreckten Armen. Da er ihr den Ausgang verwehrte, lief sie zu der Tür auf der gegenüberliegenden Seite; und sie war so verblendet in der Liebe zu dem Geistlichen, daß sie, schier bar aller Vernunft, gar nicht merkte, was um sie durch Gottes Willen geschah. Was weiter? Sie ging zu allen Türen

und in allen fand sie den Gekreuzigten. Da kam ihr endlich die Besinnung wieder und sie sagte sich erschrocken: „Vielleicht will es Gott, daß du nicht hinausgehest." Sie war aber täglich gewohnt gewesen, ein besonderes Gebet von dem Leiden des Herrn zu sprechen, und dafür belohnte sie der Herr in solcher Gefahr durch ein so wohltätiges Gesicht. Endlich warf sie sich zitternd nieder vor dem Bilde der Gottesgebärerin und bat um Verzeihung ihrer Sünde. Zuerst wandte das Bild das Antlitz ab von ihr; als sie jedoch in innigem Flehn näher hinzutrat, gab es ihr einen Schlag auf die Backe und sagte: „Wohin hast du gehn wollen, du Törin? Geh schlafen!" Die Maulschelle war aber so stark, daß sie zu Boden stürzte und bis zur Zeit der Messe liegen blieb. Als dann die Glocken im Schlafsaale erklangen, sie aber in der Kapelle nicht läutete, glaubten die andern Nonnen, sie sei im Gebete oder noch vom Schlafe befangen; sie kamen hin und fanden sie in tiefer Ohnmacht. Als sie gelabt worden war und wieder sprechen konnte, erzählte sie den Mitschwestern zur Ehre Gottes alles, was geschehn war. Mag die Mauschelle auch kräftig gewesen sein, jedenfalls hat sie die Nonne von der Versuchung befreit: eine harte Krankheit verlangt eine harte Arzenei.

LXVI.

Ich habe erzählen hören von einer Klosterjungfrau, lieblich anzusehn, die ein mächtiger und reicher Fürst, in dessen Lande das Kloster lag, heftig begehrte, nachdem er sie gesehn hatte. Da er sie aber weder durch Bitten, noch durch Geschenke überwinden konnte, schickte er Leute, die sie rauben und aus dem Kloster entführen sollten. Und sie

fragte, zitternd vor Schmerz, die, die um sie standen, warum der Fürst mehr ihr nachstelle, als einer andern im Kloster. Die antworteten ihr: „Wegen deiner schönen Augen, die der Tyrann gesehn hat, und deshalb will er dich haben.“ Über diese Rede freute sie sich über die Maßen, riß sich sofort die Augen aus und sagte: „Seht, hier die Augen, die er begehrt; bringt sie ihm, damit er mich in Frieden lasse und mein Seelenheil nicht gefährde.“ So gab sie die leiblichen Augen hin und bewahrte die geistigen.

Wie unähnlich war diese kluge und züchtige Jungfrau einer elenden Nonne, die auch von einem Edelmanne verlangt wurde, auf daß er ihr beiwohne; aber die Äbtissin verbarg sie in einem Versteck im Kloster. Nachdem sie nun der Ritter durch alle Gelasse und Winkel des Klosters gesucht hatte, ohne sie finden zu können, begann er endlich, ermüdet und mißmutig, von seinem Vorhaben abzustehn. Als sie jedoch sah, daß er die Sache aufgegeben hatte, weil er sie nicht hatte finden können, fing sie an zu schreien: „Kuckuck“, so wie es die Kinder zu schreien pflegen, wenn sie Verstecken spielen. Daraufhin lief der Ritter hin und büßte seine Lust mit ihr; dann aber verhöhnte er die Elende und verstieß sie.

LXVII.

Es war einmal ein Jüngling, der seinen Sinn nur darauf richtete, jegliche List des Weibes kennen zu lernen; und nachdem dies geschehn war, wollte er ein Weib heimführen. Vorher aber nahm er sich noch vor, sich Rats zu erholen, und ging zum weisesten Manne der Stadt und fragte ihn, wie er das Weib, das er freien wollte, hüten könne. Der Weise gab ihm den Rat, ein Haus aus Quadersteinen mit

hohen Mauern zu erbauen, das Weib hineinzustecken, ihr genug zu essen, aber keine überflüssigen Kleider zu geben und das Haus nur mit einer einzigen Tür zu versehn und nur mit einem einzigen Fenster, sodaß er acht geben könne, daß niemand herein- und herauskomme. Der Jüngling hörte den Rat und tat, wie der Weise befohlen hatte; und es wurde alles so ausgeführt und der Jüngling und sein Weib bezogen das Haus. Des Morgens ging er und verschloß die Tür; wenn er aber schlief, hatte er die Schlüssel des Hauses unter seinem Haupte verborgen. Und so tat er lange Zeit. Aber die Frau hatte die Gewohnheit, wann er auf den Markt ging, zum Fenster emporzusteigen und eifrigst alle die zu betrachten, die zum Markte gingen oder von dort zurückkamen. Als sie nun eines Tages wieder beim Fenster stand, sah sie einen Jüngling, hübsch an Gestalt und Gesicht, und entbrannte sofort in Liebe zu ihm. Voller List und schlimmer Gedanken faßte sie den Plan, ihrem Manne während des Schlafes die Schlüssel zu stehlen; das tat sie denn auch, stand in der Nacht auf und ging zu dem Jüngling. Ihr Mann aber erhob sich in der Stille der Nacht leise vom Lager, ging zur Tür, fand sie offen, versperrte sie fest von seiner Seite, schloß das Fenster und wartete, bis er sie vom verbrecherischen Werke im Hemde heimkehren sah und bis sie heftig an die Tür klopfte. Obwohl er sie hörte und sah, fragte er doch, als ob sie ihm unbekannt wäre, wer sie sei. Und sie schrie und weinte und schwur, daß so etwas niemals wieder vorkommen werde, wenn er ihr das eine Mal verzeihen wolle. Aber sie richtete nichts aus, sondern mußte vor der verschlossenen Tür stehn bleiben. Nun verstärkte sie ihr Geschrei und sagte, wenn er ihr nicht öffne, so werde sie in den Brunnen neben dem Hause springen und so ihr Leben endigen, damit er ihrer Freundschaft und Verwandtschaft Rechenschaft über ihren Tod werde geben müssen. Er jedoch verlachte

ihre Drohungen und ließ sie nicht ins Haus. Voller Schlauheit nahm sie einen großen Stein, den sie von der Erde aufhob, und warf ihn in den Brunnen in der Absicht, daß der Mann, wenn er den Schall des in den Brunnen fallenden Steines höre, glauben solle, sie habe sich hineingestürzt. Kaum hatte sie das getan, als auch schon der Mann aus dem Hause stürzte und raschen Laufes zum Brunnen eilte in der Meinung, es sei wahr, daß er die Frau habe fallen hören. Als die Frau die Tür offen sah, vergaß sie keineswegs ihre List, sondern lief ins Haus und verschloß die Tür. So sah er sich denn getäuscht und schrie: „O du trügerisches Weib voll teuflischer List! Laß mich ins Haus, und was du begangen hast, will ich dir, glaube mir, verzeihn.“ Nun fuhr aber sie ihn an und weigerte sich rundweg, ihn einzulassen, und bekräftigte dies mit dem Sakrament und sagte: „O du niedriger Wüstling, allen deinen Verwandten will ich es zeigen, daß du jegliche Nacht zu den Huren zu laufen pflegst.“ So rettete sich das Weib durch ihre List und wälzte die Schmach, die ihr gebührt hätte, auf den Gatten.

LXVIII.

Manchmal, wenn die Teufel Kenntnis haben von den Sünden der Menschen, klagen sie sie an, damit sie dem Tode überliefert würden und die Zeit für die Reue zu kurz sei. So habe ich erzählen hören, daß in der Stadt Rom eine sehr fromme Witwe lebte, die ihren kleinen Sohn des Nachts bei sich im Bette behielt; und so tat sie, bis er herangewachsen war. Da geschah es eines Nachts durch die Anstiftung des Teufels, daß die Mutter von ihrem eigenen Sohn empfing. Weil sie aber reiche Almosen verteilte und

die heilige Jungfrau oft begrüßte, fürchtete der Teufel, sie könnte Reue erwecken. Er nahm die Gestalt eines Scholaren an, ging zum römischen Kaiser und sagte ihm: „Herr, ich bin ein kundiger Sterndeuter, sodaß ich mich nie täusche: ich verstehe das Künftige vorherzusagen und verborgenen Diebstahl aufzudecken und weiß noch viel andres, was Ihr alles durch den Versuch sicher ergründen könntet, wenn Ihr mich in Euerm Gesinde behalten wolltet." Fröhlich nahm ihn der Kaiser auf, und er fing an, ihm viel vorherzusagen und heimliche Diebstähle zu enthüllen, sodaß ihm der Kaiser über alles glaubte und ihn vor allen seinen andern Dienern ehrte. Eines Tages sagte er nun zum Kaiser: „Herr, es ist wunderbar, daß diese Stadt nicht von der Erde vertilgt wird; in ihr ist nämlich eine verabscheuungswürdige Frau, die von dem eigenen Sohne empfangen und geboren hat." Als dies der Kaiser vernahm, rief er die Frau zu sich, nicht ohne große Verwunderung, weil diese Dame unter den römischen Frauen als die frömmste galt; trotzdem aber glaubte er seinem Schreiber, da er sichs nicht denken konnte, daß er löge. Kaum hatte die Witwe vom Kaiser einen Verzug für ihre Rechtfertigung bewilligt erhalten, als sie mit Tränen in den Augen zur Beichte ging und Tag und Nacht die heilige Jungfrau anzuflehn begann, daß sie sie von der Schande und vom Tode errette. An dem bestimmten Tage suchte sie vergeblich einen Freund, der es gewagt hätte, mit ihr zu gehn oder dem Schreiber des Kaisers entgegenzutreten, weil ihm alle glaubten wie einem Propheten. Als sie aber in den Palast des Kaisers trat, fing der Teufel an zu erschrecken und zu zittern. Der Kaiser fragte: „Was hast du denn?", aber er blieb stumm. Wie dann das Weib nahe kam, erhob der Teufel ein Geheul und sagte: „Siehe, Maria kommt mit diesem Weibe und geleitet sie an der Hand." Nach diesem Worten verschwand er mit Getöse und Gestank.

LXIX.

Es war einmal ein mächtiges und reiches Mädchen, begabt mit allem, was gut und schön ist, die ein Königreich besaß. Ein neidischer und listiger König, der das sah, gedachte sie aus ihrem Reiche zu vertreiben, wußte aber, daß er sie weder durch Gewalt zu überwinden, noch durch Geschenke zu verblenden vermochte; daher verlegte er sich auf den Trug, näherte sich ihr in vorgeblicher Freundschaft, stellte ihr verstohlen nach und vertrieb sie ungerecht aus ihrem eigenen Reiche und bezwang sie so durch Hinterlist. Und die Prinzessin, lange in Armut und Elend lebend, ohne Macht und ohne Reichtümer, konnte nicht wieder zu ihrem Erbe gelangen. Der Sohn eines sehr mächtigen Königs hatte sie geliebt; von seiner Treue geleitet, verlobte er sich der, die er lange geliebt hatte, um ihr durch einen Sieg im Kriege wieder zu dem ungerecht verlorenen Erbe zu verhelfen. Obwohl er nun einen herrlichen Sieg davontrug, wurde er doch in dem Kriege gegen diesen Tyrannen auf den Tod verwundet; aber er hatte seiner Braut gesagt, daß er im Kampfe werde fallen müssen, um den Sieg zu erringen. Also erhob sich die Prinzessin von der Streu des Elends und besaß wieder das Reich; die Waffen ihres Bräutigams, die von seinem Blute bespritzt waren, hob sie auf und hängte sie in ihr heimlichstes Gemach, damit sie sie immer vor Augen habe. Mit dem Fortschreiten der Zeit kamen viele Edle zu ihr, um sie zu freien, und sie antwortete stets, daß ihr ihr Bräutigam so große Liebesbeweise gezeigt habe, daß sie in aller Ewigkeit von einem andern Bräutigam nichts wissen wolle; wenn sie aber merkte, daß ihr gebrechlicher Sinn gerührt wurde, so sprang sie sofort aut und eilte in die Kammer, um die mit dem Blute ihres Bräutigams bespritzten Waffen zu betrachten. Und sie be-

weinte den Tod ihres Verlobten in übermäßiger Liebe und verlor so jeden Wunsch nach einer Ehe.

LXX.

Ich habe die Personen gekannt, von denen ich gehört habe, daß ihnen das folgende wirklich zugestoßen sei, was, wenn es erwogen wird, vielen zur Warnung dienen kann; und es sind jetzt, wie ich schätze, mehr als zwanzig Jahre, daß sie aus dieser Welt gegangen sind. Es war nämlich ein Weltpriester, der von Kindheit an ein frommes Leben geführt hatte, lebend in Frömmigkeit und Keuschheit und Unschuld, wie es durch seinen Ruf bei seinen Landsleuten bezeugt wird. Als dieser nun Kunde bekam von einer edeln und sehr schönen Frau, die, nachdem sie ihre Heimat verlassen hatte, dem Trosse eines großen Fürsten folgte als öffentliche Hure und eine von denen, die Troßdirnen genannt werden, wollte er sie, wenn er könne, von den großen Sünden bekehren, die sie dadurch beging, daß sie sich jedermann für Geld hingab; von Mitleid erfüllt suchte er sie auf, mahnte sie, von so vielen und so großen Sünden abzustehn, und versprach ihr, er werde sie nicht verlassen, sondern für ihre Lebensnotdurft und für ihr Heil sorgen. Seine Worte rührten sie und sie schnitt sich die Haare ab und nahm andere Kleider. Als sie dann Begehren trug, nach Rom zu pilgern, damit sie Vergebung für ihre Schuld erlange, folgte er ihr in der Furcht, sie könnte zum Laster zurückkehren, und begleitete sie auf der Hin- und Rückreise und hütete sie mit solchem Eifer, daß er, damit nicht andere sie begehrten, bei ihr im Bette lag, und weder begehrte er sie irgendwie, noch schien sich sein Fleisch zu rühren.

Später schloß er sie in eine Zelle, besuchte sie jedoch häufig, um sie zu trösten und ihr das nötige, soweit er konnte, zu besorgen. Als sie aber schon lange Zeit eingeschlossen war und er schon ruhiger über sie war, sprach er aus Mitleid freier und vertraulicher mit ihr und nun begann nach vielen Worten und Zeichen in ihm etwas aufzuflammen, was er bisher noch nicht erfahren hatte. Und sie fanden heimliche Wege und sündigten mit einander und bekamen viele Kinder, die die Mutter, damit es nicht ruchbar werde, aus dem Wege räumte und verdarb.

LXXI.

Eine Maus hatte eine Tochter, die sie für das schönste von allen Geschöpfen hielt, und sie dachte bei sich nach, wer ihr an Rang und Stand gleich sei, um ihr diesen gebührlich zu vermählen. Da sah sie in der Nacht den Mond in seinem hellen Scheine; sie grüßte ihn und sagte: „Gegrüßt seist du, Mond." Darauf der Mond: „Wohl ergehe es dir, Frau Maus." Nun sagte die Maus: „Weil du allmächtig, herrlich schön und tüchtig an Kräften und Tugenden bist, möchte ich, daß du meine Tochter zur Gattin habest, die ich ehrenvollerweise keinem andern als dem mächtigsten, für den ich dich halte, vermählen kann oder will." „Keineswegs," entgegnete der Mond, „bin ich der, noch habe ich solche Macht, wie du mir zuschreibst; denn ich habe keinen eigenen Glanz, sondern empfange ihn von meinem Herrn, der Sonne, der mich während seiner Abwesenheit, wenn er ruht, zu seinem Stellvertreter im Spenden des Lichtes bestellt hat. Wenn du daher deine Tochter nur dem höchsten Herrn zur Ehe geben willst, so suche meinen Herrn, die Sonne, auf, der

durch seine Tugend und Kraft in der ganzen Welt herrscht.“ Und die Maus fragte: „Wo ist dein Herr, die Sonne?“ „Sicherlich, Frau,“ sagte der Mond, „morgen in aller Frühe wirst du ihn hier finden.“ Da sagte die Maus dem Monde Lebewohl und schied mit ihrer Tochter von hinnen. Am Morgen ging sie zur Sonne, grüßte und sagte: „Ich komme, Herr Sonne*), mit meiner vieledeln Tochter zu dir, damit du sie zur Gattin habest, weil es einem so mächtigen Herrn wohl ansteht, sie zu seinem Gemahl zu erlangen. Du, Herr, erleuchtest ja die Welt mit den Strahlen des Glanzes, vertreibst die Finsternis, läßt alle Pflanzen und Bäume wachsen und grünen und übertriffst in wunderbarer Schönheit jegliches Geschöpf.“ Darauf die Sonne: „Wenn du deine Tochter mir, wie du sagst, als dem mächtigsten vermählen willst, so wisse, daß es wahrlich einen mächtigern gibt, als ich bin, der gar oft meinen Glanz, meine Wärme und meine andern Kräfte behindert und zu nichte macht.“ „Und wer ist der,“ fragte die Maus, „der dich irgendwie übertreffen kann?“ „Sicherlich,“ sagte die Sonne, „ist es mein Herr, die Wolke, der, sooft er will, den Glanz meines Lichtes beschattet und alles, was ich durch die Wärme getrocknet habe, durch Regen und Tau befeuchtet.“ Als dies die Maus gehört hatte, ging sie zur Wolke und sagte grüßend: „Erhabenster Herr, deswegen, weil du alle andern an Herrschaft und Macht übertriffst, will ich, daß du meine Tochter zur Gattin habest.“ Darauf dieser: „Wahrlich, Frau, mag sein, daß ich einige Macht habe, so ist doch éin mächtiger und prächtiger Herr, der mich immer verfolgt, heftig bedrängt und vernichtet, der nicht aufhört, mich von Ort zu Ort zu jagen, vor dem ich furchtsam durch das All fliehend eile und der mich, wenn er mich fängt, zur Erde niederschlägt

*) Auch im Originale heißt es von *Luna, Sol, Nubes, Ventus* und *Castellum* immer *dominus*.

und im Meere untertaucht." „Und wie ist sein Name?" fragte die Maus. Die Wolke antwortete: „Der Wind, der die Welt von vier Seiten beherrscht." Die Maus schied und kam zum Winde, grüßte ihn und sagte: „Furchtbarer Herr, der du über alles herrschest und vor dem alles zittert, sieh, ich führe dir meine Tochter zu und gebe sie dir, dem stärksten Fürsten, zur ehelichen Verbindung, weil deiner Gewalt nichts zu widerstehn vermag." Darauf der Wind: „Wenn ich auch stark bin an Kraft, und Häuser, Bäume und andres große niederwerfen und viel wunderbares bewirken kann, so ist doch hier in der Nähe ein Schloß auf dem Felsen des Gesteins fest gegründet, das ich mit allen meinen Kräften in dreihundert Jahren nicht habe brechen und stürzen können; ich gestehe daher, daß es stärker ist als ich." Nach diesen Worten ging die Maus mit ihrer Tochter zum Schlosse und sagte: „Unbesieglicher Herr, dir, dem niemand obsiegen kann, bringe ich meine Tochter, damit du sie zur Gattin habest." Das Schloß aber antwortete: „Ob ich schon stark und schier unüberwindlich bin, nichtsdestoweniger ist ein kleines Tier, das mich arg angreift, meine Mauern untergräbt und gegen meinen Willen durch die Löcher aus- und eingeht; es ißt und verzehrt meine Speisevorräte, und, was das schlimmste ist, es tritt mich mit Füßen und entleert seinen Mist auf mein Haupt. Keine Tür, kein Fenster, kein anderer noch so fester Verschluß kann ihm widerstehn oder es abhalten, und so beansprucht es eine unweigerliche Herrschaft über mich." „Wahrlich," sagte die Maus, „das ist der mächtigste! Und wie ist sein Name?" Das Schloß: „Herrin, Maus wird er genannt." „Eya," sagte die Maus zu ihrer Tochter, „sieh, nun ist es an den Tag gekommen, daß unserm Geschlechte nichts gleichwertig ist; drum gehn wir nach Hause und feiern wir die Hochzeit im eigenen Geschlechte!" Als sie nun mit allen ihres Geschlechtes das Hochzeitsmahl feierten,

da kam aus einem Winkel eine schwarze Katze angesprungen. Mit ihren Krallen packte sie die Braut und den Bräutigam, fraß sie und verjagte die ganze Gesellschaft. Und so wurde die Hochzeitslust in Trauer und Wehklagen verkehrt.

LXXII.

Es hatte eine Frau ihrem Manne stets gesagt, daß sie nach seinem Tode keinen andern heiraten werde. Als sie dann neben der Bahre des Gatten von einem andern sprach, wurde sie von der Magd getadelt, weil der Tode noch warm sei; da sagte sie: „Wenn er noch warm ist, da will ich ihn so lange blasen, bis er kalt ist.“

LXXIII.

Gott erhöht und ehrt die Armen im Jenseits, und dies billigermaßen, weil sie die Welt unterdrückt und geringachtet . . . . Darauf bezieht sich auch, was man von dem Dichter Homer, der um die Zeit des Raubes Helenas geblüht hat, in den Chroniken liest. Als er in Athen den Hof des Königs in niedrigem Gewande betreten wollte, ward er zurückgewiesen; in kostbarem Gewande hingegen durfte er sofort eintreten, wurde ehrenvoll aufgenommen und erlangte, was er wollte. Um nun den König und seine Leute zu beschämen, zog er die kostbaren Kleider vor allen aus, verehrte sie und beugte seine Knie vor ihnen, indem er ihnen Dank sagte, daß sie im stande gewesen seien, beim

Könige das zu erreichen, was Weisheit und Redlichkeit zu erreichen nicht vermocht hätten.

Ähnlich soll Meister Peter Abélard getan haben, um etliche Mönche zu beschämen. Er ließ nämlich, als er in eine Abtei kam, seine Pferde und seine Prunkkleider zurück: im ärmlichen Mantel wurde er ungern aufgenommen und zu den Landstreichern gelegt und niedrig behandelt; später aber, als er mit Fackelträgern und großem Gepränge daherkam, wurde er mit den höchsten Ehren empfangen und bewirtet und wurde eingeladen, in ihrem Kapitel zu sprechen. Da beschämte er sie tüchtig, indem er sagte, wenn Christus, arm und zu Fuße zu ihnen gekommen wäre, so wäre er schlimm behandelt und seine Weisheit verachtet worden; und für die gute Herberge, die er dort hatte, sagte er nicht sich selbst Dank, sondern dem reichen Geschirre der Pferde und der Hoffart des Prunkes.

LXXIV.

Ein eifersüchtiger Mann folgte seiner Frau, als sie zur Beichte ging. Da er sah, daß sie der Priester hinter den Altar führte, um sie zu strafen, sagte: „Herr, sie ist ganz zart; ich will für sie die Strafe empfangen." Als er nun die Knie beugte, sagte das Weib: „Schlagt nur tüchtig zu, Herr; denn ich bin eine große Sünderin."

LXXV.

Aus den Haaren der Ziegen haben die Nonnen linde Betten und linde Kleider und sie wollen im Kloster üppiger leben als die weltlichen Frauen in der Welt; als Beispiel dafür pflegt man die Fabel von dem Floh und dem Fieber zu erzählen. Diese beklagten sich gegenseitig über die Herbergen, die sie in der vergangenen Nacht gehabt hatten. Der Floh sagte: „Ich habe in dem Bette einer Äbtissin geherbergt zwischen zwei weißen und dünnen Linnentüchern auf einem herrlichen und weichen Pfühle und ich glaubte, die beste Herberge zu haben, weil das Fleisch der Äbtissin, woran ich mich zu sättigen gedachte, feist und zart war. Aber beim ersten Bisse fing sie an zu schreien und ihre Mägde zu rufen, daß sie mit Kerzen kämen, und sie begannen mich zu jagen. Ich verbarg mich und kehrte erst als sie sich entfernt hatten, zur Äbtissin zurück. Sooft ich sie aber antrat, sooft ließ sie mich mit Lichtern suchen, und so konnte ich diese Nacht keine Ruhe finden und bin nur mit großer Fährlichkeit entronnen.“ Das Fieber sagte: „Und ich habe im Hause eines armen Weibes geherbergt, die kaum daß ich sie angefallen hatte, sofort aufstand, Lauge herrichtete und die Wäsche tapfer bleute, auf die Schultern lud und in den Fluß trug, sodaß ich, arg hergenommen von der Kälte und im Flusse beinahe erstickt, kaum entkommen bin.“ Der Floh riet dem Fieber: „Tauschen wir heute Nacht die Herbergen und wir werden sehn, wie es uns ergehn wird.“ Sie tauschten also und am Morgen sagte der Floh: „Heute Nacht habe ich die beste Herberge gehabt; denn ich habe das Weib, bei der du gewesen bist, so müde und schläfrig gefunden, daß ich sicher bei ihr ruhte und so viel fraß, wie ich wollte.“ Und das Fieber sagte: „Du hast mir einen ausgezeichneten Rat gegeben; denn die Äbtissin hegte und wärmte mich die ganze Nacht unter

einer Hermelindecke und köstlichem Linnen, und wenn ich sie auch, verborgen im weichen Bette, plagte, so tat sie mir doch nichts zu Leide: darum will ich aus ihrer Herberge niemals scheiden, solange sie mich freundlich behandeln wird.“ Man sieht also, wie die Üppige geplagt wurde, während das arme Weib nach der Arbeit auf der Streu im Frieden schlief.

LXXVI.

In der Stadt Rom herrschte Theobald, der ein Gesetz gab, daß niemand bei Todesstrafe ein Weib heimführen dürfe wegen ihrer Schönheit, sondern nur wegen des Reichtums; und wenn einer arm sei, das Weib aber reich, so dürfe er sie nicht früher zur Frau nehmen, als bis er ebensoviel Reichtümer besitze wie sie. Nun war ein Ritter, edel, aber arm, der keine Gattin hatte; und er zog in verschiedene Gegenden und Königreiche, um eine Gattin zu finden. Endlich fand er eine herrlich schöne und liebliche Dame, die schier unermeßliche Reichtümer besaß. Die fragte der Ritter: „Teuerste Dame, ist es dir recht, mich zum Manne zu haben?“ Darauf sie: „Teuerster, kennst du das Gesetz? Es ist das Gesetz gegeben, daß ein Mann ein Weib oder ein Weib einen Mann nicht anders nehmen darf, außer wenn beide gleichviel Gut haben. Geht also, um Euch so viel Gut zu erwerben, wie ich besitze, und Ihr werdet mich zur Gattin haben.“ Über diese Worte arg betrübt schied er von ihr und er dachte angestrengt nach, wie und auf was für einem Wege er so viel Gut erwerben könne. Endlich ging das Gerede, daß in einer andern Gegend ein Herzog sei, blind von Geburt, der sehr reich sei. Von diesem Ge-

rede erfuhr der Ritter, ging zu dem Schlosse des blinden Herzogs und sann, wie er ihn töten könne. Bei Tage waren immer gewappnete Männer bereit, um den Herzog zu hüten; des Nachts aber hatte er ein Hündchen, das so stark bellte, daß sich niemand dem Bette nähern konnte, ohne daß der Herzog durch das Bellen des Hundes geweckt und vor den Feinden bewahrt worden wäre. Als das der Ritter hörte, sprach er bei sich: „Bei Tage kann ich den Herzog nicht töten wegen der Gewappneten; es bleibt mir also nichts weiter übrig, als den Hund aus dem Wege zu räumen, und so werde ich mein Ziel erfüllen.“ Es geschah eines Nachts, daß der Ritter heimlich in das Gemach des Herzogs eindrang, und sofort begann der Hund zu bellen; aber der Ritter schoß einen Pfeil auf ihn und tötete ihn. Der Herzog, der den Hund nicht hörte, glaubte, es sei alles im Frieden, und schlief. Während er so schlief, zog der Ritter das Schwert und tötete ihn; dann raubte er alle seine Schätze. Er zog zur Dame und sagte: „Teuerste Dame, nun ist unser Gut gleich und dir bleibt keine Entschuldigung, mich nicht zum Manne zu nehmen.“ Darauf sie: „Sag mir, wie du in so kurzer Zeit so viel Geld erworben hast.“ Und er antwortete: „Ich habe einen Herzog getötet und seine Schätze geraubt.“ Da sagte die Dame: „Bevor du mich als Gattin heimführst, will ich dich innigst um das eine bitten: Zieh zum Hügel des Toten und setze dich neben das Grab; und was du dort hörst, das künde mir wahrheitsgetreu.“ Der Ritter sagte: „Ich will es tun.“ Er wappnete sich und zog zum Hügel des Toten und übernachtete dort. Und um Mitternacht klang eine Stimme von oben herab: „Herzog, was willst du von mir? Was kann ich für dich tun?“ Darauf der Herzog: „Gerechter Richter Jesu Christ, hilf mir! Ich bitte dich um nichts sonst, als um Rache für mein Blut, weil ich unschuldig nur wegen meiner Schätze getötet worden bin.“ Wieder erklang

die Stimme: „Heute über dreißig Jahre wirst du Rache finden.“ Tief bekümmert über diese Worte ging der Ritter weg, und er kündete der Dame, was er gehört hatte. Als es die Dame vernommen hatte, sagte sie: „Dreißig Jahre sind eine gar lange Zeit.“ Und sie ergab sich dem Ritter und der Ritter vermählte sich ihr und sie lebten die ganze Zeit über in Freude und Wonne. Als aber die Frist der dreißig Jahre nahte, baute der Ritter ein festes Schloß und schrieb über das Tor die folgenden Verse:

Als ich müde war und matt,
Gab ich der Gottesliebe statt;
Dann befreit von meiner Pein,
Liess ich diese Liebe sein.
Als der Wolf das Elend verspürt,
Tat er, wie wenn er zum Lamme würd;
Als er aber genesen war,
Wurde er, wie er gewesen war.

Und seine Vasallen, die die Verse lasen, wunderten sich und sagten: „Wir bitten dich, daß du uns den Sinn dieser Schrift erklärest.“ Er antwortete: „Ich war arm und mich packte Mattigkeit wegen meiner Armut, und trotzdem hielt ich mich in allem wie ein Frommer in Einfalt. Als ich aber von der Krankheit der Armut genesen bin, habe ich aufgehört, Gott zu gedenken. Und wegen der Mattigkeit meiner Armut habe ich mich meiner Gattin, als ich um sie freite, als Lamm gezeigt. Und ich liebte sie so, daß ich den Herzog wegen seiner Reichtümer verräterisch getötet habe. Nach dem Morde aber habe ich eine Stimme von oben gehört: ‚Heute über dreißig Jahre wird das Blut des Getöteten gerächt werden.‘ Diese Worte habe ich meiner Frau so gekündet, wie ich sie gehört habe. Sie aber hat mich trotzdem zum Manne genommen und bis heute lebten wir in Freuden. Heute über acht Tage jedoch sind die dreißig Jahre um. Ich bitte euch alle, daß ihr an diesem Tage mit mir seid beim Mahle.“ Sie sagten: „Wir werden

es tun und werden dann die Stimme, die du gehört hast, erproben.“ Es kam der Tag des Gastmahls und eine große Menge Volk war dabei. Als dann alle bei Tische saßen und während des Essens verschiedene Arten Musik erklangen, flog auf einmal ein vielfärbiges Vöglein durch ein Fenster herein und begann eine wundersam süße Weise. Der Ritter und Herr des Hauses horchte aufmerksam und sagte: „Ich glaube, dieses Vöglein bedeutet Unglück“; er nahm Bogen und Pfeil und tötete es vor allen. Sofort öffnete sich die Erde und das Schloß versank mit dem Ritter und der Dame und samt Mann und Maus.

Jetzt ist an diesem Ort ein tiefes Wasser, auf dem sich nichts erhalten kann, ohne daß es sofort in die Tiefe sänke.

LXXVII.

In der Stadt Rom herrschte Miremis, der eine schöne Frau geheiratet hatte; und sie waren schon lange Jahre mit einander verbunden, ohne daß sie hätten ein Kind bekommen können. Durch die verschiedenen Reiche wurden Ärzte gesucht, die den Kaiser, der verzweifelt war, weil er kein Kind hatte, trösten sollten; als aber die Ärzte den Kaiser untersucht hatten, gaben sie ihm ein Mittel, sodaß die Kaiserin einen lieblichen Sohn gebar. Sofort sollten die Philosophen dem Kaiser anzeigen, was sie über den Knaben dächten. Die Philosophen betrachteten also den Knaben und sagten sodann dem Kaiser: „Herr, wenn dieser Knabe lange leben soll, so muß er unter der Erde aufgezogen werden, damit er sieben Jahre kein Licht sehe; dann wird er Gott und den Menschen lieb sein.“ Der Kaiser tat nach dem Rate der Philosophen und setzte den Knaben

mit seiner Amme und den andern Weibern in ein unterirdisches Haus, wo sie kein Licht sehn konnten als das der Kerzen. Nach den sieben Jahren wurde der Knabe aus dem Hause hinausgeführt und er war schön und genoß die Gnade Gottes und die Liebe der Menschen. Als er später zum reifen Jünglinge herangewachsen war, wählte ihm sein Vater eine Gattin aus und das war die schöne Tochter des Königs von Ungarn. Nachdem die Hochzeit feierlich begangen war, wurde bei Anbruch der Nacht ein köstliches Bette bereitet und in jeder Ecke des Bettes saß ein Hündchen, um in der Nacht zu wachen, und vor dem Bette war eine brennende Lampe. Und der Kaiser befahl bei Todesstrafe, daß niemand die Lampe anzünden solle außer einer reinen Jungfrau. Als nun der Sohn des Kaisers seine Braut besuchen wollte, blickte er nach der Lampe; da er kein Licht in ihr sah, rief er seine Diener und sagte: „Ich gelobe Gott mit einem Eide, daß ich nicht ins Bette steige, wenn nicht die Lampe angezündet wird. Man suche also eine Jungfrau, die die Lampe anzünde.“ Und die Diener suchten eifrig, ob sie eine Jungfrau finden könnten, aber sie konnten keine finden und kehrten zurück und meldeten, daß sie keine Jungfrau hätten finden können. Daraufhin entließ er die Braut, übergab ihr den Ring der Liebe und sagte zu ihr: „Siehe, meine süßeste Braut, das Gesetz meines Vaters ist zu nichte gemacht; es ist unmöglich, eine Jungfrau zu finden, die die Lampe anzündete, und darum will ich durch die Lande wandern, bis eine Jungfrau gefunden wird.“ Ums Morgenrot erhob er sich und sagte der Braut Lebewohl; sie aber gab sich dauerndem Schmerze hin und niemand konnte sie trösten. Nachdem der Jüngling drei Tagreisen gewandert war, begegnete ihm ein Löwe, der einen Dorn im Fuße hatte und ihm durch Zeichen deutete, er solle ihm den Dorn herausziehn. Der Jüngling verstand das Zeichen und entfernte ihm den Dorn. Darauf folgte

ihm der Löwe bis zu einem Schlosse neben einem Walde und dort ging der Löwe hinein. Der König dieses Schlosses hatte ein jungfräuliches Mädchen zur Tochter. Kaum hatte die der Jüngling erblickt, so wurde er so von Liebe zu ihr ergriffen, daß er sie von ihrem Vater zur Gattin verlangte. Als nun der König hörte, daß er der einzige Sohn des Kaisers war, sagte er: „Teuerster, du bist dem edelsten Geschlechte entsprossen und hast die Tochter des Königs von Ungarn zur Gattin genommen. Doch hast du sie noch nicht erkannt, weil ein Gesetz gegeben ist, daß die Lampe vor Euerm Bette nur von einer Jungfrau angezündet werden darf, und es war unmöglich, eine Jungfrau zu finden, und das ist der Grund, warum du hiehergekommen bist. Jetzt verlangst du meine Tochter zur Ehe. Sie wird dir die treueste Herzliebste sein, wenn du mir eines bewilligen wirst. In diesem Lande haust ein schrecklicher Drache, dem tagtäglich zwei Schafe und Kinder gebühren; wenn dann alle Tiere aufgezehrt sein werden, dann wird unter uns das Los geworfen werden, und wen es trifft, den wird der Drache haben. Kannst du nun meine Tochter vom Tode erretten, so wird sie ohne Widerspruch deine Liebste sein.“ Der Jüngling antwortete: „Das verspreche ich dir treulich zu vollbringen und ich werde bei dir harren, bis der Drache alle Tiere verzehrt hat.“ Und so geschah es. Bald waren alle Tiere verzehrt und das Los wurde geworfen, und es fiel auf das Mädchen, sodaß sie vom Drachen gefressen werden sollte. Als das der Jüngling hörte, fürchtete er sich sehr vor dem Drachen. Aber er wappnete sich und kämpfte gegen den Drachen; und er wäre beinahe überwunden worden. Schon wollte er die Flucht ergreifen, als ihm der Löwe, dem er den Dorn aus dem Fuße gezogen hatte, zu Hilfe kam und mit ihm gegen den Drachen kämpfte, sodaß er den Drachen mit der Hilfe des Löwen überwand und tötete. Über die Kunde davon frohlockte

der König und er übergab seine Tochter in die Hände des Jünglings und sagte: „Siehe, hier deine Liebste, für die du gekämpft hast. Geht nun und nehmt sie mit Euch.“ Der Jüngling nahm sie hin und führte sie mit sich in den Palast seines Vaters. Als seine Gattin von seiner Ankunft hörte, war sie seliger als sich denken läßt, eilte ihm entgegen und umarmte ihn. Und der Jüngling sagte zu ihr: „Zeig mir den Ring der Liebe, den ich bei dir zurückgelassen habe!“ Und sie antwortete: „Ich bin bereit.“ Sie zeigte ihm ihn und er nahm ihn von ihr und gab ihn seiner Liebsten und sagte zur Gattin: „Diese ist meine wahre erwählte Liebste, die tagtäglich mit uns verweilen wird, um die Lampe anzuzünden.“ Und sie sagte: „Amen, dein Wille geschehe.“ Und die junge Maid verweilte dort und zündete allnächtlich die Lampe an und alle waren ihr von Herzen zugetan, weil man die Lampe niemals erloschen fand; so wurden ihr große Reichtümer zu teil und sie beschloß ihr Leben im Frieden.

LXXVIII.

Man liest ein Exempel von einem Könige, der selten oder nie lachte. Und seine Fürsten gingen zu seinem Bruder und redeten ihm zu, den König um den Grund seiner Traurigkeit zu fragen, weil er niemals oder nur selten lache und immer traurig sei. Und der König antwortete, er werde ihm an demunddem Tage Bescheid geben. Und der König ließ eine tiefe Grube herstellen und füllte sie bis zur Mitte mit glühenden Kohlen. Und über die Grube setzte er einen alten und durchs Alter verdorbenen Stuhl. Und über diesen Stuhl hing er an einem Faden ein blankes Schwert auf. Und

vor die Grube stellte er einen Tisch mit köstlichen Speisen und dem köstlichsten Weine. Und er setzte seinen Bruder auf diesen Stuhl und ließ um seinen Bruder vier Männer mit gezückten Schwertern stehn: der eine von diesen vier Männern zielte auf ihn mit dem gezogenen Schwerte von rückwärts, der andere von vorne, der dritte von rechts und der vierte von links. Und der König ließ Leute kommen, die vor seinem Bruder auf Pauken und Harfen und Orgeln und andern Instrumenten Musik machten*). Und der König sagte zu ihm: „Sei froh und heiter, iß und trink und lasse dirs wohlgehen." Aber der Bruder sagte zum Könige: „Wie soll ich heiter sein und lachen, wenn überall um mich die Not ist? Sehe ich unter mich, so sehe ich glühende Kohlen, und wenn ich mich ein bischen rühre, so bricht der alte Stuhl, sodaß ich ins Feuer falle. Sehe ich über mich, so sehe ich das blanke Schwert an einem dünnen Faden. Sehe ich nach vorne oder nach rückwärts oder nach rechts oder nach links, überall bin ich von gezückten Schwertern umgeben. Da ich also in der Not bin, kann ich mich weder an Speise, noch an Trank ergötzen." Und der König sagte zu seinem Bruder: „So wie es dir jetzt ergeht, so ergeht es mir immer. Sehe ich über mich, so erkenne ich meinen Richter, der mich richten wird und dem ich Rechenschaft ablegen muß von meinen Gedanken, Worten und Werken. Sehe ich unter mich, so bedenke ich das höllische Feuer und die Pein der Verdammten, mit denen ich werde in die Ewigkeit verdammt werden, wenn ich in einer Todsünde sterbe. Sehe ich hinter mich, so erkenne ich meine Sünden, die ich gegen Gott begangen habe und wegen der ich meine Zeit unbenützt habe verstreichen lassen. Sehe ich vor mich, erkenne ich meinen

---

*) Im Originale: *qui cantaverunt ante eum in tympanis et choris et organis et in aliis musicalibus instrumentis;* statt *choris* lese ich *chordis.*

Tod, dem ich mich täglich um eine Tagreise nähere, ohne zu wissen, wann und wo ich sterben werde. Sehe ich zur Linken, so gewahre ich die Teufel, die Tag und Nacht auf meine Seele lauern, um mein Heil zu vernichten. Sehe ich zur Rechten, erkenne ich die Engel Gottes, denen ich, obwohl sie mich stets zum Guten geleitet und vom Schlechten abgehalten haben, nicht immer Genüge getan habe und deren guter Anleitung ich nicht nachgekommen bin. Und da ich das immerfort von neuem in mir und über mich erwäge und betrachte, wie könnte ich da fröhlich sein in dieser Welt?" So wurden der Bruder des Königs und die andern Neugierigen zurechtgewiesen.

LXXIX.

Es war einmal ein Einsiedler, der dachte, versucht von dem Geiste der Lästerung, Gottes Urteile seien nicht gerecht, weil er die Guten schlägt und weil die Bösen gedeihen. Da erschien ihm ein Engel Gottes in der Gestalt eines Menschen und sagte ihm: „Folge mir; Gott hat mich gesandt, damit du mit mir gehest und ich dir seine geheimen Ratschlüsse zeige." Und er führte ihn zu dem Hause eines guten Mannes, der sie milde und gütig in die Herberge nahm und sie mit aller Notdurft versah; am Morgen aber stahl der Engel dem Gastfreunde einen Becher, den dieser sehr liebte. Der Einsiedler begann Kummer zu empfinden, weil er glaubte, daß der Engel nicht von Gott sei. In der andern Nacht herbergten sie in dem Hause eines Mannes, der ihnen eine schlechte Herberge bereitete und sie schlecht behandelte; diesem aber schenkte der Jüngling den Becher, den er dem guten Gastfreunde entwendet hatte. Darüber wurde der Einsiedler sehr traurig und fing an, den Engel

zu beargwöhnen. In der drittfolgenden Nacht herbergten sie in dem Hause eines guten Mannes, der sie mit großer Freude aufnahm, sie mit aller Notdurft genügend versorgte und ihnen am Morgen einen jungen Diener mitgab, der sie führen und ihnen den Weg weisen sollte; diesen Diener stürzte der Engel von einer Brücke herunter und die Wasser verschlangen ihn. Als dies der Einsiedler sehn mußte, nahm er großes Ärgernis daran und ward ganz bestürzt. In der vierten Nacht nahm sie wieder ein guter Mann aufs beste auf, bot ihnen mit fröhlicher Miene reichliche Speise und ließ ihnen ein ordentliches Bette rüsten; da nun der einzige Sohn ihres Gastfreundes in der Nacht zu weinen anhob und sie am Schlafen behinderte, stand der Engel in der Nacht auf und erwürgte ihn. Als das der Einsiedler sah, war er überzeugt, das sei ein Engel des Satans, und wollte ihn verlassen. Jetzt endlich sagte der Engel zu ihm: „Deswegen hat mich der Herr zu dir gesandt, damit ich dir seine geheimen Ratschlüsse zeige und damit du wissest, daß auf der Erde nichts ohne Grund geschieht. Der Mann, dem ich den Becher genommen habe, liebte ihn und hegte ihn mit allzu großer Sorgfalt und er dachte oft an den Becher, wann er hätte an Gott denken sollen; darum hab ich ihn ihm weggenommen und ihn diesem schlechten Gastfreunde, der uns nicht gut aufgenommen hat, gegeben, damit der Schlechte schon in dieser Welt seinen Lohn empfange und in der andern keine Belohnung mehr erwarten könne. Den Diener habe ich ertränkt, weil er sich in seinem Herzen vorgenommen hatte, in der folgenden Nacht seinen Herrn zu töten; und so habe ich unsern guten Gastfreund vom Tode errettet und seinen Diener vor der wirklichen Ausführung des Mordes bewahrt, damit er, der schon nach dem Vorsatze seines bösen Willens ein Mörder war, in der Hölle weniger gestraft werde. Unser vierter Gastfreund aber tat, bevor er den Sohn hatte, viel gutes,

und was er über seinen Lebensunterhalt und seinen Bedarf an Kleidung haben konnte, das behielt er für die Armen zurück; seitdem ihm aber der Sohn geboren worden ist, hat er seine Hände von den Werken der Barmherzigkeit abgezogen und alles für seinen Sohn zurückbehalten. Ich habe ihm nun über den Befehl des Herrn den Grund für seine Habsucht genommen und habe die Seele des unschuldigen Knaben ins Paradies geführt.“ Als der Einsiedler diese Worte hörte, wurde er aller Versuchung ledig und pries fortan die Urteile Gottes in ihrer unergründlichen Tiefe.

LXXX.

Ich habe erzählen hören, daß einer aus übergroßer Einfalt die Sakramente nicht aus der Hand unwürdiger Priester empfangen wollte. Weil er dies aber nicht aus offenkundiger Bosheit, sondern aus Unwissenheit tat, wollte ihn Gott bekehren und sandte ihm im Traume einen heftigen und schier unerträglichen Durst; und dem Schlafenden schien es, daß er bei einem Brunnen sei, aus dem ein Aussätziger das klarste Wasser in einem herrlichen Gefäße an einem goldenen Seile schöpfte. Und viele Leute gingen hin und tranken; als aber auch er hinging, zog der Aussätzige die Hand zurück und sagte: „Wieso möchtest du von einer aussätzigen Hand das Wasser nehmen, wo du es verschmähst, die Sakramente von unwürdigen Priestern zu empfangen?“ Verwerflich ist die Lehre der Ketzer, die da sagen, die Kraft der Sakramente hänge von der Tugend des Spenders ab.

LXXXI.

Es war einmal ein Einsiedler, der lange in Heiligkeit lebte und durch viele Jahre nicht verleitet werden konnte zu einer Sünde. Zu dem sagte der Teufel: „Wähle, in eine der drei Sünden (Trunkenheit, Ehebruch und Mord) zu willigen; dann werde ich dich fürderhin nicht mehr versuchen." Er wählte die Trunkenheit, fügte aber nachher auch die beiden andern, nämlich den Ehebruch und den Mord, hinzu, indem er den Mann tötete, der eben dazukam, als er mit seiner Frau in der Trunkenheit sündigte. Hierauf sagte er, sich selbst verdammend, die Verse:

„Als ich nüchtern war, da hing mir noch keinerlei Furcht an;
Trunken beging ich die zwei schlechtesten Sünden der Welt."

LXXXII.

Gleißner und Schmeichler sind die, die zur Zeit Frömmigkeit heucheln, damit sie vorwärts kommen und Äbte werden. So habe ich von einem Abte gehört, der vor seiner Erhebung stets bei Wasser und Brot gefastet und weder Fleisch noch Fische genossen hatte, außer ganz mäßig. Als er aber Abt geworden war, fing er an große Fische zu essen; da man ihn nun wegen der so großen Veränderung befragte, antwortete er: „Eine lange Vigilie habe ich vor diesem Feste gefastet; darum aß ich ja die kleinen Fischlein, um einmal große essen zu können." Die, die also Frömmigkeit heucheln, enthüllen ihre wahre Art, wenn sie das Ersehnte erlangt haben.

LXXXIII.

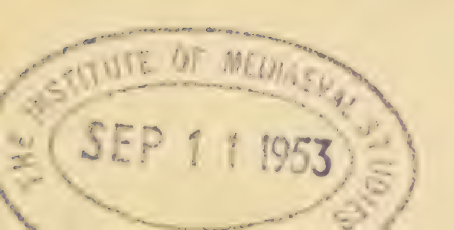
Ein armes Weib vermachte dem Pfaffen eine Henne, die er nach ihrem Tode erhalten sollte, weil sie nichts sonst besaß. Als sie aber der Pfaffe noch bei ihren Lebzeiten wegnahm, sagte sie: „Wahrlich, die Pfaffen sind schlimmer als der Teufel! Dem und dem Fuchs habe ich sie schon oft und oft gegeben, sie aber noch immer behalten; jetzt aber ist sie weg.“

LXXXIV.

Ein Jude fiel am Samstag in eine Grube. Ein Christ, der es sah, wollte ihn herausziehn, aber der Jude wollte nicht, sondern sagte, der Sabbat dürfe nicht entheiligt werden. Am Morgen kam der Christ wieder und der Jude schrie, er solle ihn herausziehn; da sagte der Christ: „Heute ist Sonntag und ich kann meinen Sabbat nicht entheiligen.“ So blieb er elendiglich drinnen.

LXXXV.

Und die Spötter sind ähnlich dem Diebe, der, als er von vielen Schergen auf einem hohen Pferde hinausgeführt wurde zum Galgen, die Leute, die er auf dem Wege zu Fuß einherschreiten sah, verhöhnte, ohne sich um sein nahes Ende zu kümmern. Ebenso ähneln die Spötter einer Hure, die, weil sie im Ehebruche ertappt worden war, von den Knechten nackt vor aller Augen durch die ganze Stadt



gestäupt wurde, dabei aber eine ehrbare Frau, der sie begegnete, wegen der geringern Pracht ihrer Kleidung verspottete und keine Acht hatte der eigenen Nacktheit.

LXXXVI.

Das folgende habe ich von einem Meister gehört, der es in hübsche Verse gebracht hat. Es war nämlich einmal ein Ritter, ein räuberischer und verbrecherischer Mann, der ging auf das Drängen seiner Frau, einer sehr frommen Dame, zu seinem Bischof, um ihm zu beichten; da er vieler Mordtaten und anderer Frevel schuldig war, trotzdem aber weder nach Rom pilgern, noch eine andere gebührende Buße auf sich nehmen wollte, sagte der Bischof im Vertrauen auf Gott, weil sein Fall des Rates erheischte, zu ihm: „Möchtest du, der du so viele Nächte im Dienste des Teufels durchwacht hast, nicht wenigstens das kleine Bißchen tun, daß du eine ganze Nacht im Dienste Gottes in der Kirche wachest, ohne mit irgend wem zu sprechen und ohne an etwas andres zu denken als an Gott und seine Heiligen, indem du sie für dein Heil anflehst? Und dies allein legen wir dir auf für die Vergebung aller deiner Sünden.“ Der Ritter, der gedachte, ihm sei ein guter Markt geworden, nahm die genannte Buße, die ihn leicht und kurz däuchte, mit Freuden an; der Bischof führte ihn in die Kirche, schloß die Tür und befahl ihm, ja bis zum Morgen mit niemand zu sprechen, außer, wie gesagt, bis er selbst am Morgen zu ihm wiederkehre. Als der Ritter nun so bis Mitternacht in friedlichem Gebete vor dem Kruzifix gewacht hatte, siehe, da begann auf einmal durch das Werk des Teufels in der Kirche eine gewisse Helle zu

erglänzen, und der Ritter sah das Tor offen und Männer und Frauen eintreten, wie zum Gebete; und er hörte das Gerassel vieler Wagen und es schien ihm, daß Kaufleute in die Kirche kämen und ihm sagten, sie seien von seiner Frau geschickt worden und sie seien Kaufleute, die viele Wagen mit sich führten, und sie wollten ihn zum Geleitsmanne und Führer durch ein nahes Land haben und sie würden ihn dafür nach seinem Gutdünken bezahlen. Da er jedoch bedachte, daß es nicht so schnell Tag sein konnte und daß der Bischof noch nicht gekommen war, nahm er sich vor, seine Buße auf keine Weise zu brechen. Trotz ihrem Drängen, ihnen eine Antwort zu geben, verharrte er unbeweglich im Gebete, bis sie unwillig wichen. Nun taten sie, als ob sie in sein Haus gingen, und brachten einen Teufel, der die Gestalt seiner Frau angenommen hatte, und einen andern in der Gestalt seines kleinen herzlich geliebten Knaben, den die Mutter auf dem Arme trug, mit sich. Und die Frau sagte zu ihm: „Herr, was werdet Ihr den Kaufleuten antworten? Nun ist die Gelegenheit da, etwas auf ehrliche Weise zu gewinnen, wo ihr sonst pflegt, fremdes zu rauben“; und der Knabe bot ihm einen Apfel und schmeichelte ihm stammelnd. Als aber auch das wirkungslos blieb und der Ritter keine Antwort gab, begann seine Frau zu weinen und ihr Elend zu beklagen, da ihr Mann die Sprache und die Vernunft verloren habe. Weil er noch immer nicht sprach, nahmen die Teufel das Aussehn des Bischofs und seiner Geistlichen an und der angebliche Bischof kam mit seiner Geistlichkeit zum Ritter und sagte: „Gesegnest seist du, mein Sohn, Gott segne dich! Wie ists dir ergangen?“ und dergleichen. Verwirrt überlegte der Ritter, ob er antworten solle, weil ihm schien, die Nacht sei noch nicht um, und er bat Gott, daß er nicht getäuscht werde, beschloß daher, sich zu bekreuzigen, bevor er spreche. So tat er denn auch und die Teufel verwandelten sich be-

stürzt in schreckliche Ungeheuer und schlugen den Ritter auf den Tod und quälten ihn grausam; da er jedoch die Augen zum Kruzifix erhob und Jesum, den Gekreuzigten, und seine Mutter um Hilfe anrief, da wichen sie verstört mit mächtigem Geheule. Am Morgen öffnete der Bischof das Tor, ging hin zum Ritter und fand ihn schier entseelt; bald aber kam er wieder zu Kräften und berichtete ihm, wie ihm geschehn war. Als ihm dann der Bischof sagte, er werde ihm keine weitere Buße mehr auferlegen, verharrte er in unerschütterlicher Reue und sagte, er wolle lieber sterben als fürderhin den so grimmigen Teufeln dienen oder in ihre Hände fallen.

LXXXVII.

Ich habe erzählen hören, daß eine Königin Frankreichs einen gewissen Meister Gilbert de la Porrée begehrte; und sie rief ihn zu sich, um ihn so zu verführen. Da sie sah, daß er schöne Hände hatte, faßte sie seine Hände und sagte: „O wie würden es diese Hände verdienen, meinen Leib zu kosen!“ Er aber zog die Hände zurück und sagte: „Das soll nimmer geschehn, Herrin! Wenn Euch meine Finger so gekost hätten, womit könnte ich später essen?“ Was soviel besagen will wie: Wenn sie unrein würden, scheute ich mich fortan, sie zum Munde zu führen.

LXXXVIII.

Einst war ein Reich ohne Erben zurückgeblieben und die Statthalter untersuchten, wem die Krone nach dem Rechte gebühre. Man fand drei Herzoge, die einen An-

spruch auf das Reich hatten und unter die es geteilt werden sollte. Zu diesen drei Herzogen sagten die Statthalter: „Teuerste, wenn das Reich unter Euch geteilt wird, dann wird die Macht vermindert und es könnte Uneinigkeit entstehn; wenn es Euch genehm wäre, daß nur einer König sei, der das Reich erhalte, so wäre das für uns alle nützlich.“ Sie sagten darauf: „Es ist uns ganz recht, daß Ihr einen unter uns erwählet. Die Statthalter antworteten voll Weisheit: „Wenn wir den einen erwählten und nicht einen andern, könnten wir uns Anfeindungen zuziehn; wir haben aber einen Weg gefunden, der, wenn Ihr damit einverstanden wäret, Euch und uns Ehre und Vorteile ohne Neid brächte, und alle Spaltungen blieben vermieden.“ Darauf die Herzoge: „Sagt uns, was für einen Weg Ihr gefunden habt.“ Und sie antworteten: „Paßt auf: morgen werdet Ihr drei Renner besteigen und auf einer Wiese außerhalb der Stadt reiten von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende. Der, dessen Pferd dann zuerst wiehern wird, der soll König und Herr sein.“ Die Herzoge sagten: „Der Plan ist gut“, und waren am nächsten Morgen bereit, alles zu erfüllen. Einer von ihnen hatte aber seinem Knappen heimlich befohlen, am Ende der Wiese mit einer Stute, die sein Renner zu bespringen pflegte, zur Stelle zu sein und, wenn er sie heransprengen sehe, seinem Hengste das Haupt der Stute zu zeigen. Und so geschah es. Es hatte sich eine große Volksmenge eingefunden, um die drei Herzoge reiten zu sehn. Als sie heranzusprengen begannen, zeigte der Knappe dem Hengste frei das Haupt der Stute, wie ihm befohlen war. Kaum sah der Hengst die Stute, die er zu bespringen pflegte, als er auch schon mächtig wieherte, sodaß es das ganze Volk hörte. Sofort wurde dieser Herzog nach ihrer Übereinkunft zum König erwählt und gekrönt.

LXXXIX.

Ein Kaufmann hatte seinen Wein, der zur Hälfte Wasser war, so teuer verkauft, als ob er ein reiner Wein gewesen wäre. Als er nun im Schiffe saß, öffnete er den Beutel, wo er die Goldstücke, die er für den Wein gelöst hatte, aufbewahrte. Das sah ein Affe, der auf dem Schiffe war, sprang leise herbei, packte den Beutel mit den Goldstücken, floh auf das Segelseil und öffnete den Beutel. Dann warf er je ein Goldstück ins Meer, das andere aber ins Schiff, sodaß der Kaufmann aus seinem Betruge nichts heimbrachte.

XC.

Viele gibt es, die den üppigen und faulen Weibern gleichen. Wenn so ein Weib, am Morgen im Bette liegend, zur Messe läuten hört, denkt sie bei sich, daß sie zur Messe gehn werde. Das Fleisch aber, das faul ist, fürchtet die Kälte und sagt: „Warum gingest du so zeitlich? Weißt du denn nicht, das die Geistlichen die Glocken wegen der Opfergaben läuten? Schlaf noch.“ Und so vergeht ein Teil des Tages. Dann sticht sie wieder das Gewissen, daß sie zur Messe gehn solle. Aber das Fleisch antwortet und sagt: „Warum gingest du so rasch in die Kirche? Sicherlich würdest du deinen Leib verderben, wenn du so früh aufstündest, und Gott will nicht, daß sich der Mensch selbst verderbe. Ruhe und schlafe.“ Und so vergeht noch ein Teil des Tages. Wieder sticht sie das Gewissen, daß sie zur Messe gehn solle. Aber das Fleisch sagt: „Wozu gingest du so rasch? Ich weiß ganz genau, daß dieunddie Nachbarin noch nicht in die Kirche gegangen ist; schlaf noch ein bißchen.“ Und so vergeht wieder ein Teil des Tages. Da

sticht sie das Gewissen wieder, aber das Fleisch sagt: „Es ist nicht not, daß du jetzt gehest; denn der Priester ist so höflich, daß er auf dich warten wird. Verzieh noch und schlafe." Und so vergeht die Zeit beim Schlafen. Wenn sie dann endlich, von der Scham gezwungen, aufsteht und zur Kirche kommt, findet sie die Türen geschlossen.

XCI.

Es herrschte der Kaiser Honorius, überreich an Schätzen; der hatte einen einzigen Sohn und den liebte er zärtlich. Der Ruhm dieses Kaisers flog durch die Welt, weil er in allem fromm und gerecht war; doch gegen einen König führte er Krieg und verwüstete sein Land. Als dieser König durch ihn viele Verfolgungen und unermeßlichen Schaden erlitten hatte, dachte er endlich: Ich habe nur eine einzige Tochter und mein Gegner hat nur einen einzigen Sohn. Wenn ich irgendwie meine Tochter seinem Sohne ehelich verbinden könnte, dann hätte ich ewigen Frieden. Er schickte also dem Kaiser eine prächtige Gesandtschaft mit der Bitte, ihm einen Waffenstillstand für die Zeit zu gewähren, bis er selbst mit ihm sprechen könne. Der Kaiser hielt Rat und gewährte ihm einen Waffenstillstand von einem Jahre. Nun kam der König in eigner Person zu ihm und bot ihm seine Tochter für seinen Sohn zur Gattin an. Der Kaiser aber sagte: „Das tue ich nur unter zwei Bedingungen: erstens muß deine Tochter eine Jungfrau sein, und zweitens muß nach deinem Hinscheiden dein ganzes Reich meinem Sohne zufallen." Darauf sagte der König: „Mir ist es recht", und sofort wurde die Übereinkunft verbrieft und gesiegelt. Und der König verabschiedete sich beim Kaiser. Nachdem er

heimgekommen war, ließ er ein Schiff bauen; denn seine Tochter mußte zum Kaiser auf dem Meere reisen. Als das Schiff fertig und mit aller Notdurft versehn war, bestieg es das Fräulein, die einen ansehnlichen Schatz und fünf Ritter und auch Damen und Mägde mitnahm. Als sie dann auf dem Meere dahinschifften, begegnete ihnen im Meere ein großer Walfisch, der das Schiff verschlingen wollte, und die Schiffer die das merkten, fürchteten sich sehr, noch mehr aber das Fräulein. Die Schiffer zündeten ein mächtiges Feuer an und wachten Tag und Nacht. Nach drei Tagen aber geschah es, daß sie, ermüdet durch das lange Wachen, einschliefen, und der Walfisch verschlang sofort das Schiff mit allem, was drinnen war. Als das Fräulein sah, daß sie im Bauche des Fisches war, schrie sie heftig, und durch dieses Schrein wurden alle munter. Nun sagten die Schiffer zu dem Fräulein und zu den Rittern: „Teuerste, tröstet Euch, Gott wird uns erretten, daß wir einen guten Rat finden, weil wir im Bauche des Walfisches sind.“ Da sagte das Fräulein: „Hört meinen Plan und wir werden gerettet sein.“ Und sie sagten: „Sprich.“ Und sie sprach: „Zünden wir ein großes Feuer an und überdies soll jeder den Fisch verwunden, soviel er nur kann; durch beides wird er des Todes sein und sofort ans Land schwimmen und so werden wir mit Gottes Gnade entrinnen können.“ Und sie befolgten den Rat des Mädchens in allem und der Walfisch hielt, als er den Tod spürte, aufs Land zu. Zu dieser Zeit ging ein Ritter, der in dieser Gegend wohnte, nach dem Abendessen gegen den Meeresstrand spazieren. Als er den Walfisch heranschwimmen und sich der Küste nähern sah, rief er seine Diener und zog ihn ans Land und seine Diener hieben auf den Walfisch los. Da das Fräulein den Schall davon vernahm, sprach sie für alle und rief: „Teuerste, schlagt leise zu und öffnet die Seite des Fisches; wir sind hier in seinem Bauche, Kinder ehrlicher Männer aus edelm Geblüte.“ Und als erste entstieg

der Öffnung das Fräulein, schier halbtot, dann die Ritter und die übrigen; und sie begann zu erzählen, wessen Tochter sie sei und daß sie dem Sohne des Kaisers zur Gattin bestimmt sei. Daraufhin behielt sie der Ritter samt ihrem Gesinde einige Tage bei sich, bis sie sich alle wieder erholt hatten; dann schickte er das Fräulein mit ihrer Begleitung zum Kaiser. Der Kaiser sagte, als er sie sah: „Teuerste Tochter, wohl ergehe es dir jetzt und in Ewigkeit. Aber ich sage dir, Tochter, bevor du meinen Sohn zum Gatten bekommst, will ich dich einer Probe unterwerfen.“ Er ließ sofort drei Kästchen machen. Das erste war aus lauterstem Golde und köstlichen Steinen und trug die Aufschrift: Wer mich öffnen wird, wird in mir finden, was er verdient hat; drinnen war aber nichts als Totengebein. Das zweite war aus lauterstem Silber und überall mit Edelsteinen besetzt und hatte die Aufschrift: Wer mich erwählen wird, wird in mir finden, was die Natur bestimmt hat; drinnen aber war nichts als Erde. Das dritte Kästchen war aus Blei und hatte die Aufschrift: Lieber will ich hier sein und ruhn, als unter den Schätzen des Königs weilen. Dann sagte der Kaiser zu dem Mädchen: „Teuerste hier sind drei Kästchen. Wähle dir, welches du willst; wenn du gut gewählt hast, wirst du meinen Sohn zum Gatten erhalten.“ Sie betrachtete die drei Kästchen genau und sagte in ihrem Herzen: Gott der du alles siehst, gib mir die Gnade, so zu wählen, daß ich das nicht verliere, um dessentwillen ich gelitten habe. Sie berührte das erste Kästchen und las die Aufschrift: Wer mich usw.; da dachte sie: Außen ist das Kästchen kostbar, doch was drinnen sei, davon habe ich keine Ahnung, darum will ich es nicht wählen. Dann las sie die Schrift auf dem zweiten und sagte sich: Niemals hat die Natur bestimmt, daß die Tochter meines Vaters dem Sohne des Kaisers vermählt werden solle, und darum will ich es nicht wählen. Sie las die Aufschrift des dritten und sagte: „Besser

ist es für mich, mit dem Sohne des Kaisers zu ruhn, als auf den Schätzen meines Vaters; und sie rief mit lauter Stimme: „Ich wähle das dritte Kästchen.“ Da sagte der Kaiser: „O gutes Mägdlein, du hast klug gewählt; in diesem Kästchen sind meine drei kostbarsten Ringe: einer für mich, einer für meinen Sohn und einer für dich als Zeichen des Verlöbnisses.“ Sofort ließ er die Hochzeit feiern und übergab ihr seinen Sohn. Und sie endeten ihr Leben in Freuden.

XCII.

Als Philipp, der König von Frankreich, einige arme Schüler bei sich zu Tische hatte, bemerkte er, daß einer zu Ende der Tafel einen Kapaun in seinen Kleidern verbarg. Er rief ihn heimlich zu sich und fragte ihn, was er für eine Wissenschaft höre. Der antwortete: „Die Theologie.“ Da sagte der König: „Heißt es nicht dort: Ihr sollt nicht sorgen, was ihr essen werdet?“ Der Schüler entgegnete: „Ich habe eben alle Sorge ablegen und sicher sein wollen, daher“ usw. usw.

XCIII.

Ein Ritter hätte gerne die Beichte seiner Frau gehört, sie aber weigerte sich und sagte, er habe weder Chorrock noch Stola. Er verschaffte sich das, rief sie zur Beichte und sie sagte: „Ich war jung und habe einen Knappen geliebt; dann einen Ritter, dann einen Narren und endlich einen Priester.“ Da warf er Chorrock und Stola weg und fragte sie, ob der Priester noch lebe. Sie bejahte die Frage

und bat ihn, alles geheimzuhalten. Als sie nun sah, daß er bekümmert war, rief sie ihn und sagte: „Wisset, daß ich das, was ich Euch in der Beichte erzählt habe, mit Fleiß gesagt und nur die Wahrheit gesprochen habe. Ich habe Euch als Junker genommen, dann hatte ich Euch als Ritter, dann als Narren, weil Ihr derlei hören wolltet, und endlich als Priester, weil Ihr mir die Beichte gehört habt."

XCIV.

Es erzählt ein Exempel, daß die Nonnen eines Klosters beschlossen hatten, zwei von ihnen sollten zum Papste gehn und von ihm die Erlaubnis erlangen, daß sie sich gegenseitig beichten dürften; sie hielten es nämlich für unwürdig, daß sie ihre Geheimnisse und Schwächen einem Manne, das heißt einem Priester, enthüllen mußten. Als die zwei zum Papste gekommen waren, erkannte der höchste Priester ihre Einfalt und den Trug des Teufels. Daher gab er ihnen eine verschlossene Büchse mit dem Auftrage, sie in ihre Herberge mitzunehmen und sie ihm am nächsten Morgen ebenso verschlossen zurückzubringen; so würden sie erhalten, was sie verlangten. In der Herberge angelangt, betrachteten sie die Büchse von allen Seiten und hätten sie gar zu gerne geöffnet. Endlich sagte die eine: „Öffnen wir sie und sehn wir, was drinnen ist." Die andere sagte: „Das dürfen wir nicht, weil es der höchste Bischof und Papst verboten hat." Endlich aber siegte die Versuchung und sie öffneten sie in der Absicht, sie ebenso wieder zu verschließen: da entflog ein Vöglein, das drinnen eingeschlossen gewesen war. Darob wurden sie ganz verstört. Als sie am Morgen zum Papste zurückkamen, erkannte er sofort, was geschehn war, und

sagte: Aus diesem euerm Tun läßt sich euere Unbeständigkeit und Schwäche erkennen. So würdet ihr gegenseitig handeln, wenn ihr einander euere Beichte hören dürftet; hätte eine einer andern etwas zu Leide getan, so behielte keine die ihr gebeichtete Schuld bei sich.“ Und so kamen sie mit leeren Händen in ihr Kloster zurück.

XCV.

In einem Flecken, der Holenbach heißt, wohnte ein Ritter, Gerhard mit Namen; seine Enkel leben noch heute und im ganzen Flecken gibt es kaum einen Menschen, der nicht von dem Wunder wüßte, das ich jetzt von ihm erzählen will. Dieser Gerhard liebte den heiligen Apostel Thomas so inbrünstig und ehrte ihn so außerordentlich vor den übrigen Heiligen, daß er keinem Armen, der in seinem Namen ein Almosen heischte, die Bitte abschlug; überdies war er gewohnt, dem Heiligen noch andere gute Werke zu widmen, wie Gebete, Fasten und feierliche Messen. An dieses Ritters Tür klopfte eines Tages — mit Gottes Erlaubnis — der Teufel, der Widersacher aller Gerechten, in der Gestalt und Gewandung eines Pilgers und bat im Namen des heiligen Thomas um Gastfreundschaft; er wurde unverzüglich eingelassen und Gerhard gab ihm, da es kalt war und er zu frieren vorgab, seinen guten gefütterten Mantel zum Zudecken während des Schlafes. Als aber der angebliche Pilger am Morgen nicht zum Vorschein kam und man den Mantel trotz allem Suchen nicht finden konnte, sagte die Gattin des Ritters zornig zu ihm: „So oft seid Ihr nun schon von derlei Landstreichern geprellt worden, und noch immer laßt Ihr nicht ab von Euerm Aberglauben.“

Er jedoch antwortete ruhigen Herzens: „Mach dir weiter keinen Kummer, der heilige Thomas wird uns den Schaden reichlich ersetzen.“ Nun hatte das der Teufel getan, um den Ritter dadurch, daß er den Mantel einbüßen mußte, zur Bitterkeit zu verleiten und die Liebe zu dem Apostel aus seinem Herzen zu tilgen; aber dem Ritter schlug zum Preise aus, was der Teufel zu seinem Verderben angestellt hatte, sodaß seine Liebe nur wuchs, während der Teufel verwirrt und beschämt war. Kurze Zeit nachher wollte Gerhard zum heiligen Thomas ziehn; als er schon zur Reise gerüstet war, brach er vor den Augen seiner Gattin einen goldenen Ring in zwei Teile, fügte sie vor ihr wieder zusammen, gab den einen ihr und behielt den andern und sagte zu ihr: „Diesem Zeichen sollst du glauben. Und ich bitte dich, fünf Jahre auf meine Rückkehr zu warten; sind sie um, dann magst du heiraten wen du willst.“ Und sie versprachs ihm. Die Reise war lang, aber mit großen Geldopfern und unsäglichen Beschwerden gelangte er endlich zu der Stadt des heiligen Thomas. Er wurde von den Bürgern freundlichst begrüßt und so liebreich aufgenommen, als ob er einer von ihnen und ihnen wohlbekannt gewesen wäre; diese Gnade schrieb er dem heiligen Thomas zu. Er trat in seine Kirche ein und betete und empfahl ihm sowohl sich, als auch seine Gattin und alles, was ihn betraf. Dann erinnerte er sich seiner Frist; da fand er, daß die fünf Jahre an diesem Tage voll waren, und er sagte seufzend: „Wehe, jetzt vermählt sich mein Weib einem andern!“ Gott aber hatte seine Reise gehemmt wegen dem, was nun folgt. Als er traurig umherblickte, sah er auf einmal den genannten Teufel in seinem Mantel daherkommeu, und der Teufel sagte: „Kennst du mich, Gerhard?“ „Nein,“ sagte er, „dich kenne ich nicht, wohl aber den Mantel.“ Da sprach der Teufel weiter: „Ich bin der, der dir, nachdem er im Namen des heiligen Thomas Gastfreundschaft erlangt hat, deinen Mantel ge-

nommen hat; und dafür bin ich schwer gestraft worden." Und er fuhr fort: „Ich bin ein Teufel, und mir ist befohlen worden, daß ich dich, noch bevor die Menschen schlafen gehn, in dein Haus bringe, weil deine Gattin einen andern heiraten will und schon mit ihm bei der Hochzeitsfeier sitzt." Er hob ihn und brachte ihn in einem Bruchteile eines Tages von Indien nach Deutschland, vom Sonnenaufgange zu ihrem Untergange, und setzte ihn um die Stunde der Dämmerung in dem Hofe neben seinem Hause unversehrt nieder. Der Ritter betrat sein Haus wie ein Fremder und traf sein Weib mit ihrem Bräutigam beim Essen. Er schritt näher und warf, als sie gerade hinsah, sein Ringstück in einen Becher und wandte sich zum gehn. Als sie das sah, zog sie das Ringstück rasch heraus und fügte es an ihres; da erkannte sie, daß der Fremdling ihr Mann war, sprang auf, stürzte in seine Arme und rief, das sei ihr Gatte Gerhard. Dem Bräutigam gab sie den Abschied, aber Gerhard behielt ihn ehrenhalber die Nacht über bei sich.

XCVI.

Ein Kaufmann unsers Landes war — es ist noch gar nicht so lange her — übers Meer gezogen. Im Spittel des heiligen Johannes des Täufers*) sah er einen Arm dieses Heiligen und wollte ihn an sich bringen. Da er erfuhr, daß sich der Hüter der Reliquien um die Gunst einer gewissen Frau bemühte, ging er in der Überlegung, daß es nichts gibt, was nicht die Weiber auf diese Weise aus den Männern herauspressen könnten, zu dieser Frau und sagte zu ihr: „Wenn

*) in Ptolemais, wo die Johanniter von 1198 bis 1291 ihr Hospital hatten.

du mir die Reliquien des heiligen Johannes des Täufers verschaffst, die dein Liebhaber zu bewachen hat, will ich dir hundertvierzig Pfund Silber geben.“ Gierig nach dem ihr in Aussicht gestellten Gelde, weigerte sie sich, dem Spittelmeister zu Willen zu sein, bis sie den heiligen Arm habe; und kaum hatte sie ihn, so brachte sie ihn dem Kaufmanne und erhielt die genannte Summe. Siehst du, was das für ein schändliches Spiel war? So wie einst das Haupt des heiligen Johannes von Herodes einem üppigen Mädchen zum Lohne für einen Tanz hingegeben worden ist, also ist damals der Arm desselben Heiligen von dem Spittelmeister, nicht weniger verworfen als Herodes, einem nichtswürdigen Weibe als Schandlohn hingegeben und von ihr einem Handelsmanne verkauft worden. Der aber hüllte ihn nicht in Erde, wie Herodes, sondern in Purpur und entwich damit fast bis zum Ende der Erde; er kam in die Stadt Groningen, die an der Grenze Frieslands liegt, baute ein Haus, verbarg den Arm in einer von den Säulen und wurde langsam reich. Als er nun eines Tags im Wirtshause saß, sagte jemand zu ihm: „Sieh doch, die Stadt brennt und schon nähert sich die Flamme deinem Hause“; er aber antwortete: „Für mein Haus fürchte ich nicht, denn dort habe ich einen trefflichen Hüter zurückgelassen.“ Nichtsdestoweniger erhob er sich und ging nach Hause; da er aber die Säule unversehrt fand, kehrte er ins Wirtshaus zurück, nicht ohne daß sich alles wunderte, was der Grund solcher Sicherheit sei. Man befragte ihn um den Hüter seines Hauses und er antwortete mit Ausflüchten; da er sich jedoch bewußt war, daß sich die Mitbürger dadurch nicht würden täuschen lassen, zog er den Arm, in der Furcht, sie könnten Gewalt anwenden, aus der Säule und übergab ihn einer Klausnerin zur Hut. Die aber wußte das Geheimnis nicht zu bewahren und erzählte einem davon und der erzählte es wieder den Bürgern. Sofort holten diese die Reliquie und trugen sie in die Kirche; als sie

dann der Eigentümer mit Tränen zurückforderte, gaben sie ihm einen harten Bescheid. Auf ihre Frage, von welchem Heiligen die Reliquie sei, antwortete er, er wisse den Namen nicht, weil er ihn ihnen nicht verraten wollte. Sein Schmerz war aber so groß, daß er die Stadt verließ; er fiel in Armut und wurde kurz darauf schwer krank und erst in der Todesfurcht eröffnete er seinem Beichtvater, wessen Reliquie es sei und wie er sie bekommen habe. Als das die Bürger erfuhren, machten sie eine armförmige Hülle aus vergoldetem Silber, verziert mit köstlichen Steinen, und legten den Arm hinein. Vor zwei Jahren habe ich diesen Arm gesehn: er ist mit Haut und Fleisch bekleidet. Auch habe ich dort ein goldenes Kreuzlein gesehn, Reliquien von Kaiser Friedrich enthaltend, das dem genannten Manne zugleich mit dem Arme gegeben worden war.

XCVII.

Ein Teufel, der die Gestalt eines hübschen Jünglings angenommen hatte, kam zu einem Ritter und bot ihm seine Dienste an; da er ihm wohlgefiel, sowohl im Benehmen als auch im Reden, wurde er gerne aufgenommen. Von nun an diente er ihm so eifrig und so ehrerbietig, so treu und so gefällig, daß sich der Ritter baß verwunderte: niemals bestieg der Ritter sein Pferd, niemals stieg er herunter, ohne daß der Knappe zur Stelle gewesen wäre und ihm mit gebeugtem Knie den Steigbügel gehalten hätte, und stets erwies er sich als bescheiden, bedachtsam und heiter. Eines Tages ritten sie selbander dahin und kamen an einen mächtigen Strom; auf einmal blickte der Ritter hinter sich und sah, daß ihn viele seiner Todfeinde verfolgten. Er

sagte zum Knappen: „Nun sind wir des Todes. Siehe, meine Feinde sind hinter mir her, vorn hält uns der Fluß auf und es gibt kein Entkommen; entweder werden sie mich töten oder greifen.“ Darauf der Knappe: „Fürchtet nichts, Herr, ich weiß eine Furt im Flusse; folget mir nur und wir werden heil entrinnen.“ Zwar antwortete der Ritter: „Noch nie hat jemand den Fluß an dieser Stelle übersetzt“, folgte aber doch in der Hoffnung zu entkommen dem ihn führenden Knappen und sie kamen ohne Fährlichkeit ans Ufer. Als sie drüben waren, sagten die Feinde auf der andern Seite erstaunt: „Wer hätte jemals von einer Furt in diesem Flusse gehört? Niemand anders als der Teufel hat ihn übergesetzt.“ Und sie kehrten furchtsam um. Im Laufe der Zeit geschah es, daß die Gattin des Ritters auf den Tod erkrankte, und alle Kunst der Ärzte versagte; da sprach der Teufel wieder zu seinem Herrn: „Wenn meine Herrin mit Löwenmilch bestrichen würde, so würde sie sofort gesunden.“ Der Ritter fragte: „Woher könnte man eine solche Milch bekommen?“ „Ich werde sie bringen“, antwortete der Teufel. Er ging und kehrte nach einer Stunde mit einem vollen Topfe zurück; die Frau wurde mit der Milch bestrichen, wurde sofort besser und gewann die frühere Gesundheit wieder. Auf die Frage des Ritters, woher er diese Milch so schnell bekommen habe, antwortete er: „Ich habe sie von den Bergen Arabiens geholt. Als ich dich verlassen hatte, eilte ich nach Arabien, trat in die Höhle der Löwin, entfernte ihre Jungen und molk die Mutter und kehrte zu dir zurück.“ Verwundert fragte der Ritter: „Ja, wer bist du denn?“ Und der Knappe antwortete; „Dringe deswegen nicht in mich; ich bin dein Knappe.“ Der Ritter aber gab nicht nach und so gestand er endlich die Wahrheit und sagte: „Ich bin ein Teufel, einer von denen, die mit Luzifer gefallen sind.“ Das Staunen des Ritters wuchs und er sagte: „Wenn du von Natur ein

Teufel bist, was ist das dann, daß du einem Menschen so treulich dienst?“ Und der Teufel sagte: „Mir ist es ein großer Trost, mit den Söhnen der Menschen zu sein.“ Darauf der Ritter: „Ich wage nicht, deine Dienste noch fernerhin anzunehmen.“ „Darüber kannst du sicher sein,“ entgegnet der Teufel, „daß dir, wenn du mich behältst, weder von mir, noch wegen meiner irgend etwas schlimmes zustoßen wird.“ „Ich wage es nicht,“ sagte der Ritter, „aber was du für deine Dienstleistung verlangst, und wäre es die Hälfte meines Vermögens, ich will es dir willig geben; niemals hat ein Mensch einem Menschen so treulich und so förderlich gedient: durch deine Klugheit bin ich dort beim Strome dem Tode entronnen und durch dich hat meine Gattin die Gesundheit wiedergewonnen.“ Nun sagte der Dämon: „Da ich nun einmal nicht bei dir bleiben kann, bitte ich um keinen andern Lohn für meine Dienstleistung als um fünf Gulden.“ Als er die erhalten hatte, gab er sie dem Ritter zurück mit dem Worten: „Ich bitte dich, dafür eine Glocke zu kaufen und sie auf dem Dache dieses armen und verlassenen Kirchleins anzubringen, damit durch sie wenigstens an Sonntagen die Gläubigen zum Gottesdienst gerufen werden.“ Und damit verschwand er dem Ritter aus dem Gesichte.

XCVIII.

Ich habe von einem Weibe erzählen hören, die ihrem Manne stets widersprach. Als nun einmal der Gatte mit ihr vom Markte kam, lief vor ihnen ein Hase über den Weg, aber es gelang ihnen nicht, ihn zu fangen. Da sagte der Mann: „Wie schön und fett ist dieser Hase; hätten wir ihn gefangen, so äßen wir ihn mit Zwiebeln und Fett.“

Die Frau antwortete: „Ich esse ihn lieber mit Pfeffer." Nun sagte er: „Besser ist er, wenn er mit Brühe und Fett zubereitet ist." „O nein", versetzte sie. Als sie ihm aber auf keine Weise beipflichten wollte, gab er ihr im Zorne eine tüchtige Tracht Prügel. Darob dachte und sann sie, wie sie sich an ihrem Manne rächen könnte. Da sie hörte, daß der König schwer krank sei, ging sie zu den Dienern des Königs und sagte: „Ich habe einen Mann, der der beste Arzt wäre, aber er verhehlt und verbirgt seine Weisheit und will niemand helfen, es sei denn, man zwingt ihn durch Furcht und Schläge." Man führte also den Mann zum Könige und bat ihn inständigst, den König zu pflegen und seine Krankheit zu heilen; er aber weigerte sich und sagte: „Ich bin kein Arzt." Endlich meldeten die Diener dem Könige, was seine Frau gesagt hatte, und der König befahl, ihn tüchtig zu prügeln. Da er jedoch immer noch nicht nachgab, wurde er wieder und wieder geprügelt und schließlich aus den Augen des Königs gejagt. So hatte also das schlechte Weib ihrem Manne Prügel verschafft.

XCIX.

Ich habe erzählen hören, daß viele Lahme und Krumme zu dem Grabe eines Heiligen gekommen sind, um dort Genesung zu suchen. Als sie nun dort lange verweilt hatten*), ohne Heilung zu finden, wollten sie den Priester aufsuchen, machten aber in der Kirche einen argen Lärm und störten den Gottesdienst. Da sagte der Priester zu ihnen: „Wollt ihr geheilt werden, daß ihr von selber gehn und laufen könnt?" Sie antworteten: „Das wollen wir, Herr!" Nun sagte der

*) *Cum autem duo fuissent.* Statt *duo* soll es wohl *diu* heißen.

Priester: „Werfet alle euere Krücken fort!" Und als sie sie fortgeworfen hatten, sagte er: „Wartet nur ein Weilchen, bis Feuer gebracht wird; es ist nämlich notwendig, daß der krümmste von euch verbrannt werde, damit ich die andern mit seiner Asche bestreue, wodurch sie genesen werden." Jetzt packte jeden einzelnen die Angst, er könnte als krümmster erfunden und verbrannt werden, und so nahmen sie alle auf einmal Reißaus. Und nicht ein einziger blieb übrig, der nicht ohne Krücken entlaufen wäre. Die Furcht beflügelte die Füße*). Wie elend sind die, die das Feuer dieser Welt fürchten und fliehen, das Feuer der Hölle aber nicht scheuen.

C.

Ein guter Gesell in Merseburg stahl einer Witwe eine Kuh und verpfändete sie in der Nacht einem Juden um fünf Gulden. In derselben Nacht noch stahl er sie ihm wieder und verpfändete sie einem anderen. Ebenso stahl er sie diesem und verpfändete sie einem dritten. Dann dachte er nach, wie die Witwe ihre Kuh wiederbekommen könne, stahl sie auch dem dritten und führte sie im Morgengrauen bei den Hörnern dahin. Als ihm nun die Magd des Hauses, die waschen ging, begegnete, sagte er: „Unselige, wie bewacht Ihr denn Euere Kuh? Wenn nicht ich gewesen wäre, so wäre sie längst weg."

---

*) *Pedibus timor addidit alas.* Die zweite Hälfte eines Hexameters.

CI.

Ein Bauer in der Nähe von Regensburg träumte, er solle auf der Regensburger Brücke ein großes Stück Geld finden. Als er nun am Morgen dort suchte, begegnete ihm ein reicher Mann und fragte ihn, was er suche. Da dieser unter allen Umständen darauf bestand, erzählte er ihm seinen Traum. Und der Reiche gab ihm einen Backenstreich und sagte: „Du Narr, so sollst du einem Traume glauben! Auch ich habe heute Nacht geträumt, daß ich in dem Flecken Regensdorf in demunddem Hofe unter derundder Weide einen großen Schatz finden würde.“ Als das der Bauer hörte und erkannte, daß es sein Hof sei, sagte er: „Wohl mir, daß ich hier diesen Backenstreich gefunden habe“; er ging nach Hause und grub im eigenen Hofe und fand einen großen Schatz.

CII.

Man liest von Homer, daß er, als er an einem Flusse dahinschritt, Fischer*) traf, die sich lausten; und er fragte, was sie hier machten. Und sie antworteten: „Die, die wir fangen, die lassen wir, und die, die wir nicht fangen, die nehmen wir mit uns.“ Er meinte, sie fischten und sprächen von Fischen, und sann lange nach über den Sinn ihrer Worte; da er ihn durchaus nicht enträtseln konnte, hielt er sich für von ihnen beschämt und stürzte sich, unfähig seine Beschämung zu ertragen, in den Fluß.

*) Im Original *pastores*.

CIII.

Ich habe von einem Weibe gehört, die einen Ehebrecher bei sich hatte, und den sah ihr Mann bei ihr im Bette; er ging aber weg und lauerte ihm an einer Stelle auf, wo er unbedingt vorbeikommen mußte. Das Weib schickte nun zu einer alten, sehr bösartigen Kupplerin, die vieler Dinge wissend war, und bat sie, ihr in dieser Not zu helfen; die ließ ihr auftragen, den Jüngling zu verbergen, und so geschah es. Als dann die Alte bei dem Gatten des Weibes vorbeikam, sagte sie: „Der Herr sei mit dir und deinen Gesellen.“ Darauf er: „Was redest du da daher, Alte? Ich bin doch allein.“ Sie aber versetzte: „Herr, verzeih mir; jetzt ist ja die Stunde des Tages, wo sich die Augen des Menschen zu verwandeln pflegen, sodaß man eine Person für zweie hält.“ Da begann der Mann zu bedenken, daß es ihm so ergangen sein könnte, als er seine Frau gesehn hatte; und er ging hin, um sich zu überzeugen, ob es so sei. Als er dann seine Frau allein sah, bat er sie um Verzeihung, weil er böses von ihr gedacht habe.

CIV.

Es war einer, der hieß Godefrey, gesegnet mit zeitlichen Gütern, der hatte eine Frau und sie liebten einander herzlich. Es geschah aber, daß das Weib krank wurde, und sie wollte kein Testament machen, sondern ließ alles ihrem Manne in dem Vertrauen, daß er schon etwas für ihre Seele tun werde nach seinem Gutdünken. Nach ihrem Tode führte der Mann eine Junge heim und lebte eine Zeit lang mit ihr. Als auch seine Todesstunde gekommen war, wollte er wegen der übergroßen Liebe, die er zu seiner Frau trug, keine

Vermächtnisse treffen, weder für sich noch für die Seele seiner ersten Frau, sondern übergab alles samt und sonders seiner ihn überlebenden Frau. Nachdem diese eine Weile Witwe geblieben war, heiratete sie endlich einen Minstrel und sie führten in völliger Eintracht das lustigste Leben, indem sie das ererbte Gut fröhlich ausgaben. Eines Tages aber, als sich der Todestag ihres ersten Gatten bald jähren sollte, rief sich die Frau ins Gedächtnis, wieviel gutes sie von ihm bei seinen Lebzeiten gehabt hatte, und sandte, in der Absicht, seiner Seele zu helfen, an seinem Todestage ein Fräulein ihres Hauses mit Brot und Wein zu ihrem Priester, damit er für die Seele des Abgeschiedenen eine Messe lese. Zufällig begegnete ihr Gatte dem Fräulein mit der Gabe; er fragte sie, was sie da trage, und sie sagte ihm die Wahrheit. Darauf er: „Das gibts nicht, komm mit mir zurück nach Hause.“ Daheim angelangt sagte er zu seiner Frau: „Was treibst du denn da für verrücktes Zeug? Du wirst doch nicht am Ende für den Toten etwas tun wollen, wo er sich selbst bei seinen Lebzeiten um derlei nicht geschert hat? Genießen wir das Seine, das da und das andere, und kümmern wir uns nicht um ihn, weil er sich selbst nicht um sich gekümmert hat, solange er es hätte tun können.“ Und er schlug in die Saiten und sang dazu:

„Godefrey, Godefrey,
So wenig wie du, bin ich dabei.“

CV.

In meiner Heimat starb einmal ein Wucherer. Und in meiner Heimat ist es Brauch, daß die Verstorbenen nicht früher aus dem Hause zu Grabe getragen werden dürfen,

bevor ihr Lob gesungen worden ist; auch bei andern Völkern ist es ja Sitte, daß man über die Toten Trauerlieder singt, worin die Taten der Verstorbenen aufgezählt und preisend besungen werden. Da sich nun das Begräbnis dieses schändlichen Wucherers verzögerte, weil unter allen Anwesenden niemand war, der von ihm etwas gutes zu sagen gewußt hätte, meldete sich endlich einer, der gewohnt gewesen war, ihm den Bart zu scheren, und der sagte, er habe niemals einen Bart getroffen, der leichter als seiner zu scheren gewesen wäre. Mit diesem Lobe mußte sich der Tote zufrieden geben und wurde, ohne viel geehrt zu werden, begraben.

CVI.

Ein Gastwirt warf einmal, wie ich gehört habe, einem Fremden die Weinkanne um, damit er ihm mehr von seinem Weine abkaufe, und tat, als ob es ganz zufällig geschehen wäre, indem er nicht auf seine Füße gesehn und so die Kanne umgestoßen habe; und er versuchte den Fremdling mit listiger Rede zu trösten: „Freund, mach dir nichts draus, daß der Wein verschüttet ist; das ist ein Zeichen eines großen Wohlstandes und es wird Euch in diesem Jahre sehr gut ergehn.“ Und er weigerte sich, dem Fremden etwas zu ersetzen. Als er aber hinausging, zog der Fremde den Zapfen aus dem Fasse, sodaß der ganze Wein auslief. Als dann der Wirt zurückkam, fragte er den Fremden: „Warum hast du meinen Wein auslaufen lassen? Du mußt ihn mir bezahlen.“ Darauf sagte der Fremde: „Freund, dieses Ausfließen ist eine Vorbedeutung eines großen Wohlstandes und es wird dir in diesem Jahre sehr gut ergehn.“ Da sich der Fremde zu zahlen weigerte, zog ihn der Wirt

vor den Richter; aber der Richter sprach ihn, als er seine Rechtfertigung hörte, frei, und so fiel der Wirt in die Grube, die er einem andern gegraben hatte: Wenn du täuschen willst, dann sieh zu, daß du nicht selbst getäuscht werdest.

CVII.

Vor dreißig Jahren starb der Abt von St. Denis, der Apostel des Frankenvolkes, sodaß diese reiche Abtei frei war; und viele gelüstete es nach ihr. Da kam der, der als der vornehmste im Orden galt, nämlich der Propst, zum Könige Philipp, bat ihn um die Abtei und sagte: „Herr, hier bringe ich Euch 500 Pfund, damit Ihr mir gnädig seiet bei der Besetzung der Abtei.“ Der König versprach zwar nichts, erhob aber den Simonisten durch die Annahme der Gabe so ziemlich auf den Gipfel der Hoffnung, indem er antwortete: „Gebt das Geld insgeheim meinem Kanzler.“ Nachdem der Propst, über die Gunst des Königs völlig beruhigt, weggegangen war, kam der Kellermeister des Klosters mit demselben Wunsche wie der Propst, von dem er nichts wußte, zum Könige, brachte ihm die gleiche Summe Geldes und erhielt die gleiche Antwort. Endlich kam auch der ungetreue Schatzmeister und bot dem Könige, ebenso wie die andern, 500 Pfund und ihm wurde ebenso wie den andern geantwortet. Obgleich sich der König als kluger Mann nichts anmerken ließ, mißfielen ihm doch die Ehrsucht und der Eigennutz der drei Mönche höchlich, noch mehr aber ihr so verwerflicher Diebstahl, weil er wußte, daß das ihm dargebrachte Geld dem Kloster entwendet war. Doch bestimmte er, weil die Abtswahl ihm zustand, einen Tag, wo er ihnen einen Abt geben wollte. Als er nun im

Kapitel saß, schickte er einige passende Worte voraus, sah dann aufmerksam herum und beobachtete die einzelnen Personen; und die drei genannten Mönche, nämlich der Propst, der Kellermeister und der Sakristan, waren in gespannter Erwartung und jeder hoffte jeden Augenblick, ihm werde die Abtei verliehen werden. Wenn auch die heilige Hoffnung nicht trügt, so wurden doch diese alle in ihrer Erwartung betrogen. Denn der König sah in einem Winkel des Kapitels einen einfältigen Mönch sitzen, der an nichts weniger dachte, als an eine Hoffnung auf die Abtei; dem befahl er, einer göttlichen Eingebung folgend, aufzustehn. Als nun der Mönch ehrerbietig vor dem Könige stand, sagte ihm dieser: „Herr, ich übertrage Euch die Abtei von St. Denis.“ Anstatt sich dem Willen des Königs zu fügen, erhob der einfältige Mönch Gegenvorstellungen und wandte ein, er sei ein niedriger, schlichter und armseliger Mönch und sei einer solchen Würde ganz und gar unwert und könne ihr niemals genügetun; sein Selbsttadel war aber für ihn die beste Empfehlung beim Könige und bestärkte diesen in seinem Willen. Endlich sagte er: „Herr, diese Kirche ist durch viele Schulden belastet und es ist nichts da, sie freizumachen.“ Da antwortete der König lächelnd: „Nun, fürs erste will ich Euch 1500 Pfund geben, und wenn es nötig sein wird, werde ich Euch weiter Geld zur Verfügung stellen und Euch meine Hilfe und meinen Rat leihen“; und er befahl seinem Kanzler, ihm die genannte Summe zu übergeben. Heute noch, glaube ich, lebt er, und wahrscheinlich wird dieses Gotteshaus von ihm besser regiert, als es die andern regiert hätten, die danach getrachtet hatten.

CVIII.

In unserer Landschaft ist ein Priester und Pfarrer, der gewohnt war, den Leuten, die in der Fastenzeit zu ihm kamen, zu sagen: „Die Buße, die euch von meinem Vorgänger auferlegt ist, die lege auch ich euch auf.“ Andern sagte er: „Was ich euch im vorigen Jahre auferlegt habe, das haltet auch heuer“, ohne sich darum zu scheren, was sie nachher begangen oder wie sie für das Vergangene Sühne geleistet hatten. Das hat uns eines von seinen Pfarrkindern erzählt.

CIX.

Ein Dieb sah in dem Hause eines reichen Mannes einen silbernen Becher, der am Fuße etwas beschädigt war. Er kaufte einen hübschen Fisch und ging, während der Herr abwesend war, zu der Frau und sagte: „Euer Herr schickt Euch diesen Fisch, damit Ihr ihn trefflich bereiten lasset, weil er Gäste haben wird; und Ihr sollt ihm den Becher schicken, damit er den Fuß ausbessern lassen kann, weil die Gäste daraus trinken sollen.“ Die Sache glückte. Als dann der Dieb seinem Gesellen davon erzählt hatte, sagte er: „Ich werde den Fisch wieder holen.“ Da er die Dame samt dem Gesinde in Tränen traf, machte er ein fröhliches Gesicht und sagte: „Seid guten Muts, Euer Herr hat den Dieb schon und über ihn ist der Spruch gefällt worden, daß er mit dem Fische in der Hand hingerichtet werde; drum gebt rasch den Fisch her.“ Auf diese Weise entrann er mit dem Fische und behielt den Becher.

CX.

Ein Läufer, der dem Frankenkönige Philipp lange Jahre gedient hatte, sah, daß die Großen, die Zutritt zum Könige hatten und ihm oft vertraulich zum Ohre sprachen, von den andern geehrt wurden und von ihnen viele Dienste empfingen; darum sprach er zum Könige: „Herr, ich habe Euch lange gedient, ohne irgend eine Belohnung zu erhalten; nun bitte ich Euch, mich mit etwas zu begaben, was Euch nichts kosten wird.“ Und als es der König bewilligt hatte, sagte er: „Ich bitte Euch, daß Ihr mich, wann Ihr vor der Menge hofhaltet, so lange anhört, bis ich Euch insgeheim ein Paternoster ins Ohr gesagt habe.“ Als das so geschah, begannen sich die Leute zu wundern, daß er tagtäglich so vertraut mit dem Könige sprach, und fingen an, ihn zu ehren und reich zu beschenken und ihm ihre Gesuche anzuvertrauen.

CXI.

Es kam einmal, wie ich habe erzählen hören, ein Gaukler zum Könige Philipp von Frankreich und bat ihn, ihm zu helfen, weil er ein armer Blutsverwandter von ihm sei. Als aber der König fragte, woher und in was für einem Grade, sagte er, er sei sein Bruder von Adam her, jedoch sei das Erbe schlecht geteilt worden, usw. Der König befahl ihm, am nächsten Tage wiederzukommen, er werde ihm davon nach dem allgemeinen Urteile gebührlich mitteilen. Als er nun am Morgen wiederkam, rief er ihn vor seinen Hof und gab ihm einen Kreuzer; und indem er ihm diesen

gab, sagte er: „Siehe, wie trefflich ich dir den gerechten Anteil deiner Brüderschaft erstatte. Wenn ich jedem von meinen Brüdern und meinesgleichen so viel bezahlen werde, wird mir von dem ganzen Königreiche nicht so viel verbleiben.“

CXII.

Es fuhren einige Fürsten übers Meer und sie hatten einen Narren bei sich. Dieser Narr war so gewohnt, über alles zu spotten, daß er bei einem Sturme, wo alle weinend zu Gott beteten, er möge sie entrinnen lassen, der ihm drohenden Gefahr und des Unterganges des Schiffes keine Acht hatte, sondern seinen Herrn zu verspotten anfing mit den Worten: „Bis jetzt habt Ihr stets Euern eigenen Becher nur für Euch gehabt; heute aber müssen wir Genossen werden und beide aus einem Becher trinken, dessen Breite von Marseille bis Akka reicht.“

CXIII.

Es ist noch nicht fünfzig Jahre her, daß in der Nähe von Floreffe, dem Prämonstratenserkloster in der Diözese Lüttich, ein junger Edelmann wohnte, dem sein Vater als ein großer und mächtiger Herr viele Reichtümer hinterlassen hatte. Als dieser Junker Ritter geworden war, vergeudete er um eiteln Ruhmes willen sein Gut und wurde in kurzer Zeit bitterlich arm; um von den Menschen gepriesen zu werden, war er dem Turnier ergeben gewesen und hatte

den Spielleuten mit vollen Händen gegeben, bis er, weil seine jährlichen Einkünfte für eine solche Verschwendung nicht mehr ausreichten, gezwungen war, das väterliche Erbe zu verkaufen. In seiner Nähe lebte ein reicher und ehrenhafter Ritter, wenngleich ein Dienstmann*), und diesem verkaufte er zum Teile seine Güter und Lehen, teilweise verpfändete er sie ihm. Als es endlich so weit gekommen war, daß er nichts mehr zu verkaufen oder zu verpfänden hatte, gedachte er ins Elend zu ziehn, weil es ihm leichter erträglich schien, in der Fremde zu betteln, als unter Freunden und Verwandten die Beschämung der Armut zu leiden. Nun hatte er einen Meier, einen bösen Menschen, der nur dem Namen nach, aber nicht in der Tat ein Christ war und sich völlig dem Dienste des Teufels überliefert hatte. Als dieser seinen Herrn traurig sah, sagte er, nicht in Unkenntnis der Ursache der Traurigkeit zu ihm: „Herr, wollt Ihr reich werden?“ Der Ritter antwortete: „Gerne möcht ich reich werden, wenn diese Reichtümer mit Gott bestehn könnten.“ Darauf der Meier: „Laßt alle Furcht, folget nur mir und es wird Euch wohlergehn.“ Wie einst Eva der Stimme der Schlange, so folgte er unverzüglich dem Elenden, um sich, wie ein Vöglein auf den Pfiff des Jägers, in die Netze des Teufels zu stürzen. In derselbigen Nacht führte ihn der Schurke durch einen Hain an einen sumpfigen Ort und begann dort ein Gespräch, als ob außer ihnen noch jemand gegenwärtig gewesen wäre. Der Jüngling fragte: „Mit wem sprichst du?“ und er antwortete: „Schweiget nur Ihr und kümmert Euch nicht, mit wem ich rede.“ Als er dann, weil er wieder sprach, nochmals vom Ritter gefragt wurde, antwortete er: „Mit dem Teufel.“ Und den Ritter erfaßte Entsetzen. Wen sollte denn nicht Entsetzen packen an einem solchen Orte, in einer solchen Stunde und bei einer solchen Rede? Und

*) Im Texte: *miles quidam dives et honestus, ministerialis tamen.*

der Meier sagte zum Teufel: „Herr, seht, ich habe diesen Edelmann, meinen Herrn, Euerer Gnade zugeführt und flehe zu Euerer Majestät, daß er gewürdigt werde, durch Euere Hilfe seine frühern Ehren und Reichtümer wiederzuerlangen.“ Der Teufel entgegnete: „Wenn er mir ergeben und treu sein will, werde ich ihm große Reichtümer geben und Preis und Ehre hinzufügen, wie sie seine Väter nicht gehabt haben.“ Der Meier antwortete: „Gerne wird er Euch gehorsam und treu sein, wenn er dies erlangt hat.“ Und der Teufel: „Wenn er das also von mir erhalten will, so muß er im Augenblicke dem Höchsten entsagen.“ Als das der Jüngling hörte, weigerte er sich; da sagte dieser Mensch der Verderbnis: „Was scheut Ihr Euch denn, ein einziges Wörtlein zu sagen? Sagt doch: ‚Ich entsage‘.“ Endlich ließ sich der junge Ritter vom Meier überreden, verleugnete seinen Schöpfer mit Mund und Hand und huldigte dem Teufel. Nach diesem Frevel fuhr der Teufel fort: „Noch ist das Werk nicht vollendet: du mußt auch der Mutter des Höchsten entsagen. Sie ist es ja, die uns den meisten Schaden zufügt: die, die der Sohn aus Gerechtigkeit verwirft, die führt die Mutter in ihrer allzu großen Barmherzigkeit der Gnade zu.“ Wieder zischelte die Schlange dem Jüngling ins Ohr, er solle auch darin seinem Herrn gehorchen und so wie den Sohn auch die Mutter verleugnen. Aber diese Rede versetzte den Jüngling in helles Grausen und er antwortete in unsäglicher Verstörtheit: „Das tue ich nimmer.“ „Warum?“ sagte der Meier; „das größere habt Ihr getan, tut nun das geringere: größer ist der Schöpfer als das Geschöpf.“ Aber der Jüngling entgegnete: „Niemals werde ich sie verleugnen und sollte ich alle Tage meines Lebens von Tür zu Tür betteln gehn müssen“; und er willigte nicht ein. So unterblieb der Handel und die beiden gingen weg, ohne auch nur den geringsten Erfolg davonzutragen, aber beschwert mit der Wucht der schwersten

Sünde, der Meier durch seinen Rat, der Ritter durch seine Zustimmung. Als sie so selbander dahinzogen, kamen sie zu einer Kirche, deren Tor der Glöckner beim Fortgehn hatte halboffenstehn lassen. Unverzüglich sprang der Jüngling vom Pferde und übergab es dem Meier mit den Worten: „Wart hier auf mich, bis ich zurückkomme." Und er trat in die Kirche — es war noch vor dem Morgenrot —, warf sich vor dem Altar nieder und begann die Mutter der Barmherzigkeit aus innerstem Herzen anzuflehn; und über dem Altar war ein Bild der Jungfrau und Mutter Maria, die den Knaben Jesum an der Brust hatte. Und siehe, durch die Huld des leuchtenden Sternes der Meere ging in dem Herzen des Jünglings langsam ein wahres Licht auf; und der Herr würdigte ihn, ihm seiner Mutter zu Ehren, die er nicht verleugnet hatte, eine solche Zerknirschung zu senden, daß er vor Tränen schluchzte und mit dem Geschrei seiner Klagen die Kirche erfüllte. Um dieselbe Stunde begab sich der im Anfange dieser Erzählung genannte Ritter, der alle Güter des Jünglings hatte, auf Gottes Wink, wie ich glaube, zur Kirche. Da er sie offen fand, dachte er, es werde Messe gelesen, und trat, besonders wegen des heraushallenden Geschreis, ein; da er vor dem Altar den ihm wohlbekannten Jüngling weinen sah, stellte er sich in der Meinung, er beklage lediglich sein Unglück, hinter eine Säule, um den Ausgang abzuwarten. Obwohl nun der Jüngling jene schreckliche Majestät, die er verleugnet hatte, nicht zu nennen und anzurufen wagte, sondern nur die gütigste Mutter mit tränenreicher Stimme anflehte, hörten es doch beide und die heilige und einzige Sachwalterin der Christen sprach durch den Mund ihres Bildes zu ihrem Sohne die Worte: „Süßester Sohn, erbarme dich dieses Mannes!" Aber der Knabe auf dem Bilde antwortete der Mutter nicht, ja er wandte sein Antlitz ab von ihr; und als sie, nochmals bittend, beteuerte, der Mann sei verführt

worden, kehrte er der Mutter den Rücken und sagte: „Der Mann hat mich verleugnet; was soll ich ihm tun?" Da erhob sich das Bild der Gottesmutter, setzte den Knaben auf den Altar, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Ich bitte dich, mein Sohn, daß du ihm um meinetwillen diese Sünde nachlassest." Sofort hob der Knabe die Mutter auf und antwortete: „Mutter, nimmer kann ich dir etwas verweigern; siehe, um deinetwillen vergebe ich ihm alles." . . . Und der Jüngling erhob sich und verließ die Kirche, traurig über seine Schuld, aber fröhlich über die Vergebung. Der Ritter, der alles mitangesehn hatte, folgte ihm heimlich und fragte ihn, als ob er von nichts wüßte, warum er so feuchte und verschwollene Augen habe. Der Jüngling antwortete: „Das ist vom Winde." Darauf der Ritter: „Herr, mir ist die Ursache Euerer Traurigkeit nicht fremd. Ich habe eine einzige Tochter; wenn Ihr die als Gattin heimführen wollt, so will ich Euch mit ihr zugleich all Euer Gut erstatten und Euch überdies zum Erben meines Reichtums einsetzen." Freudig antwortete der Jüngling: „Wenn Ihr mich würdigt, so an mir zu handeln, so ist es mir recht." Der Ritter ging heim zu seiner Gattin und erzählte ihr alles der Reihe nach; sie war einverstanden, die Hochzeit wurde gefeiert und dem Jüngling wurde all sein Gut unter dem Namen der Mitgift erstattet. Heute noch lebt er, wie ich glaube, und auch seine Schwäher leben noch, nach deren Tode das ganze Erbe an ihn fallen wird.

CXIV.

Ein sehr mächtiger und reicher Ritter fiel, nachdem er all sein Gut in übertriebener Freigebigkeit vergeudet hatte, in solche Armut, daß er, der gewohnt war, großes

zu verschleudern, anfing, an geringem Mangel zu leiden; er hatte aber eine keusche und der heiligen Maria innig ergebene Gattin. Nun kam ein Fest heran, wo es sonst seine Gewohnheit gewesen war, reichliche Gaben auszuteilen; da er nichts mehr zu verteilen hatte, suchte er, voll Bestürzung und Scham, für die Zeit, bis das Fest vorübersein werde, die Einsamkeit, die Freundin des Kummers, auf, um sein Mißgeschick und seine Schande zu beweinen. Siehe, da sprengte ihn auf einmal ein schreckliches Roß an, auf dem ein schrecklicher Reiter saß, und der Reiter sprach ihn an und fragte ihn um den Grund einer so großen Traurigkeit. Nachdem er ihm alles der Reihe nach, wie es geschehn war, erzählt hatte, sagte der Reiter: „Wenn du mir in einer Kleinigkeit gehorchen willst, so wirst du mehr als früher Ruhm und Schätze in Überfülle genießen.“ Da schwur er dem Fürsten der Finsternis, er werde gerne alles tun, was er ihm auch befehle, wenn nur auch er erfülle, was er ihm verspreche. Und der Teufel sagte: „Geh nach Hause und suche an demunddem Orte nach und du wirst dort soundsoviel Pfund Gold und Silber und soundsoviel an köstlichen Steinen finden; mir mußt du aber das tun, daß du mir an demunddem Tage deine Gattin zuführst.“ Das versprach der Ritter und zog nach Hause und er fand an dem genannten Orte alles so, wie ihm gesagt worden war; von diesem Funde kaufte er Schlösser, gab reiche Geschenke, löste seine Ländereien ein und dang Knechte. Als dann der bestimmte Tag gekommen war, rief er seine Gattin und sagte zu ihr: „Steig aufs Pferd, denn du mußt mit mir an einen andern Ort ziehn.“ Zitternd und voll Angst, aber ohne gegen das Wort ihres Mannes einen Widerspruch zu wagen, befahl sie sich frommen Sinnes der heiligen Maria und ritt hinter ihrem Manne einher. Als sie nun so längere Zeit dahingezogen waren, kamen sie zu einer Kirche an der Straße; da stieg sie

vom Pferde und trat in die Kirche, während ihr Mann draußen wartete. Während sie sich nun fromm der heiligen Maria befahl, schlief sie plötzlich ein und die hehre Jungfrau schritt im Kleide der Frau und ihr auch sonst in allem gleich vom Altar herab, ging hinaus und bestieg das Pferd; die Frau blieb in der Kirche. Und der Mann setzte die Reise fort in der Meinung, die, die hinter ihm ritt, sei seine Frau. Als sie nun an dem bestimmten Orte waren, siehe, da kam der Fürst der Finsternis mit Ungestüm näher und eilte zum Orte; kaum war er aber nahegekommen, so erstarrte er und erdreistete sich, zitternd vor Furcht, nicht, heranzukommen. Und er sagte zu dem Ritter: „Du treulosester aller Menschen, warum hast du mich für alle die Wohltaten, die ich auf dich gehäuft habe, also geprellt? Ich habe dir gesagt gehabt, du sollest mir deine Gattin zuführen, und du hast mir die Gottesgebärerin zugeführt; ich wollte deine Gattin und du hast mir Maria gebracht. Deine Gattin hat mir viele Beleidigungen zugefügt und ich habe an ihr Rache nehmen wollen; du aber hast mir die da gebracht, auf daß sie mich peinige und zur Hölle jage." Als das der Mann hörte, war er arg betroffen und konnte aus Furcht und Staunen kein Wort herausbringen. Aber die heilige Maria sprach: „Mit was für einer Verwegenheit hast du dich, unseliger Geist, unterstanden, meiner Verehrerin nachzustellen? Dafür sollst du nicht straflos ausgehn. Ich fälle gegen dich den Spruch, daß du zur Hölle fahrest und dich fürderhin nimmer erdreistest, jemand nachzustellen, der mich verehrungsvoll anruft." Der Teufel wich mit mächtigem Geheule und der Ritter sprang vom Pferde und stürzte Maria zu Füßen. Unter Tadelsworten befahl ihm die Jungfrau, zu seiner Frau, die noch in der Kirche schlafe, zurückzukehren und alle Schätze des Teufels von sich zu tun. Er ging also zurück, traf seine Frau noch in der Kirche schlafend, weckte sie auf

und erzählte ihr, was ihm widerfahren war. Als sie aber daheim waren und alle Schätze des Teufels von sich getan hatten, verharrten sie verehrungsvoll im Preise der Jungfrau und empfingen später durch die Gnade der Jungfrau reiche Schätze.

CXV.

Ich habe erzählen hören von einem schlechten Weibe, der ihr Gatte über alles glaubte. Weil sie zu ihrem Buhlen gehn wollte, sagte sie zu ihrem Manne: „Du bist krank, lege dich in mein Bett und schwitze und sieh zu, daß du nicht früher aufstehest, als bis ich dirs sage.“ Dann schloß sie die Kammertür, nahm den Schlüssel mit, ging fort und kam bis zum Abend nicht wieder. Er aber, im Glauben, er sei krank, wagte nicht früher aufzustehn, als bis sie zurückkam und sagte: „Freund, du kannst aufstehn; ich sehe, daß du von deiner Krankheit genesen bist.“ Eines Tages sagte diese Frau ihrem Buhlen, sie liebe ihn mehr als ihren Mann; er aber antwortete: „Das werde ich erst dann als wahr annehmen, wann du mir den besten Zahn, den dein Mann im Munde hat, gegeben haben wirst.“ Nachdem sie zum Gatten zurückgekehrt war, begann sie zu weinen und Traurigkeit vorzutäuschen. Und der Gatte sagte: „Was hast du, warum bist du bekümmert?“ Sie antwortete: „Ich getraue es mich nicht zu sagen.“ „Ich will es aber,“ versetzte er, „daß du mirs sagest.“ Da er unablässig in sie drang, sagte sie endlich: „Aus deinem Munde dringt ein solcher Gestank, daß ich es nicht mehr aushalten kann.“ Erstaunt und betrübt erwiderte er: „Warum hast du mir das nicht schon längst gesagt? Könnte ich denn nicht irgend ein Heilmittel versuchen?“

Darauf sie: „Es gibt kein andres Mittel, als daß du dir den Zahn ziehen läßt, von dem dieser Gestank ausgeht.“ So ließ er sich denn auf das Anraten seiner Frau den guten und gesunden Zahn ziehn, den sie ihm bezeichnet hatte; sofort nahm sie den Zahn und gab ihn ihrem Kerl.

CXVI.

Es war in Rom ein Kaiser, dem Gott in seiner Güte ein Weib beschert hatte, edel an Geschlecht und Sitten und ehrbar in Schönheit; ihn und sie verband nicht schmähliche oder fleischliche Lust, sondern sie liebten einander mit inniger Liebe vernünftig und gebührlich im ehelichen Vereine. Nun kam dem Kaiser in den Sinn, die Welt weit und breit zu durchziehn und die heiligen Orte zu besuchen. Nachdem er die Zustimmung seiner Gattin erhalten hatte, empfahl er sowohl das Reich, als auch seinen Bruder, der noch ein Jüngling war, warm ihrer Fürsorge und schied von ihr. Dieser Jüngling, verlockt durch die Reize der Kaiserin, entbrannte in heftiger Liebe für sie; endlich eröffnete er ihr, durch was für einen Stachel er gepeinigt werde. Oft und oft hatte sie seinen stetigen Belästigungen eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt; schließlich gab sie dem verblendeten Jüngling das scheinbare Versprechen, sie werde kommen, um seine Umarmung zu dulden. Inzwischen versäumte sie keine Zeit, einen Turm zu errichten, und trug Sorge, daß ihn zwei Knaben und zwei Mädchen bezogen, die dem Jünglinge dienen und alle Lebensnotdurft für ihn an einem Stricke hinaufziehn sollten. An dem Tage, wo die Kaiserin und der Jüngling den Turm ersteigen sollten, damit der Jüngling seine Sehnsucht erfülle, war

dieser ganz selig; die schamhafte Dame aber ließ ihn vorausgehn und eintreten, sperrte ihn in den Turm und ging ins Schloß zurück. Rom blieb unter der Kaiserin in Ruhe und Frieden, solange der Kaiser wegwar. Als sie nach fünf Jahren hörte, daß er zurückkehre, frohlockte sie und befahl, daß ihm die Edeln und die höhere Geistlichkeit mit ihr entgegengingen und daß die Straßen der Stadt geziemend geschmückt würden. Unweislich entließ sie auch den Bruder des Kaisers aus dem Turme, damit er dem Kaiser entgegengehe. Diesem gelang es nun, den Kaiser vor ihr zu treffen, und er verleumdete sie bei ihm fälschlicherweise: als er nämlich von seinem Bruder gefragt wurde, warum er so niedergeschlagen und bleich und struppig aussehe, sagte er: „Mein teuerster Bruder, diese elende Hure, dein Weib, hat, so wie sie gewohnt ist, mit allen Unzucht zu treiben, auch mich zur Sünde mit ihr verleiten wollen; es gibt ja niemand, dem sie ihre schamlose Umarmung verweigert hätte. Das vermochte ich nicht zu ertragen und habe mich abgesondert von ihr und mich bis heute in einem Turme eingesperrt." Als der Kaiser diese unerwartete Zeitung von der Schande seiner Gattin hörte, durchbohrte ihm der Schmerz das Herz und er stürzte, schier entseelt, zu Boden; erst nach einer Stunde erhob er sich wieder und bestieg, getröstet durch den Zuspruch seiner Umgebung, sein Pferd. Am Morgen kam die Kaiserin mit großem Gefolge zu ihrem Gatten und wollte ihn nach Gebühr umarmen; er aber schlug sie ins Gesicht, daß sie bestürzt niederbrach, und rief zwei Sklaven und sagte zu ihnen: „Mit einer Hure gibt es kein Rechten; führt sie in den tiefen Wald und enthauptet sie." Als nun die Sklaven mit ihr an den Ort, wo sie sie enthaupten sollten, gekommen waren, sagten sie voll Bewunderung ihrer Schönheit zu einander: „Bevor wir sie töten, wollen wir sie erkennen, weil es in der Welt keine schönere gibt als sie." Und sie

stürzten sich auf die Frau; sie jedoch hob die Augen zum Himmel und erflehte mit tränender Stimme den Schutz Gottes und die Hilfe der heiligen Jungfrau Maria. Dieses Rufen, wovon der Wald widerhallte, hörte ein edler Herzog, der auf der Rückreise von den Gräbern der Apostel und der heiligen Orte Roms mit großem Gefolge in der Nähe vorbeikam. Zuerst glaubten sie, es habe sich irgend ein Wild in einer Schlinge gefangen, und eilten raschen Laufes hin; als sie dann eine so verehrungswürdige Frau in einer solchen Lage sahen, rissen sie die schamlosen Sklaven von ihr weg und töteten sie auf der Stelle. Nun wurde die Frau gefragt, wer sie sei und wieso ihr dies geschehn sei. Sie aber bat, indem sie die Hoheit ihres Standes verhehlte, mit flehender Miene und demütiger Stimme, der Herzog möge sie mit sich nehmen und es sich gefallen lassen, daß sie ihm die Dienste einer Magd leiste, ohne an ihrer Schamhaftigkeit Schaden leiden zu müssen. Gerne bewilligte er ihre Bitte und führte sie auf sein Schloß. Seine Gattin nahm sie ehrenvoll auf und übergab ihr ihren einzigen Sohn zur Erziehung; und sie betreute den Kleinen mit größerer Sorgfalt, als wenn er ihr eigenes Kind gewesen wäre. Obwohl sie nun alle Lustbarkeiten floh und fleißig die Kirche besuchte, ließ auch jetzt der böse Geist nicht ab, sie wenigstens zu versuchen, wenn er sie schon zu überwinden nicht im stande war. Am Hofe war nämlich ein Ritter, der sie in der Sehnsucht, ihre Liebe zu gewinnen, mit Schmeichelreden und vielen Versprechungen bestürmte, sie solle sich ihm als Gattin verbinden. Sie antwortete jedoch, sie liebe ihn zwar aus Liebe zu ihrem Herrn, dessen Bruder er war, heiraten werde sie ihn aber unter keinen Umständen. Deshalb begann der Elende nachzusinnen, was er dem Weibe, die ihn so geringschätzig behandelt hatte, antun könne, damit sie getötet oder vertrieben werde. Und so trat er, vom Teufel geleitet, in stiller Nacht in das

Zimmer, wo sie und an ihrem Busen das ihr befohlene Kind schliefen, schnitt dem Knaben, dem Sohne seines Bruders, die Kehle durch, gab das Messer der schlafenden Frau in die Hand und entwich. Als nun das Blut des getöteten Knaben bis zur Mitte des Bettes rann und die Schlafende benetzte, wachte sie auf; von Grauen gepackt, klagte sie über sich als eine Elende, bis sich der Vater und die Mutter aus Sorge um den Knaben von ihrem Lager erhoben und mit einem Lichte hinkamen. Als sie ihn ermordet vorfanden und das Messer in der Hand des Weibes sahen, was da für ein Schmerz sie und das Gesinde gepackt hat, das läßt sich kaum schildern. Es kam der verworfene Mörder dazu, falsche Tränen vergießend, und wollte die, die an dem Frevel unschuldig war, töten und sagte zu seinem Bruder: „Eine verbrecherische Hure hast du hiehergebracht, die in einem andern Lande schon zum Tode verurteilt war; hinein mit ihr ins Feuer, wie sie es durch den Mord deines Sohnes verdient hat.“ Aber der edle Herzog und seine Gattin ließen nicht zu, daß sie getötet worden wäre, sondern schickten sie in den nächsten Hafen zu Schiffern, damit sie die in ein fremdes Land führten. Das Gesicht von Tränen überströmt und die Haare zerrauft, kam sie mit den Dienern zum Meere und bestieg das Schiff. Als sie nun auf hoher See dahinfuhren, sprachen sie die Schiffer, gepackt von ihrer Schönheit, an, sie solle ihnen zu Willen sein. Da sie sich in ihrer Liebe zur Keuschheit weigerte, sagten sie: „Du hast die Wahl unter zwei Dingen: entweder gibst du dich uns hin, oder du wirst ins Meer gestürzt.“ Sie antwortete, sie gehe viel lieber in den Wellen zu Grunde als sich ihrem lüsternen Verlangen zu fügen. Daraufhin setzten sie die Schiffer, die ihren Plan geändert hatten, auf einem hohen Felsen aus, der vor ihnen ins Meer ragte. Dort verbrachte sie die ganze Nacht in Schlaflosigkeit und schlief erst in der Morgendämmerung, erschöpft von

Kummer und dreitägigem Fasten, ein wenig ein. Da erschien ihr die heilige Jungfrau Maria, die Königin der Glorie, mit leuchtendem Schimmer des Antlitzes und der Augen und sagte zu ihr: „Weil du so viel Widerwärtigkeiten erduldet hast, um deinem keuschen Ehebunde die Treue zu bewahren, sollst du fürderhin keine Versuchung der Gottlosen zu erleiden haben und die Unbill, die du erlitten hast, wird offenkundig werden. Sammle das Kraut, das unter deinem Haupte ist; jeder Aussätzige, dem du davon zu trinken geben wirst, wird in Gottes Namen genesen.“ Nach ihrem Erwachen sammelte die Frau, frohlockend über das Gesicht, unter frommen Gebeten das Kraut, dessengleichen sie nie gesehn hatte, und sie zog die Handschuhe von ihren Händen und füllte sie damit an. Um die dritte Stunde kamen nach Gottes Schickung Schiffer beim Felsen vorbei und legten auf ihren Zuruf dort an; als sie sahen, daß sie eine verehrungswürdige Frau war, nahmen sie sie mitleidig ins Schiff und brachten sie zum Hafen. Kaum war sie aus dem Schiffe gestiegen, als sie einen Aussätzigen mit jämmerlichem Antlitze gewahrte; da zerrieb sie ein Teilchen von dem Kraute und gab es ihm in Wein zu trinken und sofort war er geheilt. Es dauerte nicht lange, so ging das Gerücht von ihr weit und breit herum und kam auch in die Stadt, wo jener Elende lebte, der seines Bruders Sohn an ihrem Busen getötet hatte; und er war inzwischen aussätzig geworden. Da sie darum ersucht wurde, ging sie hin, ohne daß er oder sonst jemand von dem Gesinde des Hauses sie erkannt hätte; und der Bruder des Aussätzigen bat sie inständigst, diesem zu helfen, er werde ihr zum Lohne geben, was immer sie wolle. Sie versprach, ihm zu helfen, wenn er alle seine Sünden vor ihr und sieben andern Personen gebeichtet haben werde. Bei der Beichte gestand er vielerlei, nur nicht den Frevel, den er an ihr begangen hatte. Da sagte die

Frau, ihre Arzenei helfe nichts, wenn er auch nur eine einzige Sünde verschwiegen habe; darauf sagte sein Bruder, dem er den Sohn getötet hatte: „Öffne dein Herz und reinige es von jeglicher Sünde, und wenn du etwas wider mich begangen hast, so sei es dir ganz und gar verziehn.“ Nunmehr enthüllte er, in Tränen aufgelöst, was er getan hatte. Heftig erschrocken sagte der Herzog, er betrauere mehr den Verlust des edeln Weibes, als den Tod seines Sohnes. Da antwortete sie ihm: „Mein Herr, ich bin jenes Weib und ich will Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten.“ Und sie gab ihm die Gesundheit wieder. Hierauf baten sie sie, zu bleiben und den Geheilten als Gatten anzunehmen; sie aber lehnte es ab und schied. Auf der Reise heilte sie allenthalben die Aussätzigen und kam endlich unerkannt nach Rom und auch dort befreite sie viele von dieser Krankheit. Durch die Strafe Gottes war aber auch der Bruder des Kaisers vom Aussatze bis auf den Tod krank geworden; man holte sie zu ihm und sie ließ ihn, von niemand erkannt, auf ähnliche Weise das Verbrechen, das er gegen sie verübt hatte, vor dem Papste und dem Senate von Rom bekennen. Der Kaiser weinte, als er dies hörte, zerschlug sich Gesicht und Brust und beklagte sein Unglück; und alle, die dawaren und an das Gedächtnis der herrlichen Kaiserin gemahnt wurden, weinten. Endlich konnte sie den allgemeinen Jammer nicht mehr ertragen und sagte, nachdem sie den Jüngling geheilt hatte: „Ich bin die Kaiserin.“ Was da für ein Jubel im römischen Volke losbrach, das läßt sich nicht beschreiben. Der Kaiser wollte sie als eine gleichsam vom Tode erstandene zur Gattin und das Volk wünschte sie als Herrin, sie aber dachte anders und sagte zum Papste: „In meiner Trübsal habe ich Gott gelobt, mich fürder keinem Manne zu verbinden, sondern im Nonnenkleide die Keuschheit zu bewahren; es soll also meine Seele aus deiner Hand gefordert

werden, wenn du dich, den Menschen mehr fürchtend oder liebend als Gott, weigerst, mich in das heilige Gewand zu hüllen.“ Da segnete sie der Papst und kleidete sie ein.

CXVII.

Kaiser Herodes hatte eine schöne Tochter, der er auf wundersame Art zugetan war; die liebte einer seiner Ritter, wagte es ihr aber nicht zu zeigen. Eines Tages sah er sie allein, ging zu ihr und sagte: „Edles Fräulein, wenn es dir nicht mißfiele, so möchte ich dir etwas vorbringen.“ Und sie antwortete: „Sag nur alles, wie du willst.“ Darauf er: „Ich liebe dich auf wunderbare Weise und wäre glücklich, wenn du mich als würdig erfändest.“ Das Fräulein sagte: „Fürwahr, es ist kein Geschöpf unterm Himmel, das ich mehr liebte als dich.“ Nun sprach der Ritter: „Ich will dir sagen, was ich im Sinne habe. Ich beabsichtige, ins heilige Land zu ziehn. Bin ich nicht heute über sieben Jahre zurück, so magst du zum Manne nehmen, wen du willst; ich verspreche dir aber, daß ich mich, wenn du so lange auf mich warten willst, von jeder Befleckung reinhalten werde, bis ich wiederkehre.“ Und das Fräulein erwiderte: „Siehe, da hast du mein Gelöbnis, daß ich durch sieben Jahre von heute ab meine Jungfräulichkeit dir zur Liebe hüten will; wenn du aber, wann die sieben Jahre umsind, nicht an diesem Tage dabist, soll jedes von uns seines Eides ledig sein.“ Und der Ritter sagte: „Ich werde alles erfüllen.“ Er küßte das Fräulein und zog ins heilige Land. Nicht lange darauf kam der König von Apulien zum Palaste des Kaisers, um dessen Tochter als Gattin heimzuführen. Dem Kaiser gefiel es; er willigte alsbald

ein, rief seine Tochter und sagte zu ihr: „Liebe Tochter, ich habe mich um einen Mann für dich umgesehn und das ist der König von Apulien.“ Sie aber entgegnete: „Herr, sei gnädig mit mir! Ich habe Gott gelobt, meine Jungfräulichkeit aus Liebe zu Christo sieben Jahre lang zu bewahren; wann die sieben Jahre umsind, werde ich tun, was Gott gefällt.“ Als das der Kaiser gehört hatte, wollte er nicht ihr Gelübde brechen, sondern erzählte alles dem Könige und sagte zu ihm, er solle nach sieben Jahren kommen und seine Tochter heimführen. Und dem Könige war es recht; und er verabschiedete sich vom Kaiser und zog in sein Reich. Als nun die sieben Jahre umwaren und der von dem Ritter und dem Fräulein bestimmte Tag dawar, ritt der König an demselben Tage mit großem Prunke zum Palaste. Während er so dahinritt, kam auch der Ritter vom heiligen Lande zurück und ritt an demselben Tage auf derselben Straße, bis er den König traf. Der König war ganz in Purpur und Pelzwerk gekleidet, der Ritter aber trug einen Mantel mit einer Kapuze. Als nun der König dem Ritter begegnete und ihn sah, fragte er ihn, woher er komme, und der Ritter antwortete: „Vom heiligen Lande komme ich.“ Während sie dann mitsammen weiterritten, ging ein tüchtiger Regen nieder, sodaß der König durchunddurch naß wurde. Und der Ritter sagte zu ihm: „Herr, es ist eine große Torheit, daß Ihr nicht Euer Haus mit Euch traget. Hättet Ihr Euer Haus gehabt, wäret Ihr nicht naßgeworden.“ Darauf der König: „Mir scheint, du bist ein Tor: mein Haus ist ganz und gar aus Stein; wie sollte ich es mitführen können?“ Sie verfolgten ihren Weg weiter und kamen zu einer schmutzigen und tiefen Pfütze. Der König ritt hinein bis an den Bauch seines Pferdes, der Ritter aber ritt herum, sodaß er weder sich, noch das Pferd beschmutzte, und sagte zum Könige: „Herr, du hättest klug getan, wenn du deine Brücke mitgenommen

hättest; da hättest du weder dich, noch dein Pferd besudelt." Darauf der König: „Was sprichst du da? Meine Brücke ist steinern und wohl eine halbe Meile lang; wie hätte ich sie mitnehmen können? Mir scheint, du bist ein Narr." Der Ritter aber sagte: „Herr, es ist möglich." Als es dann Essenszeit war, sagte der Ritter zum Könige: „Herr, wenn es Euch recht ist, so erzeigt mir die Ehre und nehmt mit mir Wein und Brot, weil es Essenszeit ist." Und der König antwortete: „Gerne." Sie saßen auf dem Felde nieder und nahmen das Mahl und dann dankte der König dem Ritter für die treffliche Bewirtung. Da sagte der Ritter: „Ihr solltet auf der Reise immer Vater und Mutter bei Euch haben." Darauf der König: „Was sagst du da? Mein Vater und meine Mutter sind reichlich sechzig Jahre alt; wie sollte ich sie auf die Reise mitnehmen? Du bist ein Narr." Und der Ritter: „Herr, es ist möglich." Als sie endlich nahe beim Palaste waren, nahm der Ritter Urlaub vom Könige, weil er auf einem nähern Wege weiterziehn wolle. Da sprach der König: „Sag mir, Teuerster, wo der Weg ist und wohin du ziehn willst." Der Ritter entgegnete: „Herr, der Weg ist dieser hier. Weil du mich aber fragst, wohin ich ziehn will, so will ich dir die Wahrheit kundtun. Heute sind es sieben Jahre, daß ich irgendwo ein Netz verlassen habe, und dorthin ziehe ich. Finde ich das Netz ganz heil und nicht versehrt, so nehme ich es mit mir und will es innig lieben; ist es jedoch irgendwie nicht mehr unversehrt, dann lasse ich es und gehe fort und werde es nie wieder aufsuchen." Mit diesen Worten neigte er sein Haupt vor dem Könige und ritt einen Fußpfad hinan; und er kam noch an demselben Tage in den Palast und entführte die Tochter des Kaisers. Der König kam am nächsten Tage zum Palaste und der Kaiser empfing ihn mit allen Ehren. Als sie dann beide bei Tische saßen, sagte der König zum Kaiser: „Herr, ich will Euch etwas wunderbares erzählen,

was ich gestern auf dem Wege gehört habe. Ein Ritter aus dem heiligen Lande kam zu mir und ritt mit mir. Da ging auf einmal ein heftiger Regen nieder, und der Ritter sagte, ich sei ein Tor, weil ich nicht mein Haus mit mir führte; und ich antwortete, daß mein Haus steinern sei und daß ich es deshalb nicht mit mir führen könne." Da fragte der Kaiser: „Was für Kleider hat er gehabt?" Und der König antwortete: „Einen Mantel mit einer Kapuze." Der Kaiser sagte: „Wahrlich, er ist ein weiser Mann, denn er hat ein solches Haus gemeint; hättest du einen Mantel oder ein Zelt gehabt, so wären deine Kleider nicht naß geworden." Nun sagte der König: „Dann ritten wir durch eine tiefe und schmutzige Pfütze, sodaß mein Pferd bis an den Bauch im Kote ging, und der Ritter sagte, als er das sah: ‚Es ist eine große Torheit von Euch, daß Ihr Euere Brücke nicht mitgenommen habt.' Ich antwortete, daß meine Brücke reichlich eine halbe Meile lang sei, und daß ich sie deshalb nicht mitnehmen könne." Der Kaiser fragte: „Was tat denn der Ritter?" und der König antwortete: „Er ritt ohne weiteres Hindernis um die Pfütze herum." Darauf der Kaiser: „Er hat weise gesprochen, als er dir das gesagt hat; denn deine Leute hätten den Ort vorher erkunden und das Notwendige vorkehren können, bevor du in eigener Person durchgezogen wärest." Nun sagte der König: „Dann ritten wir bis zur Essenszeit und er bat mich dringlich, mit ihm zu speisen; nach dem Mahle sagte er zu mir, ich handelte töricht, daß ich ohne Vater und Mutter die Straße ritte." Der Kaiser entgegnete: „Ein Weiser ist dieser Ritter und weise hat er zu dir gesprochen: mit Vater und Mutter hat er Wein und Brot gemeint und all das andere, was du auf der Reise hättest mithaben sollen so wie er." Endlich sagte der König: „Höre, Herr, noch etwas wunderbares: Als er von mir scheiden wollte, bat er ehrerbietig um Urlaub; auf meine Frage, wohin er zu gehn beabsichtige,

antwortete er mir folgendermaßen: ‚Heute sind es sieben Jahre, daß ich irgendwo ein Netz verlassen habe. Dorthin gehe ich, um zu sehn, ob das Netz heil und unversehrt und nicht zerrissen ist, und wenn es so ist, so werde ich es innig lieben; hat es aber einen Fisch gefangen oder ist es irgendwie versehrt, so lasse ich es und gehe fort.“ Als das der Kaiser gehört hatte, rief er mit lauter Stimme: „Weh mir, das Netz ist meine geliebte Tochter! Geh und sieh nach, was sie macht und heiß sie zu mir kommen.“ Der Sklave, der vor dem Kaiser stand, ging in das Gemach des Fräuleins, fand es aber leer, weil sie am Tage vorher mit dem Ritter von dannen gezogen war. Und der Sklave meldete dies dem Herrn und Kaiser. Da sagte der Kaiser zum Könige: „Sieh, der Ritter hat mich und dich getäuscht; sieh dich also nach einer andern Gattin um, weil du um die betrogen worden bist.“ Der König ritt traurig weg. Der Ritter aber nahm das Fräulein zur Gemahlin und beide lebten in Glück und Frieden.

CXVIII.

Als sich Papst Lucius*) zur Zeit des Kaisers Friedrich eine Zeit lang in Verona, der lombardischen Stadt, aufhielt, waren dort sowohl viele Prälaten der Kirche, als auch Fürsten des Reiches versammelt; damals war auch unser Mönch Gottschalk, der jetzt Kanonikus am Kölner Dom ist, mit seinem Bruder Eberhard, Kanonikus von St. Goar, in Verona. Als nun Eberhard bemerkte, daß ihr Wirt fast

*) Lucius III. (Ubaldo Allucingoli) ist nach vierjährigem Pontifikate 1185 in Verona gestorben, wohin er aus Rom geflohen war.

jede Nacht mit Frau und Tochter das Haus verließ, fragte er, ich weiß nicht, wen von den dreien, wohin sie gingen und was sie trieben. Er erhielt die Antwort: „Komm mit und sieh!“ und so folgte er ihnen in ein unterirdisches geräumiges Haus, wo sich viele Personen beiderlei Geschlechtes versammelten und unter allgemeinem Schweigen eine von Gotteslästerungen strotzende Rede eines Ketzermeisters anhörten, der sie so über ihr Leben und ihre Sitten belehrte. Dann wurde das Licht ausgelöscht und jeder packte die, die ihm zunächst war, ohne daß ein Unterschied gemacht worden wäre zwischen einer verheirateten und einer ledigen, zwischen einer Witwe und einer Jungfrau, zwischen Herrin und Magd und, was das schlimmste ist, zwischen Schwester und Tochter. Als das Eberhard sah, gab er sich als ein üppiger und leichtsinniger Jüngling, der er war, den Anschein, als ob er diese neue Lehre annehmen wollte; er näherte sich im Gespräche der Tochter seines Wirtes oder einem andern Mägdlein, und wann das Licht ausgelöscht wurde, sündigte er mit ihr. Nachdem er das fast ein halbes Jahr lang getan hatte, sagte endlich der Ketzermeister vor der ganzen Gemeinde: „Dieser Jüngling besucht unsere Zusammenkünfte so eifrig, daß er bald fähig sein wird, andere zu lehren.“ Wegen dieser Rede ging Eberhard fortan nicht mehr hin. Als ihn vorher Gottschalk getadelt hatte, hatte er ihm, wie mir dieser erzählt hat, geantwortet: „Wisset, Bruder, daß ich die Zusammenkünfte der Ketzer nicht der Ketzerei halber besuche, sondern wegen der Mädchen.“ — Siehe, so ist das Leben und Gesetz der Ketzer; übrigens nicht zum wundern, weil sie weder an die Auferstehung, noch an die Hölle, noch an die Bestrafung der Sünden glauben: sie meinen, es gehe ihnen alles, was sie tun, straflos aus.

CXIX.

Zu Zeiten Pipins, des Königs der Franken, wurden zwei Knaben geboren, die einander wundersam ähnlich waren; der eine war der Sohn des Grafen von Auvergne und der andere der Sohn eines Ritters von Bericain. Da die beiden Knaben von ihren Eltern der Taufe wegen nach Rom gebracht wurden, trafen sich die Reisenden in der Stadt Lucca, hielten von nun an Gesellschaft mit einander und kamen so nach Rom; und so groß war die gegenseitige Anhänglichkeit und Zuneigung der Kleinen, daß keiner ohne den andern essen oder schlafen wollte. Sie wurden also zu dem heiligen Papste Deusdedit*) getragen und von ihm getauft: dem Sohne des Grafen gab er den Namen Amelius und dem des Ritters den Namen Amicus; und vielen römischen Rittern machte es eine große Freude, sie aus der Taufe zu heben. Nachher gab ihnen der Papst zwei gleich weite hölzerne, mit Gold und Kleinoden verzierte Becher und sagte zu ihnen: „Nehmt dies Geschenk hier, das euch in Ewigkeit ein Zeugnis sei, daß ich euch in der Kirche des heiligen Erlösers getauft habe.“ Das Geschenk wurde dankbar angenommen und alle kehrten in die Heimat zurück. Als nun der von Bericain, nämlich Amicus, herangewachsen war, schmückte ihn Gott gleich einem andern Salomo mit großer Weisheit. Als er dann dreißig Jahre alt war, ermahnte ihn sein Vater, von Greisenschwäche befallen, als edler und heiliger Mann, die Ritterschaft Christi zu üben, den Gesellen und Freunden hilfreich zu sein, die Werke der Barmherzigkeit zu pflegen und überdies niemals der Gemeinschaft und Freundschaft mit dem Grafensohne von Auvergne zu vergessen; er beendete die Rede und zog zu Gott und der Sohn bereitete ihm nach Gebühr

*) Von den zwei Päpsten dieses Namens, nämlich Deusdedit oder Deodatus (615—618) und Adeodatus (672—676) paßt keiner zu den sonstigen Zeitangaben.

ein ehrenvolles Begräbnis. Es dauerte nicht lange, so begannen böse Menschen dem Jünglinge mißgünstig zu werden und ihm heimlich mit trügerischen Listen nachzustellen; er jedoch liebte alle und trug die Unbill in Geduld. Endlich aber nahmen die Nachstellungen der Gottlosen derart zu, daß sie ihn mit seinem ganzen Gesinde aus dem Schlosse seiner Väter vertrieben. Da versammelte er zehn Knechte um sich und sagte zu ihnen: „Ziehn wir rasch an den Hof des Grafen Amelius, der mein Gesell und Freund ist, vielleicht wird er uns von dem Seinigen begaben; wenn aber nicht, dann gehn wir zu Hildegard, der Gemahlin des Frankenkönigs Karl, die sich immer der Vertriebenen annimmt.“ Sie zogen also von dannen und kamen an den Hof des Grafen, trafen ihn jedoch nicht an, weil er auf Reisen nach Bericain war, um seinen Freund zu besuchen, von dem er gehört hatte, daß ihm der Vater gestorben war. So traf auch Amelius seinen Freund nicht in Bericain, schied traurig und beschloß, nicht früher heimzukehren, als bis er ihn gefunden habe; ebenso hörte Amicus mit den Seinen nicht auf, den Grafen zu suchen, bis er bei einem Edelmanne Gastfreundschaft fand, der ihm, nachdem er von ihrem Mißgeschicke gehört hatte, aus eigenem Antriebe seine Tochter zur Ehe gab. Als dann anderthalb Jahre verstrichen waren, machte sich Amicus mit seinen Knechten gen Paris auf, um den Grafen Amelius zu suchen, der ihn ebenso schon zwei Jahre suchte. Auch Amelius kam in die Nähe von Paris; dort begegnete er einem Pilgrim und fragte ihn, ob er den Ritter Amicus von Bericain gesehn habe, der aus seiner Heimat vertrieben sei. Auf die Antwort des Pilgers, er habe ihn noch nie gesehn, zog der Graf den Mantel aus und schenkte ihn ihm, damit er Gott bitte, seinen nun schon zwei Jahre ertragenen Leiden ein Ziel zu stecken. Der Pilgrim setzte seinen Weg fort und traf gegen Abend Amicus. Als ihn der ebenso

fragte, ob er etwas von Amelius, den Sohne des Grafen von Auvergne, gehört habe, antwortete er: „Was verspottest du einen armen Pilger? Bist du denn nicht selbst Amelius, der mich heute gefragt hat, ob ich Amicus von Bericain gesehn hätte, und hast du mir nicht diesen Mantel geschenkt? Ich verstehe nur nicht, warum du deine Kleidung, deine Gesellen, deine Pferde und deine Rüstung gewechselt hast.“ Nun sagte Amicus: „Ich bin nicht Amelius, sondern Amicus, und lasse nicht ab, Amelius zu suchen.“ Er bat noch den Pilger, für ihn zu beten, und schenkte ihm Gold als Almosen; da sagte dieser: „Eile, Ritter, nach Paris, dort wirst du, hoffe ich, den finden, den du suchst.“ Das tat Amicus und fand den Grafen außerhalb von Paris an der Seine, als er eben auf einer blumigen Aue mit seinen Rittern Mittag hielt. Kaum sahen die die Gewappneten des von Bericain herankommen, so sprangen sie auf, griffen zu den Waffen und eilten ihnen entgegen. Auch Amicus feuerte die Seinen zum Kampfe an in der Meinung, die andern seien Ritter aus Paris, die sie angreifen wollten. Mit gelösten Zügeln sprengten sie auf einander los, den Speer in der Faust und das Schwert aus der Scheide, sodaß du geglaubt hättest, keiner von ihnen werde der drohenden Gefahr entrinnen. Aber Gott, der allenthalben waltet, hemmte die Gegner, bevor noch Blut geflossen war. Und Amicus rief: „Wer seid ihr, tapfere Ritter, die ihr Amicus, den Vertriebenen, mit seinen Gesellen töten wollt?“ Beim Klange dieser Stimme stutzte Amelius erbleichend und er erkannte seinen Freund. Nun stiegen sie von den Pferden und fielen einander in die Arme, tauschten Küsse und dankten Gott für die so unverhoffte Glückseligkeit. Und sie schwuren sich Treue und zogen selbander an den Hof Karls. Amicus wurde der Schatzmeister des Königs und Amelius sein Seneschall. Und sie waren züchtige und weise Jünglinge, gleich schön und gleich in der Tracht und

im Antlitze und von allen geliebt und geehrt. Drei Jahre waren so verflossen, als einmal Amicus zu Amelius sagte: „Ich sehne mich, meine Gattin wiederzusehn, werde jedoch sobald als möglich heimkehren. Du aber, der du am Hofe des Königs bleibst, hüte dich vor seiner Tochter, über alles aber vor der trügerischen Freundschaft des nichtswürdigen Grafen Harderich.“ Amelius versprach es ihm und so schied er. Aber Amelius warf seine Augen auf die Tochter des Königs und es dauerte nicht lange, so hatte er sie geschwächt. Nun sprach der Verräter Harderich, der nur an der Schlechtigkeit Freude hatte und jeder Redlichkeit feind war, also zu Amelius: „Weißt du nicht, teuerster Graf, daß Amicus den Schatz des Königs gestohlen hat und deswegen geflohen ist? Schließe daher mit mir den Bund der Freundschaft und empfange meinen Schwur auf die Reliquien der Heiligen.“ Nachdem das geschehn war, zögerte Amelius nicht, ihm alle seine Heimlichkeiten anzuvertrauen. Als er nun eines Tags vor dem Könige stand, um ihm Wasser für die Hände zu reichen, sagte Harderich: „König, nimm kein Wasser aus der Hand dieses verbrecherischen Mannes, der eher den Tod als Ehre verdiente; hat er doch deiner Tochter die Blüte der Jungfräulichkeit geraubt.“ Zitternd fiel Amelius vor dem Könige nieder und war vor Schrecken keines Wortes fähig. Aber der König hob ihn gütig auf und sagte: „Fürchte nichts, Amelius. Steh auf und reinige dich mannlich von dieser Beschuldigung.“ Er stand auf und sagte: „Wolle nicht, gerechter König, den Lügenworten des Verräters Harderich glauben, sondern gönne mir Zeit zum Rate, damit ich vor dir einen Zweikampf wegen dieser Beschuldigung bestehe und ihn vor dem ganzen Hofe der Lüge überweise.“ Da ihm dies der König bewilligte, nahm die Königin Hildegard die Sache in ihren Schirm. Als nun Amelius Rat suchte, traf er Amicus, der eben auf dem Rückwege zum Hofe war. Er

warf sich ihm zu Füßen und sagte: „O einzige Hoffnung meines Heils, wehe, ich habe dir die Treue schlecht bewahrt; denn ich bin mit der Tochter des Königs in Sünde gefallen und habe nun vor den Augen des Königs mit dem falschen Harderich zu kämpfen.“ Nachdem ihn Amicus herbe getadelt hatte, sagte er zu ihm: „Tauschen wir die Kleider und die Pferde und zieh du auf mein Schloß und ich will an deiner statt den verräterischen Grafen mit Gottes Hilfe bestehn. Hüte dich aber, meine Gattin zu berühren.“ Unter Tränen schieden sie voneinander und Amicus ritt als Amelius an den Hof des Königs und Amelius als Amicus auf dessen Schloß. Als die Gemahlin von Amicus Amelius sah, hielt sie ihn für ihren Mann und eilte ihm Umarmung und Kuß zu reichen; er aber antwortete: „Weg mit dir; ich habe nur Zeit zum Weinen und nicht zur Freude.“ Als sie dann in der Nacht dasselbe Bett beschritten, legte er sein Schwert zwischen sich und sie und sagte: „Sieh zu, daß du mir nicht nahekommst, sonst stirbst du sofort durch dieses Schwert.“ Und so verbrachten sie alle Nächte, bis Amicus zurückkehrte. Unterdessen trat Amicus in den Kleidern seines Gesellen vor den König und erbot sich, mit Harderich wegen der Verleumdung zu kämpfen. Der König antwortete: „Fürchte nichts, Graf; denn wenn du siegst, werde ich dir diese meine Tochter Belisant zur Frau geben.“ Am Morgen ziehen in aller Frühe Harderich und Amicus gewappnet ins Feld und der König ist draußen und das ganze Volk von Paris. Da spricht Amicus in der Sorge um sein Gewissen also zu Harderich: „Graf, einen allzuschlimmen Rat hast du angenommen, daß du meinen Tod so heiß begehrst und dich so töricht in Todesgefahr begibst. Wenn du aber die falsche Beschuldigung zurücknehmen und von dem Zweikampfe auf den Tod abstehn wolltest, so würdest du für immer meine Freundschaft und meine Dienste haben.“ Wütend antwortet Harderich, er

schere sich nicht um seine Freundschaft und seine Dienste, sondern wolle ihm das Haupt abschlagen. Und er schwört, sein Gegner habe die Tochter des Königs geschwächt, und Amicus schwört, Harderich habe gelogen. Im Kampfe wurde aber Harderich besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Und der König vermählte ihm seine von der Schmach befreite Tochter und gab ihnen eine Stadt am Meere*) zur Wohnung. Frohlockend nahm sie Amicus an und eilte auf sein Schloß, wo Amelius war, und sagte zu ihm: „Siehe, von dem Verräter Harderich habe ich dich errettet und habe die Königstochter gefreit.“ Amelius kehrte zurück und nahm sie hin und wohnte mit ihr in der genannten Stadt. Amicus aber, der bei seiner Gattin verblieb, wurde von Gott mit der Krankheit des Aussatzes geschlagen, sodaß er nicht aus seinem Bette aufstehn konnte. Da ward er seiner Gattin, die Obias hieß, so widerwärtig, daß sie ihn oftmals ersticken wollte; darum rief er zwei Knechte und sagte zu ihnen: „Befreit mich aus den Händen meiner Frau, nehmt heimlich meinen Becher und tragt mich auf Schloß Bericain.“ Als sie das getan hatten, kam ihnen eine Schar entgegen und fragte sie, wer der Kranke sei, den sie da trügen. „Das ist“, antworteten sie, „unser Herr Amicus, befallen vom Aussatze, und er kommt zu euch, um euch zu bitten, daß ihr barmherzig seiet mit ihm.“ Aber die Gottlosen prügelten die Knechte und warfen Amicus vom Wagen und drohten ihnen mit dem Tode, wenn sie eine solche Rede wiederholten. Da brach Amicus in Tränen aus und sprach: „Allgütiger Gott, entweder schicke mir den Tod oder wende mir Elendem die Hilfe der Barmherzigkeit zu.“ Dann ließ er sich nach Rom führen und dort kam ihm Papst Konstantin mit vielen Rittern, die ihn aus der Taufe gehoben hatten, entgegen; und

*) Im Texte: *quandam iuxta morem civitatem.*

diese leisteten ihm und den Seinen reichlich Hilfe. Nach drei Jahren aber brach in der Stadt eine so große Hungersnot aus, daß der Vater den Sohn von sich stieß. Da ließ er sich, weil ihn seine Knechte drängten, zum Schlosse des Grafen Amelius bringen. Als er vor dem Schlosse nach der Weise derartiger Kranker die Klapper rührte*), sagte der Graf, der es hörte, zu einem seiner Diener: „Nimm Brot und Fleisch und fülle den römischen Becher mit dem besten Weine und trage alles dem Kranken hinunter." Bei seiner Rückkehr sagte der Diener, nachdem er den Befehl vollzogen hatte: „Meiner Treu, Herr, wenn ich nicht deinen Becher in der Hand hielte, würde ich glauben, er sei derselbe, den der Kranke hat, weil beide gleich schön und groß sind." Da ließ sich der Graf den Kranken holen und fragte ihn, wer er sei und woher er den Becher habe. Der antwortete, er sei im Schlosse Bericain geboren und habe den Becher zugleich mit der Taufe von Papst Deusdedit in Rom erhalten. Nun erkannte der Graf in ihm seinen Gesellen, der ihn vom Tode errettet und ihm die Königstochter zur Gattin gegeben hatte. Er warf sich auf ihn, schrie und weinte, küßte ihn und umarmte ihn und auch seine Gattin kam herbei und vergoß mit gelöstem Haare viele Tränen über ihn in dem Gedenken, wie tapfer er den Verräter Harderich bestanden hatte. Dann führten sie ihn ins Schloß, legten ihn in ein köstliches Bette und teilten all ihr Gut mit ihm. Eines Nachts hatte Amicus das Gesicht, der Engel des Herrn Raphael rufe ihn und befehle ihm, dem Grafen Amelius zu sagen, er solle seine zwei Söhne töten und ihn mit ihrem Blute waschen; so werde er seine

---

*) *cum tabellas . . . tangeret.* Im altfranzösischen Prosatexte (s. hinten die Anmerkung) *resoner lor tartevelles;* die Herausgeber erklären das Wort: „instrument composé de plusieurs morceaux de bois liés ensemble. Les pêcheurs s'en servoient pour effrayer le poisson et le pousser dans les filets; les lépreux étoient tenus de l'agiter pour avertir de leur approche."

Gesundheit wiedergewinnen. Als er dies zitternd dem Grafen meldete, nahm es dieser zuerst schwer auf, dann aber, eingedenk der bewiesenen Wohltaten, wie er sich für ihn vor dem Könige der Todesgefahr ausgesetzt hatte, ergriff er einen Dolch, ging zu dem Bette seiner schlafenden Söhne, warf sich mit bitterlichen Tränen auf sie und sagte: „Wer hätte es je erhört, daß ein Vater seine Kinder freiwillig getötet hätte! Wehe, meine Söhne, nun werde ich euch nicht mehr Vater sein, sondern ein grausamer Schlächter.“ Da die Tränen auf sie herabtropften, erwachten sie und sie begannen, als sie des Vaters Antlitz sahen, zu lächeln. Da sagte er zu ihnen, die damals schon drei Jahre alt waren: „Euer Lächeln wird sich, ach über den Schmerz, in Leid verkehren.“ Und mit diesen Worten schnitt er ihnen die Gurgeln ab; dann legte er ihre Leiber samt den Köpfen zugedeckt ins Bettchen, als ob sie schliefen. Mit dem Blute aber, das er aufgefangen hatte, besprengte er seinen Gesellen und sagte dabei: „Herr Jesu Christ, der du den Menschen befohlen hast, Treue zu halten, und der du den Aussätzigen mit deinem Worte geheilt hast, verleihe meinem Gesellen die Gnade, ihn zu reinigen, weil ich mich aus Liebe zu ihm nicht gescheut habe, das Blut meiner Söhne zu vergießen.“ Und von Stund an war Amicus gereinigt und der Graf bekleidete ihn mit seinen besten Gewändern. Da sie dann zur Kirche eilten, um dem Herrn zu danken, fingen die Glocken durch Gottes Willen zu läuten an; als das das Volk hörte, strömte es überallher verwundert zusammen. Und die Gräfin, die die beiden vollkommen ähnlichen Männer einherschreiten sah, fragte sie, wer von ihnen eigentlich ihr Gatte sei; „die Kleider“, sagte sie, kenne ich von beiden, wer aber der Graf sei, das weiß ich keineswegs.“ „Ich bin der Graf“, sagte Amelius, „und das ist mein Gesell Amicus, der geheilt worden ist.“ Doch stieß der Graf tiefe Seufzer aus und der Tod seiner Söhne

ging ihm nicht aus dem Sinn. Als nun die Gräfin die Kinder zu bringen befahl, damit sie die beiden beglückwünschten, sagte der Graf: „Laß sie noch in ihrem friedlichen Schlummer.“ Dann ging er in ihr Gemach, um über sie zu weinen, und da traf er sie, wie sie in ihrem Bettchen spielten; um den Hals eines jeden zog sich aber eine dünne Narbe wie ein roter Faden, die ihnen auch bis zum Tode verblieb. Der Graf nahm sie in seine Arme, legte sie seiner Gattin in den Schoß und sagte: „Freue dich, Frau, deine Söhne, die ich auf Geheiß des Engels getötet habe, damit Amicus durch ihr Blut geheilt werde, sie leben!“ Von nun an weihten der Graf und die Gräfin ihr Leben frommem Gottesdienste und bewahrten Keuschheit bis zu ihrem Tode. Die schlechte Gattin von Amicus wurde vom Teufel gepackt und in die Tiefe gestürzt, sodaß sie ihre Seele aushauchte. Amicus rüstete eine Kriegsschar gegen die von Bericain und belagerte sie so lange, bis sie sich überwunden ergaben; dann nahm er sie milde auf, vergab ihnen alle Schuld ihrer Feindseligkeit und hauste, in Gottesfurcht lebend, in Frieden mit ihnen. Eine Zeit später schickte Papst Hadrian wegen der Not der römischen Kirche Gesandte an Karl, den Frankenkönig, weil er von Desider, dem Könige der Langobarden, arg bedrängt wurde. Da ließ der allergütigste und allerchristlichste König Karl den König Desider durch Herolde auffordern, die Städte und alles, was er dem heiligen Petrus weggenommen hatte, gutwillig zurückzugeben, und versprach ihm dafür 14000 Golddenare. Weil er jedoch seinen Hochmut weder durch Bitten, noch durch Geschenke beugen konnte, scharte er um sich eine Menge von Herzogen, Fürsten und tapfern Rittern seines Reiches und ebenso von Bischöfen und Äbten; unter diesen war auch der verehrungwürdige Bischof Albin von Angers, schon damals in der Welt gepriesen ob seines heiligen Lebenswandels. Obwohl der König, der in die

Nähe von Cluses gekommen war, nur den heiligen Petrus friedlich in sein Recht einsetzen und sofort wieder heimkehren wollte, vermochte er doch keineswegs den bösen Sinn Desiders umzustimmen, sondern dieser ordnete sein Heer in Cluses, das er mit Mauern stark befestigt hatte, zu trotzigem Widerstande. Gott aber, der seine schlechte Hartnäckigkeit sah, flößte am andern Tage, als die Franken schon wieder heimkehren wollten, ihm und allen Langobarden bange Furcht und Zittern ins Herz, sodaß sie noch in derselbigen Nacht, ohne ihre Zelte und ihr Gerät mitzunehmen, allesamt die Flucht ergriffen, obgleich sie niemand angegriffen hatte. Als das Karl sah, verfolgte er sie mit seinem Heere, in dem auch der Graf Amelius und Amicus waren, die ihre Pflichten am königlichen Hofe erfüllten und trotzdem täglich der Werke Christi beflissen waren in Fasten, Beten und Almosengeben. Später aber leistete Desider mit einem kleinen Heere dem Heere der Franken, Angelsachsen, Deutschen und andern in Italien eingedrungenen Völker heftigen Widerstand, bis es zur Schlacht kam an einem Orte, der damals Belle-Forêt*) hieß, weil es dort lieblich war, und es fiel keine kleine Menge von beiden Heeren, nämlich von dem Karls und von dem Desiders; und weil dort so viele getötet worden sind, heißt der Ort bis heute Mortara. Dort wurden nun auch der Schwiegersohn des Königs, Graf Amelius, und sein Gesell getötet: Gott wollte nicht die im Tode trennen, die er im Leben in einmütiger Eintracht und Liebe verbunden hatte. Desider floh mit seiner Schar nach Pavia und Karl verfolgte ihn und verschanzte sich rings um die Stadt; und er ließ die Königin Hildegard mit den Kindern kommen. Als nun der heilige Albin samt allen Bischöfen und Äbten zu einem Kirchenbau und zum Begräbnisse der Toten mahnte, wurden dort zwei Kirchen

*) Im Texte *pulchra silvula.*

gebaut, eine auf den Befehl des Königs, die dem heiligen Eusebius von Verceil geweiht wurde, die andere auf den Befehl der Königin zu Ehren des heiligen Petrus. Und der König, der seinen Schwiegersohn und dessen Gesellen Amicus sehr geliebt hatte, schickte nach Mailand und ließ zwei steinerne Särge bringen; in dem einen wurde Amelius in der Kirche des heiligen Petrus beigesetzt, in dem andern Amicus in der Kirche der heiligen Eusebius. Und die Körper der andern Gefallenen wurden hier und dort begraben. Am nächsten Morgen aber wurde durch Gottes Ratschluß der Körper von Amelius samt seinem Sarge neben dem von Amicus in der Kirche des Königs gefunden. Inzwischen setzte das Heer Karls die Belagerung der Stadt fort, bis endlich Desider mit den Seinen, nachdem die Erschöpfung und die Niederlagen ihre Reihen stark gelichtet hatten, mit Gottes Willen gefangen genommen wurde und Karl ihr Reich seiner Herrschaft unterwarf; und er führte Desider und dessen Gemahlin mit sich ins Frankenland. Amelius und Amicus, die Ritter Christi, haben den Tod unter dem genannten Desider am 12. Oktober erlitten.

CXX.

Es war, wie ich mich erinnere, nicht lange vor unserer Zeit ein Jüngling, vernünftigen Sinnes und sehr reich, der seine Boten des Handels wegen in die verschiedenen Gegenden der Welt aussandte. So kam es, daß einmal einige von ihnen in einem Lande des Orients einen Heiden kennen lernten, der alle Güter der Welt im Überflusse besaß und dabei freigebig und treu war. Was weiter? Sie erzählen ihm, sie hätten einen ebensolchen Herrn. Sie gehn und kommen wieder und überbringen dem Heiden Geschenke

von ihrem Herrn und bringen dem Christenjüngling reichere zurück. Der entbrennt daraufhin so in Liebe und Bewunderung, daß er mit großem Gefolge und köstlichen Geschenken in den Orient reist, um den Heiden zu besuchen. Er wurde mit hohen Ehren und Freuden empfangen und der Heide erkannte in ihm einen Mann von trefflichen Sitten, hohem Geiste und alles übertreffender Freigebigkeit; und er behielt ihn eine geraume Zeit nicht ohne beträchtlichen Aufwand bei sich. Als dann der Jüngling heimkehren wollte, führte er ihn zu seinen unvergleichlichen Schätzen; da sich der jedoch hartnäckig weigerte, etwas davon anzunehmen, zeigte er ihm endlich in seinem Frauengemach sieben jungfräuliche Mädchen aus den edelsten Geschlechtern und von züchtiger Schönheit, die er, nach dem Gebrauche seiner Religion, seinerzeit zu Gattinnen zu nehmen gedacht hatte, und sagte zu ihm: „Wähle dir eine von diesen zur Frau.“ Unverzüglich erwählte der Jüngling, berückt im Herzen und in den Augen, die, die die andern an Züchtigkeit und Schönheit überragte. Nun sagte der Heide: „Ich habe dir die Wahl gelassen und du hast die gewählt, die mir von allen die liebste ist. Du wirst es als weiser Mann erfahren, was ich dir gegeben habe; und ich, um deinetwillen weniger weise, werde nicht beklagen, was ich dir hingegeben habe.“ Mit diesen Worten übergab er die Braut, nachdem er sie würdig beschenkt hatte, dem Christen. In der Heimat angelangt, ließ der Christenjüngling das Mädchen feierlich taufen, nahm sie zur Gattin und fand in ihr ein Weib von wunderbarer Tugend; und er wuchs an Ehren und Reichtümern, bis er der erste Mann seiner Stadt wurde. Der Heide aber begann in der öftern Erinnerung an das, was er an dem Mädchen verloren hatte, größers Herzeleid zu empfinden, als sich denken läßt, und die Traurigkeit zerrüttete ihm Körper und Geist; von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr und ununterbrochen ging es, da er

sich um nichts mehr kümmerte, abwärts mit ihm, bis er endlich in der äußersten Not aus seiner Vaterstadt ins Elend gejagt wurde, von seinen Feinden vertrieben gleich einem tollgewordenen Stiere. Als er nun gar nicht mehr wußte was anfangen, kam ihm der Gedanke in den Sinn, seinen Freund, um den er alles erlitten hatte, zu besuchen, weil er nicht glauben konnte, der werde ihn vergessen haben und ein solches Opfer geringschätzen. Er machte sich also auf den Weg und kam endlich an den Ort, wo der Christ wohnte. Und er klopfte an seine Pforte und sagte, wer er sei; aber der Diener vergaß die Worte und so wurde er nicht eingelassen. Bis auf den Tod bekümmert legte er sich am Abende in der öden Vorhalle einer Kirche nieder. In der schweigenden Stille der Nacht lauerte nun ein Räuber einem, der vorbeigehn mußte, auf, tötete ihn und entwich. Am Morgen wurde der tote Mann neben dem Heiden gefunden: der Heide, den Leuten unbekannt, wurde ergriffen, gefesselt, vor die Edeln und das Volk der Stadt geführt und des Verbrechens beschuldigt; in seiner Verzweiflung leugnete er nicht, den Mord begangen zu haben. Sein ehemaliger Freund traute zuerst seinen Augen nicht, erkannte ihn jedoch nach genauer Betrachtung; und als man ihn zum Tode führen wollte, sprang er vor und rief: „Der da ist unschuldig, ich bin es, der die Tat vollführt hat.“ Schon kniete der Selbstankläger unter dem Geschrei und der Trauer des Volkes nieder, um enthauptet zu werden, als durch eine göttliche Fügung der, der das Verbrechen begangen hatte, aus Scheu, daß ein unschuldiger Mann sein Leben lassen sollte, vorsprang und ausrief: „Beide sind sie unschuldig! Ich bin der Elende, der den Mord begangen hat.“ Erstaunt und betroffen ließen die Richter und die Ältesten der Stadt alle drei Männer greifen; nach sorgfältiger Untersuchung des Falles und nachdem sie die Wahrheit in allen ihren Einzelheiten erkannt hatten,

sprachen sie die Unschuldigen frei und entließen auch den Schuldigen aus Bewunderung seiner Sühne. Der Christ aber begrüßte seinen Freund mit offenen Armen und freudigen Augen. Er bat ihn, den Glauben anzunehmen, und der Heide war einverstanden und wurde getauft und erhielt eine edle Frau aus der Verwandtschaft seines Freundes zur Gattin; und auf das Drängen seines Freundes teilte er sich mit ihm in alle seine Güter.

CXXI.

Ein Gaukler hatte gegen einen Ritter viele Schmähworte spottend ausgestoßen, sodaß ihm denn der Galgen gewiß war, wenn er irgendwo ergriffen würde. Endlich fing man ihn. Da sprach er zu dem Ritter: „Herr, ich sehe, daß mir nichts übrig bleibt als der Tod, den ich reichlich verdient habe; gewährt mir aber eine einzige Bitte, die meiner Seele immer nützen würde." Die Fürsprache seiner Umgebung bewog den Ritter, diese Bitte zu bewilligen. Da sagte der Gaukler: „Ich bitte Euch also, Herr, daß Ihr, wenn ich gehängt sein werde, an drei unmittelbar aufeinander folgenden Tagen des Morgens mit nüchternem Magen kommet und meinen nackten Arsch küsset." Da sagte der Ritter: „Der Teufel soll dich hängen und dich küssen!" Und so entkam er.

CXXII.

Zwei Reisige hielten Gesellschaft auf Gewinn und Beute. Der eine hatte an einem Turniere teilgenommen und viel gewonnen; der andere war nicht hingegangen, verlangte aber

trotzdem seinen Teil. Da sagte der, der gekämpft hatte: „Es ist wahr, daß wir Gesellen sind; willst du aber am Gewinne teilhaben, so sollst du auch an den Streichen teilhaben.“ Und bevor er mit ihm teilte, gab er ihm ebensoviele Streiche, wie er selber empfangen hatte.

CXXIII.

Ein Meister in Paris, der gebeten worden war, vor dem Könige und mehrern Bischöfen zu sprechen, begann also: „Petrus und Paulus waren Narren.“ Als er das zwei oder drei Mal wiederholt hatte, fragten ihn die Bischöfe, warum er derartiges vorbringe; da wiederholte er es noch ein Mal und gab den Grund an, indem er sagte: „Die Bischöfe glauben mit ihren im Schmucke prangenden Pferden, mit ihren üppigen Speisen, mit ihren kostbaren Kleidern und mit allen ihren Sünden und Wollüsten in den Himmel einzugehn. Darum waren Petrus und Paulus Narren, weil sie Armut, Trübsal, Hunger und Kälte gelitten haben, wo sie das Reich Gottes ebenso leicht wie unsere Prälaten hätten erlangen können.“

CXXIV.

Ein Maler in Flandern, der unsere Frau über alles liebte, malte den Teufel, so oft er ihn zu malen hatte, so häßlich, wie er nur konnte; darob erzürnt, erschien ihm in der Nacht der Widersacher, überschüttete ihn mit Schimpfworten und drohte ihm, er werde es ihm heimzahlen, wenn

er es weiter so treibe. Aber der Maler freute sich über die Anfeindung des Teufels und befliß sich ihn, wie es recht ist, nur noch schrecklicher darzustellen. Nun traf es sich, daß er in dem Kreuzgange einer Kirche ein Bild der heiligen Jungfrau zu malen hatte, und das führte er rechtschaffen aus und malte die Gestalt des Teufels dazu, wie er sich unter den Füßen Marias wälzt nach den Worten der Schrift: Und sie wird sein Haupt zertreten. Darüber erbost, zerbrach der Teufel mit plötzlichem Stoße das Gerüst, das den Maler trug, und stürzte ihn zur Erde herab; als das der Mensch fühlte, erhob er Hand und Herz zur heiligen Jungfrau und die Jungfrau hielt den Fallenden — wunderbar zu sagen — mit der ausgestreckten Hand auf und bewahrte ihn vor jeder Verletzung, bis Leute herbeieilten, die ihm helfen konnten.

CXXV.

Als das Kebsweib eines Priesters zum sterben war, verlangte sie, wie mir ein Klosterbruder erzählt hat, eindringlichst, man möge ihr neue und wohlgesohlte Schuhe geben, und sagte: „Begrabt mich in ihnen; ich werde sie bald sehr notwendig brauchen.“ So geschah es auch. In der nächsten Nacht nun, lange vor Tagesanbruch, als noch der Mond schien, hörte ein Ritter, der mit seinem Knechte auf der Straße dahinritt, Frauengeschrei. Sie verwunderten sich, was es zu bedeuten habe, und siehe, da stürzte im eiligen Laufe ein Weib auf sie zu und schrie: „Helft mir, helft mir!“ Der Ritter sprang vom Pferde, zog mit dem Schwerte einen Kreis um sich und nahm die ihm wohlbekannte Frau herein, die nur mit einem Hemde und den

genannten Schuhen bekleidet war. Und siehe, aus der Ferne tönten Laute, wie wenn ein Jäger heftig ins Hifthorn stößt, und man hörte auch das Gebell der ihm vorauslaufenden Hunde. Der Ritter, der von der bebenden Frau den Grund ihrer Angst vernommen hatte, übergab sein Pferd dem Knechte und band sich die Strähnen ihres Haares um den linken Arm; in der rechten hielt er das gezückte Schwert. Als sich nun der höllische Jäger näherte, bat das Weib: „Laß mich aus, laß mich laufen, schau, er kommt schon!“ Er aber hielt sie nur fester; sie versuchte sich mit aller Macht loszureißen, die Haare rissen, und sie entwich. Der sie verfolgende Teufel fing sie jedoch und warf sie übers Pferd, sodaß das Haupt und die Arme von der einen Seite herabhingen, die Beine von der andern; so begegnete er nämlich dem Ritter nach kurzer Zeit, als er die Beute mit sich fortschleppte. Der Ritter kehrte am Morgen in die Stadt zurück, erzählte, was er gesehn hatte, und zeigte die Haare. Man schenkte ihm wenig Glauben; als man aber das Grab öffnete, fand man, daß die Frau ohne Haare war. So geschehn im Erzbistume Mainz.

CXXVI.

Wie liebenswürdig Ensfried, der Dechant von St. Andreas [in Köln] Gäste aufgenommen hat, das soll die folgende Erzählung zeigen. Als er eines Tages einige Klosterleute — ob es Zisterzienser oder Prämonstratenser waren, das weiß ich nicht sicher — in Herberge genommen hatte, mangelte es ihm an den Speisen, die die Regel verlangt, und auch Fische waren nicht da. Da sagte er zu seinem Koche: „Fische haben wir nicht, aber die Mönche sind einfältig und hungern; geh, kauf ein Ferkel, nimm die

Knochen heraus, bereite es mit Pfeffer und bring es auf den Tisch und sage dabei: ‚Laßt Euch die gute Butte wohl schmecken.‘“ So geschah es auch und die Mönche achteten als ehrliche und einfältige Menschen nicht auf den frommen Betrug ihres ehrlichen und einfältigen Gastfreundes, fragten auch sowohl wegen des von der Regel gebotenen Schweigens, als auch wegen der Mitwisserschaft um nichts nnd aßen die ihnen vorgesetzte Speise für einen Fisch. Die Schüssel war beinahe leer, als einer darin ein Schweinsohr fand und es seinen Gesellen so zeigte, daß es der Dechant sah; da sagte der Dechant, indem er ein wenig ärgerlich zu sein heuchelte: „Eßt mit Gott! Mönche dürfen nicht so kleinlich sein; auch die Butten haben Ohren.“

CXXVII.

Heinrich von Wied war ein sehr reicher, mächtiger und gefeierter Ritter, ein Dienstmann des Sachsenherzogs Heinrich; heute leben noch genug, die ihn gekannt haben und sich vielleicht der Begebenheit, die ich erzählen will, erinnern. Er hatte eine edle Frau, die er sehr liebte. Als sie nun eines Tages über die Schuld Evas sprachen, begann die Dame nach Frauenart Eva zu schmähen und des Wankelmutes zu zeihen, weil sie für einen armseligen Apfel und um ihrer Genäschigkeit zu fröhnen, das ganze Menschengeschlecht in so viel Strafen und Elend gestürzt habe. Ihr Gatte antwortete ihr: „Laß du das, sie zu verurteilen; du hättest in einer solchen Versuchung vielleicht ebenso gehandelt. Ich werde dir etwas ganz geringfügiges auferlegen, was du mir zu Liebe leicht einhalten könntest.“ Als sie antwortete: „Was ist dein Auftrag?“, antwortete er: „Daß du an einem Tage, wo du gebadet hast, nicht mit nackten

Füßen in die Lache in unserm Hofe steigest; an andern Tagen magst du, wenn es dir beliebt, hineinsteigen.“ Und dieses Wasser war stinkend und kotig, weil es aus allem Unflat des ganzen Hofes zusammenlief. Lachend meinte die Dame, es habe keine Gefahr, daß sie sein Verbot übertreten werde, aber Heinrich fuhr fort: „Ich möchte, daß wir eine Buße festsetzten: wenn du gehorsam bist, sollst du von mir 40 Mark Silber erhalten; wenn aber nicht, dann wirst du mir ebensoviel bezahlen.“ Ihr wars recht. Er ließ aber die Lache, ohne daß sie davon gewußt hätte, fortan beobachten. Wahrlich, es ist wundersam: von Stund an konnte diese ehrbare und züchtige Dame niemals über den Hof gehn, ohne zur Lache hinzusehn, und so oft sie badete, immer wurde sie von dem Gedanken an die Lache angefochten. Eines Tages, als sie wieder einmal aus dem Bade stieg, sagte sie endlich zu ihrer Kammermagd: „Wenn ich nicht in die Lache steige, so muß ich sterben!“ Und schon schürzte sie sich auf, sah rings herum und trat, weil sie niemand zu sehn glaubte, in Begleitung der Magd bis an die Knie in das stinkende Wasser, ging darin umher und tat ihrer Lust Genüge. Das wurde sofort dem Ritter gemeldet. Kaum sah er sie, so fragte er sie fröhlich: „Wie ists, meine Dame, habt Ihr nicht heute gut gebadet?“ Als sie bejahte, fragte er weiter: „In der Kufe oder in der Lache?“ Ganz verwirrt schwieg sie, weil sie merkte, daß ihm ihr Fehler nicht verborgen geblieben war. Nun fragte er: „Wo bleiben nun Euere Standhaftigkeit, Euer Gehorsam und Euer Hochmut? Geringer war Euere Versuchung als die Evas, lauer Euer Widerstand und schmählicher Euer Fall; bezahlt nun, was Ihr schuldig seid.“ Da sie nichts besaß, womit sie hätte bezahlen können, nahm er ihr alle kostbaren Kleider und verschenkte sie an verschiedene Leute und überließ sie lange Zeit ihrem Kummer.

CXXVIII.

Da Aristoteles Alexander lehrte, er solle sich hüten, seinem Weibe, die sehr schön war, allzu eifrig zu nahen, damit sie nicht seinen Geist von der Sorge fürs Allgemeine abziehe, ließ sich Alexander bestimmen, nach diesem Rate zu handeln; als dies die Königin wahrnahm, suchte sie, darob ärgerlich, Aristoteles zur Liebe zu ihr zu verführen, indem sie oft mit nackten Füßen und losem Haare an ihm vorbeiging, um ihn zu verlocken. Endlich gelang es ihr und er ging sie um die Werke des Fleisches an; sie aber sagte: „Das tue ich nur dann, wenn ich deutliche Zeichen deiner Liebe habe, auf daß du mich nicht am Ende nur versuchest. Komme also in mein Gemach, aber kriechend auf den Händen und Füßen, und ich will auf dir reiten wie auf einem Pferde; dann weiß ich, daß du meiner nicht spotten wirst." Als er dieser Bedingung zugestimmt hatte, machte sie es Alexander zu wissen; der lauerte ihm auf und ertappte ihn, wie er die Königin trug. Alexander wollte ihn töten, aber er sagte zu seiner Entschuldigung also: „Wenn es schon dem weisesten Greise geschieht, daß er vom Weibe betrogen wird, so kannst du ersehn, daß ich recht getan habe, dich zu lehren, was dir Jungem zustoßen kann." Auf diese Weise schonte der König seiner und fuhr fort, seine Unterweisung anzuhören.

CXXIX.

Ein armer Mann, der in der Predigt gehört hatte, was einer gebe um Gottes willen, das werde er hundertfältig empfangen, gab seine Kuh dem reichen Priester und dieser schickte die geschenkte Kuh mit den seinen und einer

Herde anderer auf die Weide. Am Abende aber brachte die Kuh des Armen alle Kühe des Priesters und schier hundert andere mit sich heim. Da sagte der Arme, das sei die Erfüllung der Verheißung, die ihm Gott gegeben habe; und der Bischof fällte das Urteil, daß ihm nach der Verheißung des Priesters alle Kühe des Priesters zugesprochen wurden.

CXXX.

Einer, der einer edeln Mutter, aber einem unedeln Vater entstammte, trug dem Könige Verse vor; als sie der König gehört hatte, fragte er ihn, wer sein Vater sei. Der Dichter aber sagte, indem er den Namen seines unedeln Vaters verschwieg, er sei der Neffe eines gewissen edeln, witzigen und geistreichen Ordensmannes, der ihm von der Mutterseite her verwandt war. Da sagte der König lächelnd: „Da fällt mir die Fabel von dem Maultiere ein, das, gefragt, was es sei, geantwortet hat, es sei ein Geschöpf Gottes. Darnach um seinen Vater gefragt, hat es nicht den Esel nennen wollen, sondern gesagt, das Roß sei sein Oheim." Dann sagte der König zu seiner Gesellschaft: „Schenken wir ihm etwas, weil er nicht aus der Art seines Vaters schlägt."

CXXXI.

Das folgende habe ich von einem glaubwürdigen Manne erzählen hören. In einem allbekannten Dorfe ging ein Priester in der Dämmerung von seiner Beischläferin nach Hause. Plötzlich hörte er aus einem verfallenen Häuschen

eine klagende Stimme; er trat näher und fragte, wer der sei, der so schreie. Da fragte die Stimme, wer der sei, der frage. Der Priester antwortete: „Ich bin ein Priester." Darauf rief die Stimme das Wort Priester mit großer Verwunderung und wiederholte es zwei oder drei Mal. Auf die Frage um den Grund des verwunderten Schreiens antwortete die Stimme: „Die Priester fahren in einer solchen Menge zu uns in die Hölle, daß ich glaubte, es sei keiner mehr auf Erden verblieben; darum hab ich voll Verwunderung geschrien, als ich gehört habe, es sei noch einer auf Erden, weil ich glaubte, sie seien schon alle zur Hölle gefahren."

CXXXII.

Und ich habe von Leuten erzählen hören, die viel versprechen und sich mit einem Eide binden, den Eid aber später zum Schaden ihres Seelenheiles brechen, indem sie auf trügerische Art seiner spotten wollen; solche Leute gleichen einem Ehepaare, die Gott gelobt hatten, keinen Wein zu trinken, außer an hohen Feiertagen und wann sie etwa einen Kauf abschlössen. Als sie aber ein paar Tage Wasser getrunken hatten, sagte der Mann gemach zu seiner Frau: „Heute können wir nicht durchaus enthaltsam sein; schließen wir also einen Kauf, auf daß wir Wein trinken dürfen." Und er verkaufte seinen Esel seiner Frau. Am nächsten Tage aber sagte die Frau zum Manne: „Kauf deinen Esel zurück und trinken wir Wein." Und so schlossen sie tagtäglich einen Kauf, um Wein trinken zu können.

CXXXIII.

Ein Knabe hatte oftmals gesehn, wie sein Vater die Mutter schlug. Als nun der Vater eines Abends spät sagte, er habe etwas vergessen, meinte der Knabe: „Ich weiß wohl, was.“ Der Vater: „Sag mirs doch, Liebster!“ Da sagte der Knabe: „Ihr habt vergessen, die Mutter zu schlagen.“

CXXXIV.

Ein Gaukler, der wahrnahm, daß in seinem Hause Diebe waren, sagte: „Ich weiß nicht, was ihr hier in der Nacht finden könntet, wo ich bei lichtem Tage nichts finden kann.“

CXXXV.

Einst haben wir gesehn, wie die Ritter unsers Ordens so eifrig im Fasten und in der Kasteiung ihres Leibes waren, daß sie in den Kämpfen und Schlachten gegen die Sarazenen ob ihrer übermäßigen Schwäche leicht unterlagen. So haben wir von einem Ritter, der zwar sehr fromm, aber nicht aus Erkenntnis fromm war, gehört, daß er bei einem Treffen mit den Sarazenen beim ersten Speerwurfe vom Pferde gefallen ist. Ein Bruder seines Ordens richtete ihn mit eigener Lebensgefahr auf, aber sofort stürzte er über einen andern Speerwurf wieder zu Boden; auch diesmal half ihm der Ritter, sein Bruder, auf, sagte aber, nachdem er ihn schon zweimal aufgehoben und vom Tode errettet hatte, unter Scheltworten wegen des übermäßigen Fastens:

„Herr Wasserundbrot, gebt fürder acht; wenn Ihr wieder fallt, so werdet Ihr nicht mehr von mir aufgehoben werden.“ Wasserundbrot aber nannte er ihn, weil er durch sein häufiges Fasten bei Wasser und Brot seinen Körper geschwächt und zum Kampfe untauglich gemacht hatte.

CXXXVI.

Ein grausamer Drache fraß Menschen und Tiere und es war unmöglich, ihn durch Waffengewalt oder Menschenkraft zu töten. Da sagte ein heiliger Bischof, der darüber nachgedacht hatte: „Teuerste, die Gewalt des Teufels wird ausgetrieben durch Beten und Fasten. Kasteien wir also unser Fleisch durch Fasten und Beten, damit Gott Erbarmen habe mit uns.“ Als sie zehn Tage lang nach seinen Worten getan hatten, rief er das ganze Volk zusammen und sprach: „Auf daß ihr erkennet, wie groß die Kraft des Fastens ist, will ich, daß ihr alle in ein Becken speiet.“ Und er nahm all den Speichel und zog damit einen Kreis um den Drachen; und der Drache konnte nicht heraus aus dem Kreise und verendete an dieser Stelle. Nun begann der heilige Mann mit mächtiger Stimme zu sprechen: „So wie die Kraft des leiblichen Fastens diesen Drachen getötet hat, so macht die Kraft des geistigen Fastens alle Gewalt und Versuchung des Teufels zu schanden. Ihr sollt nicht fasten wie die Teufel, die niemals essen, sondern ihren bösen Willen bewahren. Ihr sollt nicht fasten wie die Juden, die des Tages enthaltsam sind, des Nachts aber wüster Völlerei fröhnen. Ihr sollt nicht fasten wie die Ärzte, die das Heil des Körpers suchen, und nicht wie die Geizigen, die es tun, um ihren Geldbeutel zu füllen.“

CXXXVII.

St. Martinsvogel heißt in Spanien ein Vogel, der klein ist nach der Art des Zaunkönigs; er hat dünne lange Beine, die den Halmen des Riedgrases ähneln. Nun geschah es einmal, als es gegen das Fest St. Martins ging, daß er sich im Sonnenbrande neben einem Baume niederwarf, das Gesicht zur Sonne und die Beine in die Höhe gestreckt, und sagte: „Eia,wenn jetzt der Himmel fiele, ich hielte ihn mit den Beinen auf.“ Da fiel ein einziges Laubblatt neben ihm hernieder, und erschrocken flatterte er auf und rief: „Heiliger Martin, warum kommst du deinem Vöglein nicht zu Hilfe?“

CXXXVIII.

In der Stadt Rom herrschte Coelestin, ein sehr kluger Mann, der eine schöne Tochter hatte. Und es war dort ein Ritter, der zu diesem Mägdlein in Liebe entbrannt war; aber er dachte bei sich: Es dünkt mich unzweifelhaft, daß mir der Kaiser seine Tochter niemals zur Frau geben wird, weil ich dessen nicht würdig bin; es würde mir deshalb genügen, wenn ich wenigstens die Liebe des Mägdleins auf irgend einem Wege gewinnen könnte. Und er ging oft und oft zu ihr, um ihren Willen zu erforschen, sie jedoch antwortete: „Du mühst dich vergebens. Glaubst du denn, daß du mich durch deine süßen und trügerischen Worte kirren wirst? Das wird nie und nimmer geschehn in meiner Seele.“ Darauf sagte der Ritter: „Wenn ich dich also schon nicht zur Gattin haben kann, was muß ich dir geben, daß du eine Nacht mit mir liegest?“ „Wenn du mir hundert Mark gibst, so darfst du eine Nacht bei mir liegen.“ Und der Ritter sagte: „Dein Wille wird erfüllt

werden.“ Er versah sich sofort mit dem gewünschten Gelde und übergab es der Prinzessin. Und in der Nacht bestieg er ihr Bett; aber er schlief augenblicklich ein und sie warf ihre Kleider ab und legte sich an seine Seite. Er jedoch lag die ganze Nacht im tiefen Schlafe. Am Morgen erhob sich die Prinzessin, zog ihre Kleider an und wusch sich die Hände; und der Ritter wurde durch sie aus dem Schlafe erweckt. Als er nun munter geworden war, sagte er zu ihr: „Komm zu mir, auf daß ich meinen Willen an dir erfüllen kann.“ Aber sie versetzte: „Beim Heile meines Vaters, das werde ich nicht tun. Ich tue dir kein Unrecht, Freund; bist du nicht mit mir übereingekommen, daß du eine Nacht bei mir liegen sollst, und ist das nicht geschehn? Du aber hast die ganze Nacht verschlafen und mir keinerlei Tröstung gebracht; schreib es also dir selbst zu und nicht mir.“ Über diese Worte wurde der Ritter sehr traurig und sagte zu ihr: „Was muß ich dir also geben, daß ich eine andere Nacht mit dir schlafen darf?“ Sie antwortete: „Soviel wie früher, und um nichts weniger.“ Er willigte ein und verkaufte all sein Gut, das er besaß, und gab ihr die gleiche Summe wie früher; aber siehe das Wunder, er wurde ebenso bedient wie in der ersten Nacht. Da bekümmerte er sich mehr als sich glauben läßt, sein Inneres bäumte sich und er sprach bei sich: „Weh mir, weh! All mein Gut habe ich dahingegeben und habe nichts erreicht. Aber, und wenn es das Leben kosten sollte, ich will die Sache zu einem andern Ende bringen!“ Und er sagte zu dem Fräulein: „Was muß ich dir für die dritte Nacht geben?“ und sie antwortete: „Ebensoviel wie früher und nicht das geringste weniger.“ Da rief er: „Dein Wille geschehe.“ Und er machte sich auf in ferne Länder und er kam zu einer großen Stadt, wo viele Kaufleute wohnten und mancherlei Philosophen, unter diesen auch der Meister Virgilius. Und der Ritter sprach mit einem reichen Kauf-

manne folgendermaßen; „Teuerster, ich brauche Geld. Wenn du mir bis zu demunddem Tage hundert Mark leihen willst, so verpfände ich dir alle meine Ländereien, so daß sie dir allesamt zufallen, wenn ich den vereinbarten Tag versäume.“ Der Kaufmann sagte: „Auf deine Ländereien lege ich nicht viel Gewicht; wenn du aber auf den Antrag, den ich dir vorschlagen will, eingehst, so könntest du von mir nach deinem Belieben fordern.“ Der Ritter entgegnete: „Was immer du verlangen wirst, ich bin bereit, darauf einzugehn, wenn du mir nur in meiner Bitte Genüge tust.“ Nun sagte der Kaufmann: „Wenn du den Vertrag angenommen haben wirst, werde ich deine Bitte erfüllen. Der Vertrag soll so sein, daß du mir mit deinem Blute ein Blatt unterschreibst, daß es mir, wenn du die Frist nicht einhältst, bedingungslos freisteht, alles Fleisch deines Körpers mit einem scharfen Messer abzulösen; wenn du damit einverstanden bist, dann bin ich bereit, deinem Begehren zu willfahren.“ So mächtig liebte der Ritter das Fräulein, daß er in alles einwilligte und das Blatt mit seinem eigenen Blute schrieb und es besiegelte; und nachdem es gesiegelt war, gab ihm der Kaufmann die verlangte Summe. Als nun der Ritter das Geld hatte, überlegte er: wenn ich nicht mit diesem Gelde meinen Willen erfülle, so bin ich ein Kind des Todes; und er dachte bei sich: das soll nimmer geschehn. Er ging, weil er von dem Rufe Virgils gehört hatte, zu ihm und sagte zu ihm: „Edler Meister, ich hätte Euch etwas geheimes anzuvertrauen, und möchte Euch bitten, daß Ihr mir darin mit Rat und Tat beistehn wollet.“ Virgilius antwortete: „Sag, was dir beliebt, und ich werde nach meinem Scharfsinne tun, was du wünschst.“ Nun erzählte der Ritter: „Ich liebe die Tochter des Kaisers, mehr als sich glauben läßt; ich bin mit ihr um eine große Summe Geldes einig geworden, bin jedoch in zwei Nächten betrogen worden. Für die dritte Nacht

habe ich mir nun von einem Kaufmanne unter der Bedingung Geld geliehen, daß er, wenn ich den zwischen uns vereinbarten Tag nicht einhalte, das Recht hat, all mein Fleisch mit einem Messer von den Knochen zu schneiden. Das könnte aber nicht geschehn, ohne daß er mich dabei tötete; daher bin ich zu Euch gekommen, daß Ihr mir sowohl hierin als auch in meiner Liebe zu dem Fräulein helfet.“ Virgil antwortete: „Einen törichten Vertrag hast du mit dem Kaufmanne abgeschlossen, weil der Kaiser ein Gesetz gegeben hat, daß der Mensch das leiden muß, wozu er sich mit seinem freien Willen verpflichtet hat; gib daher wohl acht, damit du den bestimmten Tag einhältst. Was das Fräulein betrifft, so will ich dir die Wahrheit kundtun: Zwischen den Laken ihres Bettes liegt ein Brief, der die Kraft hat, daß jeder, der sich in das Bett des Fräuleins legt, sofort einschlafen muß und nicht früher erwachen kann, als bis der Brief aus dem Bette entfernt worden ist. Wenn du also zu dem Bette kommst, so greife, bevor du dich niederlegst, zwischen das Laken und die Decke und du wirst ihn finden. Dann schleudere ihn weit weg vom Bette und steig kühnlich hinein und du wirst nicht schlafen, außer wenn du selbst willst; tue dann mit dem Mägdlein nach deinem Belieben und dir wird Ehre und Ruhm werden.“ Als dies der Ritter gehört hatte, frohlockte er und dankte Virgil für den guten Rat. Unverzüglich eilte er zu dem Fräulein und übergab ihr das Geld. Als es dann Nacht war, trat der Ritter in das Gemach des Fräuleins. Heimlich brachte er die Hand zwischen Laken und Decke, fand den Brief und warf ihn weit von sich; dann stieg er ins Bett und stellte sich schlafend. Das Mägdlein aber, im Glauben, er schlafe so wie die andern Male, legte ihre Kleider ab und stieg ins Bett. Und schon legte der Ritter Hand an sie. Da sagte sie voller Bestürzung: „Erbarmt Euch meiner und wollet

mir nicht die Blüte der Jungfräulichkeit rauben; ich will dir doppelt soviel Geld geben, als du mir gegeben hast.“ Jedoch der Ritter sagte: „Du sprichst eitel; endlich werde ich das erreichen, um dessentwillen ich so lange gelitten habe.“ Und er erkannte das Mädchen fleischlich. Hierauf aber liebte er sie in einer so wundersamen Weise, daß er mehr als zwei Wochen über den zwischen ihm und dem Kaufmanne festgesetzten Tag bei ihr verweilte; seine Liebe war so groß, daß er von Tag zu Tag die Frist vergaß. Als er nun eines Nachts im Bette lag, kam ihm der Vertrag, den er mit dem Kaufmanne geschlossen hatte, ins Gedächtnis und ihm begann das Herz zu pochen und er sagte zu der Geliebten: „Wehe, daß ich dich jemals erblickt habe! Sieh, nun bin ich ein Kind des Todes! Aus Liebe zu dir hab ich von einem Kaufmanne Geld geliehen unter der Bedingung, daß er, wenn ich den zwischen uns vereinbarten Tag versäume, durch meine Schrift das Recht haben soll, mir, ohne daß ich widersprechen dürfte, all mein Fleisch vom Leibe zu schinden; und jetzt sind über den Tag hinaus zwei Wochen vergangen, und ich habe mich niemals daran erinnert, weil ich dich also geliebt habe.“ Das Fräulein erwiderte: „Betrübt Euch nicht allzusehr; geht zu dem Kaufmanne, bietet ihm das Doppelte, und wenn er damit nicht zufrieden ist, so soll er verlangen, was er will, ich werde es ihm geben.“ Durch diese Worte getröstet zog der Ritter in die Stadt, wo der Kaufmann wohnte; er begegnete ihm auf der Straße und grüßte ihn demütig genug. Aber der Kaufmann antwortete: „So sage ich nicht zu dir.“ Darauf der Ritter: „Teuerster, weil die Frist unsers Vertrages überschritten ist, will ich dein Geld verdoppeln.“ Doch der Kaufmann sagte: „Das haben wir vorher nicht so besprochen; ich will es so haben, wie du dich verpflichtet hast.“ Nun sagte der Ritter: „Verlange für meinen Fehler so viel Geld von mir, wie du willst, und ich werde

es dir erstatten.“ Darauf der Kaufmann: „Du sprichst umsonst. Gäbest du mir alles Gut der Stadt, ich nähme es nicht, sondern nur das, was zwischen uns vereinbart, verbrieft und besiegelt worden ist.“ Unverzüglich ließ er den Ritter greifen und ihn in den Turm in sichern Gewahrsam bringen, bis der Richter in die Stadt kommen und zu Gericht sitzen werde. Als dann der Richter dawar, kamen die Kaufleute und auch der Ritter vor ihn. Auch der Kaufmann war da und zeigte gegen den Ritter die mit seinem Blute geschriebene und mit seinem Siegel gesiegelte Verschreibung vor. Nachdem der Richter gesehn hatte, daß es der Ritter selbst getan hatte, sagte er: „Für jedermann im Reiche gilt das Gesetz, daß er, wenn er sich in freiem Willen zu etwas verpflichtet hat, leiden muß, wozu er sich verpflichtet hat; darum soll dem Kaufmanne nach dem mit dem Ritter geschlossenen Vertrage willfahrt werden, damit das Gesetz in allem erfüllt werde.“ Inzwischen hielt die Geliebte des Ritters Kundschafter, um zu erfahren, wie das Gesetz seinen Fortgang gegen ihren Buhlen nehme. Als sie nun hörte, er sei dem Tode verfallen, schnitt sie sich die Haare ab und zog kostbare Mannskleider an und ritt zu dem Palaste, wo ihr Geliebter sein Urteil erleiden sollte. Sie trat ein und grüßte den Richter mit geziemender Ehrerbietung. Alle hielten sie für einen Ritter und der Richter fragte sie, woher sie sei und was für ein Geschäft sie bei ihm habe. Da sagte sie: „Ich bin ein Ritter aus fernen Landen und bin zufällig durch diese Stadt geritten; da ist mir das Geschrei zu Ohren gekommen, daß ein Ritter, der hier unter euch ist, wegen einer Verpflichtung, die er gegen einen Kaufmann auf sich genommen hat, zum Tode verurteilt werden soll, und darum bin ich gekommen, um diesen Ritter vom Tode zu retten.“ Darauf der Richter: „Es ist ein kaiserliches Gesetz, daß der Mensch das leiden muß, wozu er sich mit freiem

Willen verpflichtet hat; wenn jedoch der Kaufmann, mit dem er den Vertrag gemacht hat, deiner Ankunft halber Mitleid mit ihm hätte, so wäre mir das über die Maßen lieb.“ Auf diese Worte hin wandte sich das Fräulein an den Kaufmann und sagte: „Teuerster, was nützt es dir, wenn dieser Ritter, der hier bereit ist, sein Urteil hinzunehmen, getötet wird? Es ist doch besser, du nimmst das Geld, als daß du den Ritter in den Tod treibst.“ Aber der Kaufmann antwortete: „Du sprichst umsonst. Ohne Zweifel habe ich die Gerechtigkeit des Gesetzes für mich: so wie er sich freiwillig verpflichtet hat, so werde ich den Vertrag nach meinem Willen halten, wie es das Gesetz verlangt, und ihm daher keine Gnade erweisen; er ist zu mir gekommen und nicht ich zu ihm.“ Weiter sagte das Fräulein zu dem Kaufmanne: „Ich bitte dich, wieviel soll ich dir geben, daß du meine Bitte erhörest? Als Geschenk von mir will ich dein Geld verdoppeln, und wenn dir das nicht recht ist, so verlange von mir, was du willst, und ich werde dirs geben.“ Aber der Kaufmann sagte: „Habe ich dirs denn nicht deutlich genug gesagt, daß ich meinen Vertrag haben will? Glaub es doch einmal!“ Als das das Fräulein gehört hatte, sagte sie vor allen: „Herr Richter, fället einen gerechten Spruch nach dem, was ich Euch sagen werde. Ihr habt gehört, wie viel ich dem Kaufmanne für das Leben des Ritters geboten habe, aber er hat alles abgelehnt und sucht die Wohltat des Gesetzes und das ist mir ganz lieb. Höret mich also, alle Ihr Herren: Ihr wißt, daß sich der Ritter durch seine Verschreibung niemals zu etwas anderm verpflichtet hat, als daß der Kaufmann das Recht haben soll, ihm das Fleisch von den Knochen zu schneiden; von einem Blutvergießen ist nie ein Wort gesprochen worden. Wenn er nun das Fleisch schneiden kann, ohne Blut zu vergießen, dann möge er sofort Hand an ihn legen; vergießt er aber Blut, dann soll der König wider ihn

walten.“ Da dies der Kaufmann hörte, sagte er: Gebt mir mein Geld und ich verzichte auf meine Ansprüche.“ Aber das Fräulein antwortete: „Nein, sage ich dir, du wirst kein Geld bekommen, weil du, obwohl ich dir so viel geboten habe, wie ich nur konnte, keines genommen, sondern gerufen hast: ‚Ich will meinen Vertrag haben.‘ Leg also Hand an, aber hüte dich, einen Tropfen Blut zu vergießen.“ Also sah sich der Kaufmann überlistet und zog ab, und so war das Leben des Ritters gerettet und er bezahlte nicht einen Heller. Das Fräulein kehrte nach Hause zurück, legte die Kleider ab und zog sich wieder als Weib an. Als dann der verliebte Ritter heimkam, sprang sie ihm entgegen und fragte ihn, als ob sie von nichts wüßte, wie er der Gefahr entronnen sei. Da erzählte er: „O teuerste Dame, die ich über alles liebe, heute hätte ich bald mein Leben verloren. Als ich aber hätte zum Tode verurteilt werden sollen, da trat auf einmal ein Ritter ein, ein schöner Jüngling, sodaß ich einen schönern nie noch gesehn habe, und der hat mich durch seine Klugheit nicht nur vom Tode errettet, sondern auch von jeder Bezahlung freigemacht.“ Nun sagte das Fräulein: „Also bist du undankbar gewesen, daß du den Ritter, der so dein Leben gerettet hat, nicht zum Mahle eingeladen hast.“ Darauf der Ritter: „Plötzlich ist er eingetreten und plötzlich war er weg.“ Und das Fräulein fragte: „Würdest du ihn erkennen, wenn du ihn sähest?“ Er antwortete: „Ja, sehr gut.“ Da ging sie in ihr Gemach und zog sich so an wie früher, als sie in der Verkleidung weggegangen war. Als sie der Ritter sah, erkannte er sie an allem, fiel ihr sofort um den Hals, weinte Freudentränen und sagte: „Gesegnet sei die Stunde, wo ich mit dir zusammengekommen bin!“ Unverzüglich vermählte er sich mit dem Fräulein und sie gaben Gott ihre Seelen in Frömmigkeit zurück.

CXXXIX.

Als Herr Wido, der Zisterzienserabt, der später Kardinal geworden ist, nach Köln geschickt war, um die Wahl Ottos zum Gegenkönige wider Philipp zu bestätigen, hat er dort eine genugsam liebliche und wundersame Geschichte von einer heiligen Einfalt erzählt. Es war, wie er sagte, in dem Gebiete eines mächtigen Edelmannes ein Kloster gelegen, das dieser Tyrann, der weder Gott scheute, noch die Menschen fürchtete, auf vielerlei Art bedrückte: Feldfrüchte, Wein und Vieh nahm er, so viel er wollte, und soviel er wollte, ließ er den Brüdern. Obwohl er dies schon gewohnheitsmäßig und gleichsam als sein Recht betrieb, schwiegen die Mönche dazu, verdrießlich, weil alle ihre Klagen fruchtlos geblieben waren, und voll Furcht, bis er endlich eines Tages den größten Teil ihrer Rinder raubte und sie auf sein Schloß zu treiben befahl. Über die Nachricht davon wurden Abt und Brüder genugsam bestürzt und hielten eifrigst Rat, was da zu tun sei. Es däuchte sie gut, daß einer von ihnen aufs Schloß gehe, der wenigstens ihre Beschwerden vorbringen solle, und sie meinten, am besten wäre es, wenn der Abt ginge. Der Abt aber sagte: „Ich gehe nicht, weil wir durch Ermahnungen bei ihm gar nichts richten, sondern ihn höchstens durch Geld bemeistern." Da sich der Prior und der Kellermeister ebenso entschuldigten, fuhr der Abt fort: „Ist denn gar niemand da, der noch einmal gehn wollte?" Alle schwiegen, bis einer auf Gottes Eingebung scherzweise sagte: „Der Mönch soll gehn", und einen greisen und ganz und gar einfältigen Menschen nannte. Der Mönch wird gerufen und gefragt, ob er aufs Schloß gehen wolle; er gehorcht und wird geschickt. Als er nun Urlaub vom Abte nahm, brachte er aus der großen Einfalt seines Herzens diese Worte heraus: „Vater, wenn mir irgend ein Teil wiedererstattet wird, soll ich das nehmen

oder nicht?“ Und der Abt sagte: „Nimm in Gottes Namen, was du nur bekommen kannst; etwas ist besser als gar nichts.“ Er ging, kam aufs Schloß und überbrachte dem Ritter in einer Rede die Botschaft des Abtes und der Brüder. Und weil die Einfalt des Gerechten nach Job in den Augen der Bösen ein verachtetes Licht ist, so mißachtete und bespöttelte der Tyrann seine Rede und antwortete: „Herr, wartet, bis Ihr gegessen habt, dann werdet Ihr den Bescheid erhalten.“ Zur Mittagsstunde wurde er an den gemeinsamen Tisch gesetzt und ihm wurden dieselben Speisen wie den andern, nämlich Fleisch in reichlicher Menge, vorgesetzt. Eingedenk der Worte seines Abtes und gar nicht daran zweifelnd, daß das Fleisch vom Klostervieh herstammte, aß der heilige Mann mit den andern, so viel er nur konnte, davon weg, damit er nicht ungehorsam sei. Der Schloßherr, der mit seiner Frau ihm gegenüber saß, wunderte sich baß, daß der Mönch Fleisch aß; er rief ihn daher nach dem Mahle beiseite und fragte ihn: „Sagt mir, guter Herr, pflegt Euer Konvent Fleisch zu essen?“ Auf die Antwort: „Mit nichten“ fragte er weiter: „Und wenn sie auf Reisen sind?“ Der Mönch antwortete: „Weder im Kloster, noch außerhalb essen sie Fleisch.“ Und der Herr: „Warum habt denn Ihr heute Fleisch gegessen?“ Darauf der Mönch: „Als mich mein Abt hierhergeschickt hat, hat er mir befohlen, ich solle mich ja nicht weigern, alles zu nehmen, was ich von dem Vieh zurückbekommen könne; weil es nun bei mir feststand, daß das aufgetragene Fleisch von meinem Kloster herrührte, ferner, weil ich fürchtete, ich würde nichts sonst zurückbekommen, als was ich mit den Zähnen packen könne, habe ich aus Gehorsam gegessen, damit ich nicht ganz leer heimkehre.“ Und weil Gott den Einfältigen nicht verwirft und dem Gottlosen nicht die Hände leiht, nämlich gegen ihn, so bewirkt es die Einfalt der Worte des Greises oder vielmehr der heilige Geist,

der aus seinem Munde sprach, daß der Edelmann antwortete: „Erwartet mich hier, ich will mich beraten.“ Und er ging zu seiner Frau, wiederholte ihr die Worte des Greises und setzte hinzu: „Ich fürchte die Strafe Gottes, wenn dieser so einfältige und so fromme Mann von mir eine Weigerung erfährt.“ Ähnlich sprach auch die Frau, die von demselben Geiste entzündet war. Er kehrte also zu dem Greise zurück und sagte: „Guter Vater, wegen Euerer frommen Einfalt, die mich zur Barmherzigkeit bewegt hat, werde ich Euerm Kloster, was noch von dem Vieh daist, wiedererstatten und für die von mir begangene Unbill, soviel ich kann, Genugtung leisten und das Kloster von heute an nicht mehr bedrängen.“ Der Greis sagte ihm Dank, kehrte frohlockend mit dem Raube ins Kloster heim und berichtete dem Abte und den staunenden Brüdern die Rede des Mächtigen. Von dieser Zeit an hatten sie Frieden von ihm, und sie lernten an dem Beispiele, was für eine Gewalt in der Einfalt liegt.

CXL.

Bertolph, Pfalzgraf von Wittelsbach, war ein gar strenger Richter, so, daß er den Dieben auch schon für den Schaden eines Pfennigs das Leben nahm; und sooft er ausging, hängte er sich, wie ich von einem Abte gehört habe, Stricke an den Gürtel, damit die Strafe der Schuldigen keinen Aufschub erleide. Als er sich eines Morgens erhob und nach gewohnter Weise einen Strick an seinen Gürtel hängte, hörte er eine Stimme in den Lüften: „Bertolph, den, der dir beim Ausgange aus dem Schlosse zuerst begegnet, den sollst du an diesem Stricke aufknüpfen.“ Kaum war er, der die Stimme für eine Botschaft Gottes nahm, aus dem Schlosse

getreten, als ihm einer seiner Schultheißen als erster entgegenkam; sein Anblick tat ihm genugsam leid, weil er den Mann liebte, und er sagte zu ihm: „Mir ists leid, daß du mir begegnet bist.“ „Warum?“ „Weil du nun gehängt wirst.“ „Warum soll ich gehängt werden?“ „Das weiß ich nicht,“ sagte der Pfalzgraf, „aber bereite dich zur Beichte und ordne deine Angelegenheiten, weil ich der Stimme Gottes nicht zuwiderhandeln darf.“ Da nun der Schultheiß sah, es gebe keinen Ausweg, sprach er: „Der Herr ist gerecht: viele, die in meinem Hause eingekehrt sind, habe ich umgebracht und vielen ihr Gut geraubt; und dir, mein Herr, bin ich niemals treu gewesen und auch der Armen habe ich nicht geschont.“ Über dieses Geständnis wunderten sich alle, welche es hörten, und erkannten, daß sein Tod Gottes Strafe für seine Verbrechen war. — Weil aber dieser Pfalzgraf mitleidslos richtete, so hat auch er kein Mitleid gesucht und gefunden, als er wegen der Ermordung des Königs Philipp, den er getötet hatte, von dessen Marschall Heinrich niedergemacht worden ist*).

CXLI.

Wenn auch Armut und andere Trübsal gut sind, werden sie doch oft mißbraucht. So lesen wir, daß der Leichnam des heiligen Martins, wann man ihn in feierlichem Umzuge dahintrug, alle Kranken heilte, welche ihm begegneten. Es standen nun vor der Kirche zwei bettelnde Landstreicher, der eine blind, der andere lahm, und die sprachen mit-

*) Der Mörder Philipps von Schwaben war nicht Bertolph, sondern Otto von Wittelsbach; Otto wurde 1209, ein Jahr nach der Ermordung Philipps, von dem Marschall Heinrich von Pappenheim getötet.

einander und sagten: „Sieh, schon wird der Leichnam des heiligen Martins herausgetragen; wenn er uns trifft, so werden wir sofort geheilt werden und niemand wird uns fürderhin mehr Almosen geben, sondern wir werden mit eigenen Händen werken und arbeiten müssen.“ Da sagte der Blinde zum Lahmen: „Steig auf meine Schultern, weil ich stark bin, und du, der du gut siehst, wirst mich leiten.“ Sie taten so, aber als sie fliehen wollten, gerieten sie in die Prozession und konnten in dem Schwarme nicht davon und wurden geheilt wider ihren Willen.

CXLII.

Zu einem Schlächter, der gekochtes Fleisch verkaufte, sagte einer, um einen bessern Kauf zu tun: „Nun sind es schon sieben Jahre, daß ich von niemand sonst Fleisch kaufe als von Euch.“ Baß verwundert antwortete der Schlächter: „So lange schon tust du das und du lebst noch immer?“

CXLIII.

Um die Schlechtigkeit derer, die fürs Begräbnis einen Lohn heischen, zu brandmarken, hat Meister Jakob von Vitry von einem Priester erzählt, der die tote Mutter eines armen Lothringers nicht begraben wollte, außer er bekomme Geld dafür, und das hatte der nicht. Da steckte der Arme den Leichnam seiner Mutter in einen Sack, trug ihn ins Haus des Priesters, legte ihn auf sein Bett und sagte dem Priester, er bringe ihm in dem Sacke als Pfand das Gespinst und

den Garnknäuel, wie es die Mutter gesponnen habe. Da nickte der Priester mit dem Haupte und sagte, in der Meinung, es sei ein großer Knäuel: „Nun habe ich ein gutes Pfand.“ Und sofort ging er mit dem Kreuze und den Pfarrknechten zu dem Hause des besagten Armen, um die Leiche abzuholen. Aber der Arme sagte: „Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, sie zu holen; sie ist schon in Euerm Hause in dem Sacke auf Euerm Bette als Pfand. Ihr mögt sie in die Erde legen oder in Salz, ganz wie es Euch beliebt.“

So war auch ein anderer, arm an Gut, aber reich an Kindern; als ihm ein Knabe starb, wollte den sein Priester nicht begraben außer für Geld, und das hatte er nicht. Da trug er den Leichnam seines Sohnes nach Roche-Scise zum Erzbischofe Renaud von Lyon *) und sagte dem Pförtner, es sei ein Jagdgeschenk, was er seinem Herrn überbringe. Er wurde eingelassen und vorgelassen und legte dem Erzbischofe den Knaben zu Füßen und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Erzbischof begrub den Knaben ehrenvoll, dann aber rief er den Priester vor sich und befahl ihm, ihn für die Mühewaltung, die er als sein Stellvertreter gehabt habe, zu bezahlen; auf diese Weise zog er ein schönes Stück Geld aus ihm heraus.

CXLIV.

In der Gemarkung von Burgund im Kloster des Ordens vom heiligen Benedikt in Clugny wuchs ein Knabe fast von der Wiege an in Unschuld und Einfalt heran. Als er zum Jünglinge herangewachsen war, nahm ihn einmal sein Abt

---

*) Renaud II. (de Forez), Erzbischof von 1193 bis 1226. Roche-Scise, die alte Residenz der Erzbischöfe von Lyon, liegt heute innerhalb der Stadt.

auf eine Reise mit, entweder um ihm eine Erholung zu gönnen oder des Vergnügens halber. Nun mußte der Abt mit seinem Gefolge vor dem Hause eines Schmiedes absteigen, um die Pferde beschlagen zu lassen. Da nahm der Jüngling in seiner Neugierde, weil er derlei noch nie gegesehn hatte, ein glühendes Eisen in die bloße Hand und hob es empor; und dabei verbrannte oder verletzte er sich keineswegs. Ganz erstaunt verehrte der Abt samt allen Anwesenden die Unschuld in dem Jünglinge und sie bewährten die Sache, indem sie ihn wiederholt und öfters so tun ließen. Kurz darauf, als der Abt mit seinen Leuten anderweitig beschäftigt war, trat der Jüngling ins Haus und traf die Gattin des Schmiedes, die ihren Knaben auf den Knien hatte; verwundert, weil er niemals etwas gesehen hatte, was dem Knaben ähnlich gewesen wäre, hatte er seine Lust an ihm. Die Frau, für den Jüngling als einen, der die Sünde noch nicht versucht hatte, entbrannt, fragte ihn, ob er nicht so einen haben wolle, und er antwortete: „Oh, sehr gerne.“ Sofort leitete sie den Unwissenden zum Beischlafe an und versprach ihm, so werde das Kind gemacht. Als dann der Jüngling, seiner Unschuld beraubt, heraustrat, wollte er wie früher das glühende Eisen angreifen; nun aber brannte es ihn und er schrie laut auf. Betroffen und nicht wenig erstaunt ersah der Abt, daß der Jüngling durch eine innerliche Verletzung seiner Seele äußerlich verletzt und der frühern Unschuld, die ihn gegen die Glut gefeit hatte, entkleidet worden war. Nach der Heimkehr ins Kloster forschte er ihn genau aus über seine Handlungen und der Jüngling gestand die Wahrheit in Einfalt; zitternd erschrak er unter vielen Tränen über den Verlust, den er erlitten hatte.

CXLV.

Die folgende Wundergeschichte . . . . . . pflegt Herr Bernhard von Lippe, früher Abt, jetzt Bischof in Livland, zu erzählen. „Ich habe“, sagt er, „im Bistume Utrecht einen Fischer gekannt, der mit einem Frauenzimmer längere Zeit Hurerei getrieben hatte. Weil nun sein sündiges Tun allzu verschrien war, fürchtete er, er werde bei dem bevorstehenden Gerichte angeklagt werden, und sagte im Selbstgespräche: Was wirst du jetzt tun, Elender? Wenn du bei Gericht der Hurerei angeklagt wirst und gestehst, dann wirst du sofort gezwungen, sie zu heiraten; leugnest du, so wirst du mit dem glühenden Eisen überwiesen und die Beschämung ist noch ärger. Unverzüglich ging er, wie sich später ergab, mehr aus Furcht vor der Strafe, als aus Liebe zur Gerechtigkeit, zu einem Priester, beichtete seine Sünde, bat um Rat und fand Rat: ‚Wenn du‘, sagte der Priester, ‚den festen Vorsatz hast, nicht mehr mit ihr zu sündigen, so kannst du ruhig das glühende Eisen tragen und die Sünde ableugnen, und ich hoffe, daß dich die Tugend der Beichte lösen wird.‘ Und so geschah es auch zum größten Erstaunen aller derer, denen seine Hurerei bekannt war. Siehe, durch die Macht Gottes hat dieses Feuer . . . gegen seine Natur seine Kraft gemildert; aber wunderbarer noch ist es, daß, wie du im folgenden hören wirst, das Wasser gegen seine Natur glühend geworden ist. Was weiter? Der Mann wird ledig zugesprochen. Mehrere Tage später schiffte er, um seinem Geschäfte nachzugehn, mit einem andern Fischer auf dem Flusse; als sie nun das Haus des genannten Weibes sahen, sagte sein Begleiter zu ihm: ‚Ich bin baß verwundert, daß dich bei Gericht das Feuer nicht gebrannt hat, wo doch deine Sünde so offenbar war.‘ Da stieß er, indem er sich der ihm gewordenen Gnade unbillig rühmte — unbillig deshalb, weil er schon wieder den Vor-

satz, mit ihr zu huren, gefaßt hatte — die Hand in das Wasser des Flusses und sagte: ‚Schau, so viel hat mir das Feuer geschadet.‘ Aber die wundersame Gerechtigkeit Gottes, die den Reuigen voll Erbarmen bewahrt hat, sie bestraft gerecht und wunderbar den Rückfälligen: Kaum hat er das Wasser berührt, so wird ihm das Wasser zum glühenden Eisen, und als er die Hand mit einem wilden Schrei zurückreißt, läßt er die Haut im Wasser. Jetzt erzählte er in später Reue alles seinem Gesellen.“

CXLVI.

Konrad, der Propst von St. Severin in Köln, war auch der Propst von Xanten. Als er einmal auf der Fahrt nach Xanten die Hände außerhalb des Schiffes im Flusse wusch, glitt ihm ein Ring, ein sehr wertvoller, vom Finger und fiel in den Rhein. Im folgenden Jahre reiste er, wieder zu Schiff, nach derselben Stadt; an dem Orte, wo er den Ring verloren hatte, begegneten ihm Fischer und die fragte er, ob sie etwa gefangene Fische hätten. Sie antworteten: „Wir haben einen Lachs, aber der gehört dem Propste von Xanten und daher wagen wir ihn nicht zu verkaufen.“ Weil man ihnen aber sagte: „Seht, der Propst ist da“, übergaben sie ihm den Fisch. Als ihn nun der Koch ausweidete, fand er den genannten Ring in seinem Innern. Da er ihn weder verhehlen konnte, noch wollte, zeigte er ihn dem Propste und der erkannte ihn sofort und nahm ihn nicht ohne großes Staunen hin.

CXLVII.

In Prüm war ein Domherr, Johannes mit Namen, ein schriftbewanderter Mann, aber leichtfertig und wollüstig. Dem hatte — so wird von ihm erzählt und so habe ich es von dem Abte des Klosters gehört — eine Frau versprochen, in derundder Nacht zu ihm zu kommen. In der bestimmten Nacht kam nun nicht sie, sondern in ihrer Gestalt und mit einer der ihren ähnlichen Stimme der Teufel und stieg in das Bett des Geistlichen; der, im Glauben, es sei die ihm wohlbekannte Frau, erkannte sie. Als er dann am Morgen beim Aufstehn den Teufel, den er für die Frau hielt, zum Fortgehn mahnte, fragte ihn der: „Mit wem glaubst du denn, hast du heute Nacht gelegen?“ Und auf seine Antwort: „Mit derundder Frau“ versetzte der Teufel: „O nein, sondern mit dem Teufel.“ Darauf entgegnete Johannes, wunderlich wie er war, mit einer so wunderlichen Rede, daß ich mich sie zu wiederholen schäme, und verspottete den Teufel, ohne sich aus der Sache etwas zu machen.

CLXVIII.

Es wälzte sich einer im Bette herum, ohne Schlaf finden zu können; auf die Frage der Gattin um die Ursache seiner Ruhelosigkeit antwortete er, er habe darüber nachgedacht, wie er mit seinem Hab und Gut dieses Jahr überstehn werde, und daß er genug habe fürs ganze Jahr, ausgenommen einen Tag, „und daher“, sagte er, „bin ich bekümmert, wie ich diesen Tag überstehn werde.“ Die Tröstungen der Frau beruhigten ihn nicht, aber endlich sagte er: „Ich habe einen guten Ausweg gefunden: ich werde mich nämlich für einen Tag tot stellen und du wirst

mich in die Halle legen und bedecken und so werde ich an diesem Tage nichts essen und ebenso du und das Gesinde nicht aus Schmerz und Kümmernis, und auf diese Weise sparend, werden wir über diesen Tag hinauskommen und für den Rest des Jahres genug haben." So taten sie denn und die Gattin stellte sich, als das Gesinde vom Felde heimkehrte, unter die Tür und weinte, und sie sagte, sie weine über den Tod ihres Mannes. Nachdem sie über den Leichnam ein Vaterunser gesprochen hatten, sagte einer: „Ob er gleich tot ist, essen müssen wir!" „Heute", antwortete die Frau, „werdet ihr nicht essen, wo wir doch diesen Kummer haben und die Anstalten fürs Leichenbegängnis treffen müssen." Aber die Stimme des Gesindes war stärker. Als dann die Leute aßen, hob der Elende, der da hören mußte, daß ihm seine Vorsicht nichts genützt hatte, den Kopf etwas vom Pfühl. Das sah ein Knecht, packte in dem Glauben, daß etwa der Teufel den Leichnam quäle, ein Beil oder einen Knüttel und schlug ihm die Hirnschale ein. Die Frau schrie, er habe ihren Mann umgebracht, aber der Knecht sagte: „O nein; aber ich habe den Teufel aus dem Leibe deines Mannes ausgetrieben."

CXLIX.

Ich habe gehört von einer Frau in der Diözese von Artois, deren Gatte eine andere liebte; darum behandelte er sie schlecht, während er die Buhlerin reichlich beschenkte. Da der Frau sonst nichts übrig blieb, weinte sie oft vor dem Bilde der heiligen Maria und klagte der heiligen Maria, daß ihr die Hure den Gatten wegnehme. Eines Tages nun, als sie vor dem Bilde viel geweint hatte und

nach langem Wachen eingeschlafen war, schien es ihr, als ob ihr das Bild antwortete: „Ich kann dich an diesem Weibe nicht rächen; denn obgleich sie eine große Sünderin ist, so beugt sie doch hundertmal im Tage die Knie vor mir mit den Worten: ‚Gegrüßt seist du, Maria.‘ Wieder wach geworden, ging sie gar traurig hinweg. Da begegnete sie einmal diesem Weibe und sie sagte zu ihr: „O du elende Hure, warum hast du mir meinen Mann weggenommen? Ich habe über dich bei der heiligen Jungfrau geklagt, aber du hast sie dadurch, daß du sie tagtäglich hundertmal mit deinem unreinen Munde grüßt, so bezaubert, daß sie mir deinetwegen mein Recht nicht tun will, sondern mir gesagt hat, sie könne mich nicht an dir rächen, weil du hundertmal am Tage vor ihr die Knie beugest; aber ich werde mich bei ihrem Sohne beschweren, der wird es mir nicht an Gerechtigkeit mangeln lassen, sondern an dir Rache nehmen.“ Die Ehebrecherin, die so erkannte, daß die heilige Maria, die sie, obwohl eine Sünderin, doch verehrt hatte, für den ihr gewidmeten Dienst von der Rache abstand, stürzte ganz zerknirscht der Frau zu Füßen und versprach Gott und ihr, künftighin nicht mehr mit ihrem Manne zu sündigen. So hat die heilige Maria Friede zwischen ihnen gestiftet und der Frau durch die schönste Art der Rache Genüge getan.

CL.

Der kleine Moses warf, wie die Hebräer sagen, die Krone, die ihm Pharao aufs Haupt gesetzt hatte, auf die Erde, weil er daran das Bild Jupiters gesehn hatte; und Pharao wollte ihn töten, weil ihm die ägyptischen Weisen sagten, dieser Knabe werde Ägypten verderben. Aber es

befreite ihn einer, indem er sagte: „Sehn wir, ob er es nicht aus kindlicher Einfalt getan hat!“ Als man dann glühende Kohlen brachte, nahm sie Moses in seinen Mund und verletzte seine Zunge, sodaß seine Zunge ungeschickt wurde zum Sprechen . . . .

CLI.

Ein Kaufmann, der nach Paris kam, übergab einem Bürger, der ein Gevatter des Königs Philipp war, einen Sack voll Gold und Silber zur Aufbewahrung; als er dann zurückkam und sein Eigentum verlangte, leugnete der Bürger und sagte, er habe ihn niemals gesehn. Der Kaufmann klagte die Sache dem Könige. Betroffen darüber hieß der König den Kaufmann sich in einem Gemache verbergen; dann ließ er den Bürger rufen. Er empfing ihn gütig und unterhielt sich mit ihm freundschaftlich über mancherlei Dinge. Da er bei ihm einen Ring wahrnahm, den ihm der Bürger oft angeboten hatte, sagte er: „Gevatter, habt Ihr Euern Ring noch?“ Darauf der: „Herr, oft schon habe ich ihn Euch angeboten und jetzt noch bitte ich Euch, Ihr möget ihn annehmen.“ Der König nahm ihn und schickte heimlich zur Gattin des Bürgers um den Sack mit Geld, wobei der Ring als Beglaubigung diente; als er dann den Sack erhalten hatte, ließ er den Kaufmann holen. Dieser klagte über den Bürger und der Bürger leugnete alles; da brachte der König den Sack hervor. Und er verbannte den unredlichen Mann aus seinem Reiche.

CLII.

Als ein Narr, Lobelin mit Namen, mit einem neuen Leibrocke bekleidet war, kannte er sich selbst nicht und fragte alle, welche ihm begegneten, ob sie nicht Lobelin gesehn hätten.

CLIII.

Ein Besessener lachte, während er über den Markt ging, dreimal. Das erste Mal lachte er, weil er sah, wie ein Mann Schuhe und Lederflecke kaufte; da sagte er: „Der wird heute sterben und kauft derlei!“ Das zweite Mal lachte er, weil er sah, wie ein Vogt einen, der eine Kleinigkeit gestohlen hatte, zum Galgen führte; da sagte er: „Ich wundere mich und es ist wunderbar, daß ein großer Dieb einen kleinen zum Galgen führt.“ Das dritte Mal sah er, wie ein Priester, der hinter der Leiche eines Knaben herging, sang, während der Bauer weinte, wo doch der Priester, dessen Sohn der Knabe war, hätte weinen sollen und der Bauer, der von der großen Last befreit war, lachen.

CLIV.

Von den Freuden des Himmels liest man das Exempel, daß einmal ein frommer Mönch Gott gebeten hat, ihm etwas von der Süßigkeit der himmlichen Freuden zu enthüllen. Als er nun eines Tages im Gebete war, hörte er in seiner Nähe ein kleines Vöglein singen. Da erhob er sich vom Gebete, um das Vöglein zu fangen; aber es flog vor ihm her bis zu einem Walde, der nicht weit vom Kloster war,

und dort saß es auf einem Baume nieder. Und er stand unter dem Baume und hörte dem Gesange des Vögleins zu. Endlich aber entflog es und er ging zurück zum Kloster in der Meinung, er habe kaum ein oder zwei Stunden unter dem Baume gestanden. Als er jedoch zum Kloster kam, fand er die Pforte mit Steinen vermauert und sah, daß eine andere Pforte an einer andern Seite des Klosters gemacht worden war. Und er ging hin und klopfte an. Und der Pförtner fragte ihn, woher er komme und wer er sei und was er wolle. Er antwortete: „Ich bin erst vor kurzem aus dem Kloster gegangen und komme nun zurück; aber das Kloster ist verändert.“ Da ging der Pförtner hin und meldete es dem Abte und der Abt kam zur Pforte und fragte ihn, wer er sei und woher er komme. Er antwortete: „Ich bin ein Bruder dieses Klosters und bin vor einer Weile in den Wald gegangen und bin wieder zurückgekehrt, aber ich kenne niemand und mich kennt niemand.“ Da fragten ihn der Abt und die Ältesten des Klosters um den Namen des Abtes, der dem Kloster damals, als er weggegangen sei, vorgestanden habe. Und sie suchten in den Chroniken nach und fanden, daß er aus dem Kloster dreihundertundvierzig Jahre fortgewesen war. Und das ist das Große dabei, daß er durch diese ganze Zeit vor der Süßigkeit des Gesanges jenes Vögleins oder Engels weder Kälte noch Hitze verspürt und weder gehungert noch gedürstet hat. Wie wird es erst werden, wenn wir in den Himmel eingehn und den Gesang der neun Chöre der Engel vernehmen werden!

Anmerkungen.



I. Nach Th. Wright, *A Selection of Latin stories from manuscripts of the thirteenth and fourteenth centuries*, London, 1842, 1, n° 1.

Die Erzählung hat einige Ähnlichkeit mit der 111. der *Gesta Romanorum*, die auf die Mythe von Merkur und Argus zurückgeht (hg. von Österley, 451 und 730).

Auffallend ist die Übereinstimmung mit der 5. der 3. Nacht in Straparolas *Piacevoli notti*, deren Argument (nach der Ausgabe Venezia, 1586) lautet: *Isotta, moglie di Lucaferro de gli Albani da Bergamo, credendo con astutia gabbare Trauaglino, vaccaro d'Emiliano suo fratello, per farlo parer bugiardo, perdè il poder del marito e torna a casa con la testa di un toro dalle corna dorate tutta vergognata* (vgl. G. Rua im *Giornale storico della letteratura italiana*, XVI, 234 und desselben *Le ‚Piacevoli notti' di Messer Gian Francesco Straparola,* 1898, 26 ff.).

Ähnliche Geschichten sind noch heute im Volksmunde Italiens lebendig: vgl. Gonzenbach, *Sicilianische Märchen*, 1870, n° 8 *Bauer Wahrhaft,* Pitrè, *Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani,* 1875, II, n° 78 *Lu Zu Viritati* und Imbriani, *XII conti pomiglianesi,* 1877, n° 1 *Giuseppe 'A Veretà,* diese letzte Version übersetzt bei Crane, *Italian popular tales,* 1885, 184.

Den Nachweisungen Österleys und denen Köhlers (zu Gonzenbach, n° 8) wäre noch anzufügen Keller, *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert,* 1853, I, 351, n° 46, ferner Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes,* Liège, 1892 ff., VIII, 166.

II. Nach Jacques de Vitry, *The Exempla or illustrative stories from the sermones vulgares,* ed. by Th. F. Crane, London, 1890, 22, n° 56.

Reichliche Nachweisungen zum Vorkommen dieses Schwankstoffes, dessen bekannteste Version die 230. Facetie Poggios

ist, geben Noël im *Poggii Florentini Facetiarum libellus unicus*, London, 1798, II, 220 ff., Österley zu Paulis *Schimpf und Ernst*, 1866, n° 576, Chr. Waas zu Boners *Edelstein*, n° 82 (*Die Quellen der Beispiele Boners*, 1897, 57), Crane zu Vitry, n° 56 und Bolte zu Wickrams *Rollwagenbüchlein*, 1903, n° 63. Hinzuzufügen wären noch *Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger*, Zürich, 1757, 196, n° 82 und Melander, *Iocoseria*, Deutsche Ausgabe (*Schimpff vnd Ernst*) Lich, 1605, I, 252, n° 257 und 285, n° 282.

Im *Decameron*, g. 8, n. 2, heifst es vom Pfaffen von Varlungo: „E quanto la sentiva, isforzandosi ben di mostrarsi un gran maestro di canto, pareva un asino, che ragghiasse . . .“

III. Nach J. de Vitry, 56, n° 123 = Wright, 47, n° 48.

Parallelen geben Crane zu Vitry und Österley zu Pauli, n° 368. Vgl. noch Melander, deutsch, I, 233, n° 241 *Von Carolo König in Franckreich*.

IV. Nach Étienne de Bourbon, *Anecdotes historiques, légendes et apologues*, publiés par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, 403, n° 468.

Diese Erzählung scheint die direkte Quelle der 56. Novelle der *Cent nouvelles nouvelles* zu sein, mit der sie mehr Ähnlichkeit hat als das Fabliau *Du prestre et du leu* (Montaiglon - Raynaud, *Recueil général et complet des Fabliaux*, VI, 1890, 51, n° 145). Nachweisungen über das Vorkommen des Stoffes gibt Bolte zu Wickram, n° 46. Unrichtig ist es jedoch, dafs Kirchhof (*Wendunmuth*, 2, n° 87) den *Cent nouvelles nouvelles* nacherzählt hätte. Kirchhofs Quelle war vielmehr die 51. Novelle der *Ioyeuses Aventures et facetieuses Narrations, recueillies de plusieurs auteurs tant anciens que modernes*, Lyon, Gabriel Cotier, 1556. Die Novelle, die auf S. 194 beginnt, hat das Argument: *D'un gentilhomme qui print sa femme et son amy le Curé avecques sa chambriere et un loup au piege. Tous lesquels il brulla dedans; et de la remission qu'en eut le gentilhomme.*

Kirchhof hat aus den *Ioyeuses Aventures* 34, vielleicht 35 Erzählungen übernommen; an zwei Stellen, 2, n° 81 *) und

*) „Wie denn auch ein büchlein, les joyeuses aventures etc. intituliret und in anno 56 zu Leon gedruckt, darauß ich mehr denn eine dieser historien verteutscht, außkommen ist“.

3, n° 246*) nennt er sie als seine Quelle. Wie sehr Kirchhof von seiner Vorlage abhängt, zeigt die folgende Gegenüberstellung:

„Depuis le gentilhomme se retira par devers le Roy; et apres avoir donne le faict à entendre à son advantaige, il obtint remission du crime. Encores disoyent aucuns, que l'on avoit deu mettre en la remission, qu'il n'y avoit dommage que pour le pauvre loup, qui n'estoit coulpable du faict et si en fut bruslé."

„Selbigen tags auch nam der edelman seinen weg gerichts nach dem könig, gab dem allen verlauffenen handel und ursach dieses mords zu erkennen, flählichst bittend ihm zu verzeihen; und der könig liefs seine bitt stattfinden, und war mit ihm wohl zufrieden. Allein sagt er, dem wolff were, in ansehen, dafs er wie der priester kein excefs begangen, doch gleich straff hett empfangen, zu kurtz geschehen, und nit dilation, sich zu verantworten, geben were."

Die *Ioyeuses Aventures* von 1556 sind nichts als ein in einigen Stücken veränderter Neudruck des *Recueil des Plaisantes et facetieuses nouvelles,* Lyon, Eustace Barricat, 1555: 6 Novellen aus dem *Recueil* sind weggelassen worden, 4 andere hinzugetreten; das *Recueil* enthält 109, die *Ioyeuses Aventures* 107 Novellen. Ich vermute, zunächst noch mit Vorbehalt, dafs beide Sammlungen auf De la Motte-Roullant, *Les facetieux devitz des cent et six nouvelles*, Paris, 1549 beruhen, ebenso wie die spätern, 58 gezählte, in Wirklichkeit aber 59 Novellen enthaltenden Ausgaben der *Ioyeuses Aventures et nouvelles recreations*, Paris, Nic. Bonfons, 1577, Lyon, Ben. Rigaud, 1582**) usw.

Unsere, die 51. Novelle der *Ioyeuses Aventures* von 1556 steht im *Recueil* . . ., 1555 als Novelle 48 auf S. 166.

---

*) „. . . mit ihren selbst eygenen büchlein in frantzösischer sprach, sonderlich eines, dessen hierin mehr gedacht, zu Leon in anno 56 publicirt, zu bezeugen . . . Auß welchem ietzt gemelten büchlein viel historien . . . in hochteutsch, doch züchtiger ohren allzeit verschonet, transferirt. Mehrertheyls solchs büchleins inserirt capitel von so groben vielen unbeschnitten zotten erfüllet, daß ich sie billich überschritten und an ihrem ort stehen gelaßen."

**) Österley sagt in seiner Ausgabe von Kirchhofs *Wendunmuth*, V, 18, dafs Kirchhof die *Ioyeuses Aventures* nach seinen eignen Worten reichlich ausgezogen habe, und bedauert, dafs ihm das Buch nicht zugänglich geworden sei; weiter bemerkt er, dafs es auch von Barbazan und Le Roux häufig angezogen werde. Das ist ein Irrtum. Barbazan und Le Roux kannten nur die

V. Nach Ét. de Bourbon, 405, n° 470.

Eine grofse Ähnlichkeit besteht mit dem sicherlich jüngern Fabliau *Du prestre qui fu mis au lardier* (Montaiglon - Raynaud, II, 24, n° 32). In unserer Fassung fehlt eine Erklärung, wieso der im Kasten steckende Priester seinen Freund von seiner Notlage hat verständigen können; im Fabliau hingegen erkennt der Priester, während er im Kasten steckend auf den Markt geführt wird, durch einen Spalt im Kasten seinen eben daherkommenden Bruder, einen Pfarrer eines Nachbardorfes, und ruft heraus „*Frater, pro Deo, delibera me!*“ Da also der Kasten lateinisch sprechen kann, wird er teuerer und wird endlich um 20 Pfund verkauft. Vgl. meine Noten zur 73. Novelle Morlinis (*Die Novellen Girolamo Morlinis*, hg. v. A. Wesselski, München, S. 316).

Über eine andere, grausamere Rache, zu deren Befriedigung ebenfalls ein Kasten dienen mufs, werde ich zur 4. Novelle Firenzuolas handeln.

VI. Nach Wright, 22, n° 21 = Bromyard, *Summa praedicantium*, F, 5, 18 (Ausg. Basileae, ca. 1480 = Hain 3993).

Nachweisungen geben Dunlop - Liebrecht in der *Geschichte der Prosadichtungen*, 1851, 415, Liebrecht im *Orient und Occident*, III, 377, Österley zu *Gesta*, n° 45, Köhler zu Zambrini, *Libro di Novelle antiche*, n° 28 in den *Kleinern Schriften*, II, 562, Lecoy de la Marche zu Ét. de Bourbon, n° 160 (= *Speculum morale*, 3, 10, 25, 1490 D) und P. Meyer bei Nicole Bozon, *Les contes moralisés*, 251 ff. Über Bilder, die den Stoff behandeln vgl. A. L. Stiefel in Herrigs *Archiv*, XCV, 95 ff.

Clouston führt in den *Popular tales and fictions*, 1887, I, 14 eine Geschichte aus dem Talmud als Quelle an:

„A man overheard his wife telling her daughter that though she had ten sons, only one of them could fairly claim her husband as his father. After the father's death it was found that he had bequeathed all his property to one son, but the testament did not mention his name. The question therefore arose, which of the ten was intended. So they came one and all to Rabbi

---

mit der Ausgabe von 1577 identische Ausgabe von 1582, die um 48 Stücke, darunter 22 von Kirchhof benutzte, weniger enthält, als die von 1556. Vgl. im übrigen meine Ausführungen zur 2. Novelle Firenzuolas. Genauer denke ich über diese Serie von Novellensammlungen später zu handeln.

Benaah, and asked him to arbitrate between them. ‚Go', said he to them, ‚and beat at your father's grave until he rises to tell you to which of you he had left his property.' All except one did so, and he, because by so doing he showed most respect for his father's memory, was presumed to be the one on whom the father had fixed his affection. He was accordingly supposed to be the one intended, and the others were therefore excluded from the patrimony." *)

Vgl. auch Wünsche, *Der babylonische Talmud in seinen haggadischen Bestandtheilen*, II, 2, 1888, 164 ff.

VII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 5, S. 203 der Ausgabe Frankfurt, 1602.

Bromyard, H, 4, 9.

Vgl. das 13. Kap. des *Conde Lucanor*, Ausg. Vigo, 1898, 110: *De lo que conteció á un dean de Santiago con don Illan el mágico, que morava en Toledo;* dazu Dunlop-Liebrecht, S. 501, wo u. a. Grimm, *KHM*, n° 19 angezogen wird.

Auf der Erzählung des *Conde Lucanor* beruht die 8. der *Contes Orientaux (Le Doyen de Bajadoz, Conte moral, tiré de l'Espagnol)* in den *Apologues et Contes Orientaux* des Abbé Blanchet, Paris, 1784, 121 ff., übersetzt von K. Müchler, *Kl. Märchen a. d. Morgenlande*, 1802, 353 ff. *(Der Dechant von Bajadoz).*

Andere ältere Parallelen findet man bei Waas, *Die Quellen der Beispiele Boners*, 64 zu n° 94; vgl. auch Köhler, *Kl. Schriften*, II, 212 und Chauvin, II, 151, IV, 144, VII, 107 und VIII, 113.

VIII. Nach J. de Vitry, 80, n° 191.

Andere Versionen sind das Fabliau *Du vilain asnier* (Montaiglon-Raynaud, V, 40, n° 114, dazu Bédier, *Les Fabliaux*, 2[e] éd., 1895, 474), die Parabel *De rustico nutrito in fimo stabuli* von Odo von Ceritona (Hervieux, *Les Fabulistes latins*, IV, 1896, 283, n° 47) und ein Exempel im *Speculum morale*, l. 3, p. 1, d. 10 (*Bibliotheca mundi*, Duaci, 1624, 908 D); diese 3 Versionen sind in Montpellier lokalisiert. Ferner Wright, 84, n° 99, Tünger, *Facetiae*, n° 14 (hg. von A. v. Keller, 1874, 23), Hans Sachsens Meistergesang *Der pauer mit dem rosdreck vor der apodecken*

---

*) Hershon, *Talmudic Miscellany*, 142, p. 29.

(*Schwänke*, hg. v. Goetze und Drescher, IV, 487, n° 573), desselben Fastnachtsspiel *Der pauer mit dem saffran* (*Sämmtliche Fastnachtspiele*, hg. v. Goetze, VII, 59, n° 79), Bernhard Hertzog, *Schiltwacht*, Magdeburg o. J., Bl. Gv[b] ff. *Ein Bawer wird für der Apotecken schwach* (vgl. Bolte in Montanus *Schwankbücher*, 1899, 648, n° 48) und Melander, *Iocoseria*, I, n° 304 *De Opilione quodam et Pharmacopola* (Lichae, 1604, 238), ins Deutsche übersetzt in der zitierten Ausgabe *Schimpff vnd Ernst*, Lich, 1605, II, 70, n° 58 *Von einem Schefer vnd Apotecker*.

Goedeke vergleicht im *Orient und Occident*, II, 260 mit unserm Exempel eine Erzählung in Dschelaleddin Rumis *Mesnewi* (geschrieben 1263, gedruckt Kairo, 1835, IV, 31 ff., n° 10—11): Ein Gerber kommt auf dem Markte der Spezereihändler durch den Geruch des Moschus von Sinnen, worauf ihn sein Bruder durch den Geruch von Hundemist wieder zu sich bringt.

IX. Nach J. de Vitry, 86, n° 206.

Ét. de Bourbon, 203, n° 239 = *Speculum morale*, 3, 1, 3, 869 D.

X. Nach Caesarius v. Heisterbach, *Dialogus miraculorum*, 4, 102, Ausgabe Antwerpen, 1605, S. 258 = Johann Herolt, *Promptuarium exemplorum*, L, n° 34 (Argentinae, 1483).

Vgl. Ét. de Bourbon, 194, n° 223 = *Speculum morale*, 3, 1, 6, 884 C.

XI. Nach Ét. de Bourbon, 145, n° 168.

Diese Version der Legende von Robert dem Teufel unterscheidet sich von der in Uhlands *Schriften zur Dichtung und Sage*, 1865 ff., VII, 657 ff. nach einem alten französischen Volksbuche erzählten Form dadurch, dafs Robert die Prinzessin nicht heiratet, sondern fortan das Leben eines Einsiedlers führt; sie nähert sich viel mehr der ältesten metrischen Bearbeitung der Legende. Vgl. dazu Edeléstand du Meril, *Études d'histoire littéraire*, 1862, 280 ff., Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 1879, 106 und Tardel, *Die Sage von Robert dem Teufel*, 1900.

Empfängnis nach langer Unfruchtbarkeit: Zachariae in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XVII, 193; Chauvin, V, 43; vgl. ferner unten die n° 49 und 77.

Kind dem Teufel versprochen: Cosquin, *Contes populaires de Lorraine* (1886), I, 68, 80, 144 ff. und 164; Köhler, *Kl. Schriften*, I, 309 ff.; Chauvin, V, 176.

Dreimaliger Sieg: Cosquin, I, 22, II, 95 ff.; Köhler zu Gonzenbach, II, 246.

Betrüger gibt sich für den Helden aus: Cosquin, I, 73 ff., 144 ff., II, 94 ff.; Köhler, *Kl. Schriften*, I, 176 ff., 192, 194 und 304; derselbe zu Gonzenbach, II, 230; Köhler-Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, VI, 75.

Vorweisen des Speereisens: Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 67 und 71; Cosquin, I, 144 ff.

XII. Nach dem *Speculum morale*, 12, 6, 9, 1396 D:

„Item in confusionem malarum mulierum dicebat idem magister Iac., quod quaedam erat meretrix pulchra et iuvenis, quae cum nullo volebat pro pecunia accumbere, nisi daret ei cum pretio cultellum unum; quos sibi datos conservabat. Cum autem facta esset vetula et contemnerent eam amatores, dabat eis cultellos sibi prius datos. Unde de talibus dicitur, quae dant pretium amatoribus suis, quod reddunt cultellos."

Dieses Exempel stimmt zu einer Erzählung im Traktate *Les quatre tems d'aage d'ome* von Philippe de Navarre oder de Novaire (herausgegeben von M. de Freville, Paris, 1880, 89 ff.; sie ist auch vorher gedruckt bei C. Beugnot, *Notice sur la vie et sur les écrits de Philippe de Navarre* in der *Bibliothèque de l'École des Chartes*, II, 28 ff.); P. Meyer bespricht sie in der *Romania*, XIII, 595 ff., ohne dafs er die Quelle Philipps angeben könnte. Philipp hat nun, so wie der Kompilator des *Speculum morale*, eine der vielen unter dem Namen Jakobs von Vitry umlaufenden Geschichten benutzt*), auf der, mittelbar oder unmittelbar, auch eine italiänische Novelle des 14. Jahrhundert *Origine del proverbio:* Tu farai come colei che renderai i coltellini beruht, zuerst gedruckt im *Catalogo della scelta di curiosità letterarie inedite orare*, Bologna, 1867, 33; vgl. Papanti, *Catalogo dei Novellieri italiani in prosa*, 1871, II, 45.

---

*) Crane in der Einleitung zu Jac. de Vitry, LI: „There was undoubtedly . . . a large mass of stories in circulation attributed to Jacques de Vitry, and some of them may have been told by him in his sermons while preaching the Crusade in France, and have been noted or remembered by his hearers."

Bei Straparola, der ebenfalls den Stoff bearbeitet hat, sind aus den Messern Schuhe geworden; das Argument der 5. Nov. der 5. Nacht lautet: *Madonna Modesta, moglie di M. Tristano Zanchetto, acquista nella sua gioventù con diversi amanti gran copia di scarpe; dopò alla vecchiezza pervenuta, quelle con famigli, bastasi et altre vilissime persone dispensa.*

Zu dem Sprichworte gibt Rua im *Giornale storico,* XVI, 248 noch einige Nachweisungen.

XIII. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 44, S. 290.

Bearbeitet in Johann Sommers *Emplastrum Cornelianum,* 1605, n° 99; zu allen hier zitierten Stücken der *Mensa philosophica,* die Sommer bearbeitet hat, vergleiche meine Ausführungen im *Euphorion,* XV, 1 ff.

Eine mit dieser ganz auffallend übereinstimmende Volkserzählung aus Ostpreufsen hat Liebrecht, ohne dafs er die *Mensa philosophica* gekannt hätte, in *Am Ur-Quell,* I, 204 mitgeteilt.

XIV. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 17, S. 228.

Vgl. meine Noten zur 61. Novelle Morlinis.

XV. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 44, S. 289.

Sommer, n° 98.

XVI. Nach Caesarius von Heisterbach, 2, 11, S. 69 = *Sermones discipuli de tempore,* sermo 43, Q (Argentinae, 1483) = *Magnum speculum exemplorum* (1. Ausg. 1481), Duaci, 1614, 179, n° 5.

XVII. Nach Ét. de Bourbon, 414, n° 481 = *Speculum morale,* 3, 8, 2, 1358 B.

Henri Estienne erzählt in der *Apologie pour Hérodote,* 18, 6, Ausg. A la Haye, 1735, I, 415 eine ähnliche Geschichte von einem savoyischen Edelmanne, dem Monsieur d'Avenchi, und zwei Mönchen:

„Ayant receu ces deux cordeliers en son chasteau et leur ayant faict bonne chere, leur dict, que pour parachever le bon traitement il leur vouloit donner des garses, à chacun la sienne. Dequoy eux ayans faict refus au commencement, il les pria de se monstrer privez en son endroit, d'autant qu'il consideroit bien, qu'ils estoyent hommes comme les autres; et en fin les enferma ensemble en une chambre, ou les retournant trouver au bout d'une heure, ou environ, leur demanda, comment ils s'estoyent portez en leur nouveau mesnage. Et ayant entendu qu'ils avoyent faict execution, „Comment, meschans hypocrites," dict-il, „est-ce ainsi, que vous surmontez la tentation?" Et la dessus furent ces povres cordeliers despouillez nus, comme quand ils vindrent du ventre de leurs meres, et apres avoir esté tant fouettez, que les bras de monsieur et de ses valets pouvoyent porter, furent renvoyez ainsi nus, pour leur apprendre à combatre un' autrefois plus vaillament à tentation, ou ne s'en mesler point. Or si cela leur estoit bien employé ou non, j'en laisse la decision au prochain concile."

Zu unserer n° 81 leitet eine Erzählung bei Grünbaum, *Jüdischdeutsche Chrestomathie,* 1882, 450 hinüber, wo ein christlicher König elf jüdischen Weisen die Wahl läfst, entweder Wein zu trinken oder Schweinefleisch zu essen oder fremde Frauen zu beschlafen; sie wählen das erste und begehn so auch die beiden andern Sünden (vgl. Köhler, I, 583).

XVIII. Nach J. de Vitry, 103, n° 246 = Wright, 18, n° 17.

Aufser den zu J. de Vitry von Crane gegebenen Nachweisen vgl. noch Odo v. Ceritona bei Hervieux, IV, 290, n° 66, 291 n° 68 und 367, n° 9, *Speculum morale,* 2, 3, 3, 822 A und Bozon, 271 zu n° 97.

XIX. Nach Wright, 15, n° 12.

Die bekannteste Version dieses Stoffes ist die 38. Novelle der *Cent nouvelles nouvelles*, danach *Recueil des Plaisantes et facetieuses nouvelles,* 1555, 136, n° 35: *D'une bonne cautelle, que trouva un Escollier, pour jouyr de sa dame bien aymée malgre du mary jaloux* = *Ioyeuses Aventures*, 1556, 165, n° 39 = 1577, Bl. 75ª, n° 28. Vgl. meine Ausführungen zu Sommer, n° 78.

XX. Nach J. de Vitry, 85, n° 205.

Siehe Cranes Noten, der auch Hebels *Ein Wort giebt das andere* (*Schatzkästlein*, 1811, 175) heranzieht; dazu vgl. die Arbeit H. Varnhagens in der Beilage 18 der Münchener *Allgemeinen Zeitung* von 1892. S. ferner Bozon, 145, n° 122, Mouliéras, *Les fourberies de Si Djeh'a*, Paris, 1892, 24, Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, VII, 99 und Chauvin, IX, 34.

Zu dem Zuge, dafs das Maultier ins Haus läuft und das Feuer auseinander reifst, bietet das 163. Kapitel der *Gesta Romanorum* eine Parallele: „. . . equus ex magno dolore domum . . . intravit, in qua nemo erat nisi ignis; equus vero hincinde ignem dispersit, intantum quod tota domus incepit comburi . . .“

XXI. Nach J. de Vitry, 96, n° 231 = Wright, 59, n° 65.

Merkwürdig ist, dafs noch niemand auf den offenbaren Zusammenhang dieser Erzählung, deren Varianten man bei Crane verzeichnet findet, mit der 8. Novelle des 3. Tages im *Decameron* aufmerksam gemacht hat.

XXII. Nach Ét. de Bourbon, 207, n° 245.

Vgl. die Nachweise bei Dunlop-Liebrecht, 503, Österleys zu Kirchhof, *Wendunmuth*, 1, n° 366 und in Köhlers *Kl. Schriften*, III, 12, denen noch anzufügen wären Johannes Junior, *Scala coeli* = *Magnum speculum exemplorum*, 287, n° 10, ein von Pfeiffer in der *Germania*, III, 423 mitgeteiltes deutsches Predigtmärlein und Casalicchio, *L'utile col dolce*, c. 2, d. 5, a. 7 (1. Ausgabe 1671), Venezia, 1708, 271. S. ferner Chauvin, II, 158 und 195.

In manchen Versionen geht die Sache tragisch aus, indem der Mann seine Frau tötet. Diesen Versionen schliefst sich dann gewöhnlich der Zug an, dafs der Teufel dem alten Weibe die versprochenen Silberlinge oder Schuhe nicht direkt übergibt, sondern über einen Flufs zuwirft oder an einem Stocke hinhält, weil er nun von ihrer Bosheit für sich selbst fürchtet; dazu gehören aufser der Version Pfeiffers und Casalicchios noch z. B. Wright, n° 100, Herolt, *Sermones discipuli de tempore*, sermo 96 R, Kirchhof, 1, n° 366 und die 9. Erzählung von Adolphus (Appendix zu Wright, 184 ff.). Bei Adolphus lauten die letzten Verse:

„His factis vetula postulat aera sua.
Huic baratri princeps verbo respondet alacri:
‚Nonque feram palma muneris aera tibi.'
Ad longum contum lethea peste crumena
Vincitur, vetulae qua datur huic bravium.
Hinc verbum vulgare sonat, *mulier mala pejor*
Esse solet Sathana plus tribus, ut liquet hac."

Vgl. hierzu eine Stelle der *Mensa philosophica*, 4, 19, S. 233 ff., die auch sonst einige Ähnlichkeit enthält:

„Quidam iuvenis vovit se diabolo propter quandam puellam, quam summe diligebat, et eam Diabolus flectere non valebat. Sed cum Diabolus eam non posset emollire, cuidam vetulae promisit pelles, ut ipsius animum inclinaret. Quo facto, cum illa pelles peteret a diabolo, eas sibi in longa pertica porrexit, dicens: ‚Non audeo tibi appropinquare, quia peior me es.' Unde versus:

Foemina Daemonibus tribus assibus est mala peior."

Schumann, *Nachtbüchlein*, hg. v. Bolte, 1893, 326: „Dann man saget ein altes sprüchwort, und ist auch gewonlich war: ‚Wa der teüffel nicht hin will oder kan, da schickt er ein altes weyb hin'." (Vgl. ebendort S. 181 und 269.)

Das Predigtmärlein Pfeiffers schliefst mit den Worten: „Es wart nie niht sô guot alse daz guote wîp und wart nie niht sô boeses alsô ein boese wîp."

Ablohnung durch Schuhe: Pröhle, *Unterharzische Sagen*, 10, n° 30.

XXIII. Nach J. de Vitry, 28, n° 67.

Vgl. aufser den Noten Cranes noch die Österleys zu Pauli n° 60, ferner drei Bearbeitungen von Hans Sachs (*Schwänke*, I, 246, II, 216 und IV, 16).

XXIV. Nach J. de Vitry, 30, n° 69.

Pauli, n° 59; *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 61^{b} = *Schertz mit der Warheyt*, 1550, Bl. 62^{b}, 1563, Bl. 66^{a}; Hans Sachs, Meistergesang *Der edelman mit dem gotsknecht* (III, 420); Melander, deutsch, I, 251, n° 256.

XXV. Nach Nicolaus Pergamenus, *Dialogus creaturarum*, dial. 78 bei Grässe, *Die beiden ältesten lateinischen Fabelbücher des Mittelalters*, 1880, 223.

Der Verfasser des *Dialogus* schöpft ebenso wie der der *Mensa philosophica*, wo die Geschichte 3, 29, S. 121 steht (der Gatte heifst hier Hamellio) aus dem 3. Buche der *Nugae philosophorum* von Caecilius Balbus; in der *M. ph.* heifst es zum Schlusse: *Hieronymus contra Iovinianum refert idem.* Diese Streitschrift des heiligen Hieronymus zitiert Köhler zur 7. Novelle der (von D'Ancona herausgegebenen) *Novelle inedite* von Sercambi, 1886, 70 als älteste Version der Erzählung. Das ist nicht richtig: schon Plutarch erzählt in den *Regum et Imperatorum Apophtegmata*, Hierontis, n° 3 folgendes:

„Als ihm jemand den schlechten Geruch seines Mundes vorhielt, schalt er seine Frau, dafs sie ihn nicht darauf aufmerksam gemacht habe; sie aber antwortete: ‚Ich habe geglaubt, dafs alle Männer so riechen'."

Über ein Bild Montagnas, das diese Szene darstellt, vgl. Köhler, II, 644.

Merkwürdig travestiert Fischart die Erzählung (*Geschichtklitterung*, 5, hg. v. Alsleben, 105): „Sein stinckender Athem von allen enden, riechet jr wie Encian, Specian Grüben dran, meinet alle Männer stincken vnter den Vchsen nach Martertreck, vnd zwischen den Baurenzehen nach Imberzehen."

XXVI. Nach Caes. von Heisterbach, 4, 9, S. 174.

J. de Vitry, 6, n° 19 und Ét. de Bourbon, 184, n° 212.

XXVII. Nach Caes. von Heisterbach, 3, 4, S. 108.

XXVIII. Nach einer Fabel Odos von Ceritona bei Hervieux, *Les Fabulistes latins*, IV, 199 ff. (Wright, 48, n° 50).

Da die Erzählung an und für sich unverständlich wäre, ist hier ausnahmsweise auch die Moral mit übersetzt worden.

Österley, *Gesta*, c. 101.

Zum Schlusse vergl. Barleta, *Sermones quadragesimales*, Ausg. Brescia, 1521, Bl. 91^b:

„De asino in morte fiunt tres partes. Una est pellis, de qua fiunt tympana . . . Secunda pars est caro, quae datur avibus

ad devorandum. Tertia sunt ossa, quae remanent ad solem et pluviam et grandinem. Ad propositum: De avaro fiunt tres partes. Prima eius pellis, id est substantia, quae remanet parentibus et amicis, qui tripudiant: a la barba de l'avaro. Secunda pars est tuum corpus; datur terrae . . . Tertia pars sunt ossa ad solem. Anima autem a l'inferno, quia sibi hoc testamentum facit, dum vivit. Exemplum patet de quodam avaro, qui accersito notario, ‚Scribe', inquit, ‚divitias meas dimitto mundo, corpus autem vermibus, animam autem diabolo. O diabole tolle, quod tuum est.' Haec dicens expiravit.

Siehe auch meine Noten zu *Heinrich Bebels Schwänken*, 3, n° 175 und J. de Vitry, 74, n° 175.

XXIX. Nach J. de Vitry, 6, n° 20ª.

Österley, *Gesta*, c. 132; Nic. Pergamenus, *Dialogus creaturarum*, d. 80, 225; Bozon, n° 117; Ét. de Bourbon, n° 339; Wright, n° 27; Folengo, *Macaronea VII* im *Opus Merlini Coccaii*, Venetiis apud Bevilacquam (Strafsburg, Letzner) 1613; *Eulenspiegel*, hist. 68 (dazu Lappenberg, *Ulenspiegel*, 1854, 268 ff.); Pauli, n° 632; Straparola, I, 3; Fortini, *Le piacevoli et amorose Notti dei Novizi*, 6, 1 (Firenze, 1896 ff., II, 316 ff.); *Roger Bontemps en belle humeur*, Cologne, 1670, 12 = *Nouveaux Contes à rire*, Cologne, 1722, I, 15: *Une fourbe payée par un autre*.

Weiter vgl. Benfey, *Pantschatantra*, 1859, I, 355 ff.; Köhler, *Kl. Schriften*, I, 249 ff.; Rua im *Giornale storico*, XVI, 220 ff.; Clouston, *Popular tales and fictions*, II, 27 ff.: *The sharpers and the simpleton*; Cosquin, *Contes populaires de Lorraine*, I, 116 (wo nach Thorburn eine afghanische Version erzählt wird) und II, 339; Chauvin, II, 96 ff.

XXX. Nach Herolt, *Sermones discipuli de tempore*, Sermo 103, T, Argentinae, 1483.

Vgl. meine Nachweisungen zu Morlinis Novelle 27; dazu kommt noch Bromyard, E, 8, 14.

XXXI. Nach Vitry, 112, n° 268 = Wright, 77, n° 89.

Bemerkenswert sind zwei ähnliche Erzählungen, die in Schwaben und in der Schweiz lokalisiert sind.

Augustin Tünger berichtet in seinen 1486 in lateinischer und deutscher Sprache geschriebenen *Facetiae* (n° 17; S. 26 und 100 der Kellerschen Ausgabe):

„In dem selben dorff Vatz was ein sölicher unmenschlicher sterbend, das die puren inen all für gesetzt hatten, das dorff zu verlassen und anders wahin ze ziehen. Nun hattend sy ainen schiklichen pfarrer, der lernet sy, das sy stätt und trüw ain ander weren und ainander und das ir nicht verliessend, sunder ir hoffnung ze got saczten, so wurd es mit des selben hilff schierlichest, dann sy mainten, besser. Und als sy desselben raut volgten und der sterbet nicht allain nicht ab, sonder von tag zuo tag zuo nam, wurden die puren ungedultig und unnder inen selbs dem pfarrer hoch zuoreden, sagende, mit dem, so er inen geraten, hette er sinen nucz angesehen, das er in dem sterbet ye lenger ye richer wurd, und mit dem, das sy ab nemen, näm er zuo. Unnd als sy mangerlay selczamer anschleg suochten, wurden sy am letsten zu rat, sich selbs, ee das er sy all vergrieb, ze rechen. Und uff ain mal, als er ongeverde kam, hatten sy vor ain grab beraitt, dar in sy in lebendig wurffen und, wie jemerlich er schray und sich entschuldiget, lebendig mit ertrich betackten und vergruoben.“ *)

Unabhängig von Tünger erzählt Adelphus (Müling) in der *Margarita facetiarum* (1. Ausg. 1508), 1509, Bl. Qiij[a]:

„Historia, quam recensuit episcopus curiensis Argentinae.

Vagus venit ad Svitiam, multas superstitiones exercens; quem plebanus sermonibus suis ejicere studuit. Vagus ille, cum in eodem loco pestilentia grassaretur, dixit Svitensibus, plebanum esse causam illius pestilentiae, quia dominica die non sane benediceret aquam, adjiciens verbum pestilens, optans pestilentiam; et ut populus auscultaret, admonuit. Quo comperto, dominica die foditur sacerdoti sepulcrum. Compulsantur campanae. Jubetur plebanus ingrediri. Ingredientem ita vivum sepelierunt plebanum.“

Alle drei Erzählungen sind wohl Denkmäler des uralten Gebrauches, Seuchen durch Menschenopfer zum Stillstand zu bringen, wobei die Opfer meist lebendig begraben wurden. Auf einen derartigen Gebrauch scheint auch die Sage von Curtius zu deuten.

---

*) Im lateinischen Texte ist statt *unum* sicherlich nicht, wie Keller vorschlägt, *humatum,* sondern *vivum* zu lesen.

Noch jetzt werden in Deutschland und andern Ländern Viehseuchen durch das Begraben von lebendigen Tieren gehemmt. Vgl. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 6 ff., 284 ff. und 402, ferner Rafsmanns Artikel *Götterbilder und Göttertempel* bei Ersch und Gruber, I, LXXII.

XXXII. Nach Wright 110, n° 118 = Bromyard, S, 11, 5.

Ebenso Pauli n° 151, ins Lateinische übersetzt bei Hulsbusch, *Sylva sermonum iucundissimorum*, Basileae, 1568, 247.

Über den Aberglauben, dafs einem Geistlichen zu begegnen Unglück bringe, vgl. Caspari, *Eine Augustin fälschlich beigelegte Homilia de Sacrilegiis,* Christiania, 1886, 8 und 26. Eine kuriose Erzählung, denselben Aberglauben betreffend, steht in der *Mensa philosophica,* 4, 9, S. 210:

„Miles quidam vadens ad torneamentum obviavit cuidam sacerdoti, et de torneamento rediens comportavit tibiam confractam. Et cum sacerdos non visitavit eum, requisivit causam. Qui respondit: ‚Timebam incurrisse indignationem vestram, quia occurreram vobis, quando tibiam vestram fregistis, quia malum reputatur occurrere sacerdoti, cum itur ad bellum vel torneamentum.‘ Cui miles: ‚Imo bonum est, quia si non obviassem vobis, forte fregissem collum‘.“

XXXIII. Nach Ét. de Bourbon, 356, n° 407.

Ebenso *Mensa philosophica*, 4, 32, S. 258 *(Hic est — Hic non est)*; Bromyard, A, 27, 62 *(Hic sunt — Hic non sunt)*; Pauli n° 74 *(Dominus est in isto loco — Surrexit, non est hic)*; Paulis Erzählung übersetzt bei Hulsbusch, 252; nach Pauli *Das Kurtzweilige Leben von Clement Marott*, Ausg. 1663, 86; Tomaso Costo, *Il Fuggilozio,* Ausg. Venetia, 1604, 575 *(Sacrarium, in quo terra sancta clausa est — Evanuit, non est hic)*; *Nugae venales*, s. l., 1720, 50 *(Ecce locum, ubi posuerunt eum — Surrexit, non est hic).*

In der Historia 21 im 1. Teile von Lundorfs *Wifsbadischem Wisenbrünlein,* Frankfurt, 1610, die die Geschichte von dem seines Schatzes beraubten Blinden behandelt (s. meine Nachweise zu Morlini, n° 43), heifst es:

„Als nun der Blinde erfahren, dafs ihm die Vögel aufsgehoben worden, hat er mit betrübtem Hertzen das *Surrexit, non est hic,* Er ist aufferstanden und nicht mehr hie, singen müssen.“

XXXIV. Nach Ét. de Bourbon, 329, n° 373.

Vgl. Goedeke im *Orient und Occident*, III, 190; Dunlop-Liebrecht, 213 und 487; Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 38; Österley, *Gesta*, c. 283; D'Ancona in der *Romania*, III, 187; Clouston, *Popular tales and fictions*, II, 444 ff.: *The favourite who was envied*; Chauvin, VIII, 143 ff.

XXXV. Nach J. de Vitry, 119, n° 284.

Pauli, n° 317; *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 25^b = *Schertz mit der Wahrheyt*, 1550, Bl. 29^b, 1563, Bl. 32^a.

Herolt, *Promptuarium exemplorum*, O, 14:

„Quidam tradidit castrum domini sui, cuius fuit in castro procurator; quod castrum tradidit quibusdam inimicis domini sui, qui venientes ceperunt castrum et interfecerunt omnes praeter illum, qui tradiderat eis castrum. Et erat illud in diocesi Coloniensi. Ille traditor ivit ad confessionem et est ei iniuncta poenitentia. Recessit et illam non servavit et iterum rediit. Cui sacerdos: ‚Nosti aliquid, quod possis pro poenitentia tua sustinere?' Respondit ille: ‚Nunquam alleum comedi, vel comedere potui.' Et ait confessor: ‚Sit tibi pro poenitentia, ut alleum non comedas.' Ille egressus allea tulit in horto et temptatus concupivit et illa cruda comedit; et non poterat prius bene praeparata comedere."

Dieses Exempel ist nichts als ein Auszug aus Caes. v. Heisterbach, 4, 88, S. 239 ff. Vgl. auch Caes. v. Heisterbach, 4, 77, S. 231 ff. und unten die Nr. 127.

XXXVI. Nach Wright, 70, n° 77 = Herolt, *Promptuarium exemplorum*, M, 3.

Vgl. die Erzählung des Bettelmönchs in Chaucers *Canterbury-Tales*, Strickers Gedicht *Der rihtaere und der tiuvel* (v. d. Hagen, *Gesammtabenteuer*, III, 383 ff.), Pauli, n° 81 (mit Österleys Nachweisen), Lappenberg, *Ulenspiegel*, Hist. 96, Hans Sachsens Schwank *Der procurator* (*Schwänke*, III, 179 mit Boltes Nachweisen) und Melander, deutsch, II, 115, n° 102.

XXXVII. Nach Wright, 128, n° 141 (Bromyard).

Derselbe Stoff ist im 20. Stücke der *Nouvelles récréations et joyeux devis* von Bonaventure Des Periers, *De trois freres qui cui-*

derent estre penduz pour leur latin, éd. P. L. Jacob, 1858, 97 bearbeitet; vgl. auch Grimm, *KHM*, n° 120.

XXXVIII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 41, S. 280 ff.

Sommer, n° 95 und 96.

XXXIX. Nach Caesarius, 7, 35, S. 421 = Herolt, *De miraculis beatae virginis*, ex. 25 = *Magnum speculum exemplorum*, 539.

Eine kürzere Fassung bei Wright, 95, n° 106.

Reichliche Nachweisungen bei Dunlop-Liebrecht, 307 ff. und 503; die dort zitierte Novelle aus dem *Segundo tomo del ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha* von Avellaneda ist deutsch bearbeitet in Bülows *Novellenbuch*, 1834 ff., III, 338 ff. Ferner sind noch nachzutragen Andr. Hondorff, *Promptuarium exemplorum*, Frankfurt a. M., 1572, Bl. 277^b und Gudin, *Contes*, Paris, 1804, I, 65 ff., *La Sacristine*. Vgl. auch Mussafia, *Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden*, 1887 ff., I, 73, II, 58 ff., III, 8 u. IV, 7, Watenphul, *Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix der Küsterin*, 1904 und Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XV, 136 ff.

XL. Nach J. de Vitry, 117, n° 282 = Wright, 44, n° 47.

Ét. de Bourbon, 448, n° 519; Dunlop-Liebrecht, 308; Mussafia, *Studien*, I, 70 u. ö. Die Nachweisungen Cranes zu J. de Vitry, n° 282 gehören meist nicht hierher.

XLI. Nach J. de Vitry, 100, n° 241.

Mensa philosophica, 4, 31, S. 256; Waldis, *Esopus*, 4, n° 39, hg. v. Kurz II, 100 ff.

XLII. Nach J. de Vitry, 83, n° 200.

Nachweisungen zu diesem Exempel geben Österley zu Pauli, n° 10 und Kurz zu Waldis, 2, n° 46. Dazu noch *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 27^a = *Schertz mit der Warheyt*, 1550, Bl. 30^b, 1563, Bl. 33^a; H. Sachs, *Das studenten huerlein* (*Schwänke*, III, 304); Chamisso, *Der vortreffliche Mantel* (*Werke*, Hesse, I, 92).

XLIII. Nach J. de Vitry, 107, n° 255 = Wright, 22, n° 20.

Ét. de Bourbon, 432, n° 502; Bromyard, L, 7, 29; Pauli, n° 15; *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 29[a] = *Schertz mit der Warheyt*, 1550, Bl. 31[b], 1563, Bl. 34[a]; Cervantes, *Don Quixote*, 2, c. 45. Der Hinweis Wrights und Cranes auf die 25. der *Cent nouvelles nouvelles* ist verfehlt, da das tertium comparationis nur in der Klage über eine angebliche Notzucht besteht; das Mädchen verrät sich aber auf eine ganz andere Weise. Clouston, der ebenfalls den Hinweis auf die *Cent nouvelles nouvelles* übernommen hat, nimmt einen orientalischen Ursprung an (*Popular tales and fictions*, II, 29): „That the story is of Asiatic origin seems probable from its being one of the *Pleasing Tales* in Gladwin's *Persian Moonshee*, and from its occurring in several Indian story-books."

XLIV. Nach Wright, 38, n° 38.

Ét. de Bourbon, 114, n° 135; Vincentius v. Beauvais, *Speculum historiale*, 7, 86 (in *Bibliotheca mundi*, IV, 252); Herolt, *De miraculis beatae virginis*, ex. 24; Dunlop-Liebrecht, 308 und 503; Landau, *Die Quellen des Dekameron*, 2. A, 1884, 247; Mussafia, *Studien*, I, 29 u. ö.

XLV. Nach Wright, 74, n° 84 = Bromyard, S, 11, 4 = Herolt, *Promptuarium exemplorum*, S, 10.

Caes. v. Heisterbach, 5, 17, S. 283; Pauli, n° 289; ein deutsches Predigtmärlein in der *Germania*, III, 421.

XLVI. Nach Wright, 38, n° 37.

J. de Vitry, 126, n° 300; Pauli, n° 594.

XLVII. Nach Wright, 26, n° 24 = Petrus Alphonsi, *Disciplina clericalis*, c. 29 (hg. v. Fr. W. V. Schmidt, 1827, 75).

In seinen Anmerkungen dazu auf S. 160 sagt Schmidt, dafs Ellis (*Specimen of early english metrical Romances*, 1811) auf Melander, *Iocoseria*, Cent. 2, 210 verweise, dafs er aber bei Melander nichts hierhergehöriges gefunden habe. Ellis scheint nun eine deutsche Ausgabe der *Iocoseria* benutzt zu haben: In der Ausg.

Lich, 1605 steht II, 185 als n° 208 die deutsche Bearbeitung von *Iocoseria,* lat., III, n° 38 (Lich, 1604, 53) *De Rustici cuiusdam opulenti ignavo et somniculoso servulo,* wo die 3 letzten Streiche Maymunds in geänderter Reihenfolge erzählt werden. Melander zitiert als seine Quelle „D. Michael Saxo Wechmartensis ecclesiae antistes vigilantissimus in Tobiam Homil. capitis octavi tertia, pag. 557."

Vgl. ferner J. de Vitry, 85, n° 204; Dunlop-Liebrecht, 329, 484, 505 und 544; Chauvin, IX, 33 ff. (Das dortige Citat Bozon, 145 und 281 gehört zum nächsten Stücke der *Disciplina.*)

XLVIII. Nach dem *Speculum morale,* 1, 3, 80, 421 D.

Konrad von Würzburg, *Otte mit dem barte* (*Gesammtabenteuer,* I, 59 und XC, Lambel, *Erzählungen und Schwänke,* 1872, 237); Pauli, n° 256; Melander, *Iocoseria,* deutsch, I, 225, n° 233; Brüder Grimm, *Deutsche Sagen,* n° 472, 4. Aufl. 1891, II, 89 und 207.

XLIX. Nach Österley, *Gesta Romanorum,* Berlin, 1872, 612, n° 201.

Vorwurf der unechten Geburt: Straparola, *Le tredeci piacevoli notti,* n. 3, f. 4; Schneller, *Märchen und Sagen aus Wälschtirol,* 1867, 183; Chauvin, V, 72 und 294.

Konvent von Teufeln: Odo von Ceritona (nach Palladius) bei Hervieux, IV, 277, n° 32 = *Magnum speculum exemplorum,* 244; Roman *Merlin,* Anfang (Dunlop-Liebrecht, 64; Robert de Boron, *Merlin,* hg. v. G. Paris u. J. Ulrich, 1886, I, 1*)) Morlini, Nov. 72.

Teufel (Geister, Tiere) belauscht: Chauvin, II, 193, V, 13 u. 293; Pauli, n° 400; Morlini, Nov. 60 u. 80; Köhler, *Kl. Schriften,* I, 281 ff. u. 510; Cosquin, *Contes populaires de Lorraine,* I, 87 ff. u. ö.; Wünsche, *Talmud,* I, 41 ff.

Stimme des Blutes: Chauvin, V, 13.

---

*) Dazu S. XII der Einleitung: „Il (Robert de Boron) a pris évidemment dans l'évangile de Nicodème, dont il pouvait connaître une traduction, l'idée du conseil tenu par les démons."

L. Nach den *Gesta Romanorum*, 685, nº 281.

Über Blutbäder zu Heilungszwecken, besonders beim Aussatze, siehe die Anmerkung zu nº 119.

LI. Nach Caesarius, 7, 33, S. 419 = Herolt, *De miraculis beatae virginis*, ex. 27 (gekürzt).

Wright, 64, nº 71; Mussafia, *Studien*, I, 70 ff. u. ö.

LII. Nach Caesarius, 2, 24, S. 84 = Herolt, *Promptuarium exemplorum*, C, 35.

Unter den Erzählungen, die Hervieux nach einem aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts stammenden englischen Manuskripte im Anhange zu Odo von Ceritona abgedruckt hat, ist eine (IV, 374 ff.), die mit unserer Erzählung fast vollständig übereinstimmt; da auch Caesarius das wunderbare Ereignis nach England verlegt, ist es glaublich, dafs die übrigens kürzere Fassung bei Hervieux eine spätere Abschrift oder Redaktion der unmittelbaren Quelle von Caesarius darstellt.

Bei aller Übereinstimmung lautet aber in dieser englischen Fassung die Rede des Judenmädchens, womit sie den Geistlichen zu einem Stelldichein in der Osternacht einlädt, etwas anders:

„. . . et quia tempus opportunum ad nostrum propositum perficiendum adhuc nequaquam acciderit, te ad praesens praemunio, ut, si propositum tuum complere desideres, in nocte Parasceves iam proxima instante ad me secure venias, quia pater meus et plures alii de gente nostra diversis angustiis et infirmitatibus illo die sunt fatigati et multipliciter flagellati, ita, quod illa nocte nullus de nobis aliquod malum suspicere praesumet.“

Bei Caesarius hingegen sagt das Mädchen:

„Patri meo multum sum dilecta, qui in tantum custodit me, ut neque ego ad te, neque tu possis venire ad me, nisi in nocte sextae feriae, quae Pascha vestrum praecedit; tunc enim Iudaei laborare dicuntur quadam infirmitate, quae fluxus sanguinis dicitur, circa quam occupati aliis tunc minus intendere possunt.“

Alle eigenen Nachforschungen und alle Umfragen, um den Ursprung dieser sonderbaren Meinung zu ergründen, waren erfolglos, bis mir endlich Herr Professor D. theol. et phil. August Wünsche,

dem auch hier der herzlichste Dank ausgesprochen sei, folgende Aufklärung gegeben hat:

„Die Stelle bezieht sich auf den bei den Juden verbreiteten Aberglauben des Thekupha-Blutes (Sonnwend-Blutes).

Die Juden glauben nämlich, dafs in den vier Thekuphot (1. Nissan-Thekupha = Mitte März, 2. Thammus-Thekupha = Mitte Juni, 3. Tischri-Thekupha = Mitte September und 4. Schebat-Thekupha = Mitte Dezember) Blut vom Himmel falle, das sehr schädlich wirke, weshalb sie sehr auf der Hut sind und alles, z. B. Milch, Wasser usw., sorgsam zudecken und bewahren, damit kein Tropfen jenes Blutes hineinfalle.

Hier haben wir es mit der Nissan-Thekupha, also mit der Zeit, in die das christliche Osterfest fällt, zu tun. Der Vater des Mädchens ist damit beschäftigt, alle Vorsichtsmafsregeln zu treffen, um die Schädlichkeit des Thekuphablutes von seinem Hause und seiner Familie abzuwenden.

Abudirrham, ein spanischer Rabbi um 1430, gibt auch die Gründe an, warum in den vier Thekuphot Blut vom Himmel falle; andere jüdische Gelehrte führen das Thekupha-Blut auf andere Ursachen zurück.

1. Vier Engel sind über das Wasser gesetzt, die ihren Posten alle drei Monate wechseln. Bei ihrer Ablösung kann es leicht vorkommen, dafs das Wasser einen Augenblick ohne Aufsicht bleibt und ein Tropfen solchen Giftes hineinfällt.

2. Nach der Astrallehre kämpfen in den vier Thekuphot die beiden Sternbilder Skorpion und Löwe miteinander und das von den Verwundungen herrührende Blut fällt auf die Erde. Mose ben Maimon hält das Thekupha-Blut geradezu für Aras thekupha, d. h. Gift der Thekupha.

In frühern Zeiten wurden sogar die Juden in der Synagoge vom Meschammesch, dem Synagogendiener, einige Tage vor dem Eintritte der Thekupha ermahnt, sich vor dem Thekupha-Blute in acht zu nehmen und Speisen und Getränke sorgfältig zu bedecken und einen eisernen Nagel auf die Öffnung zu legen. Wer etwas geniefst, worauf Thekupha-Blut gefallen ist, der schwillt auf und mufs eines qualvollen Todes sterben.

Nach meiner Überzeugung ist der Ursprung des Thekupha-Aberglaubens in der Astrallehre zu suchen. Auch griechische Ärzte, wie Hippokrates, scheinen den schädlichen Einflufs der

Solstitien und Äquinoktien gefürchtet zu haben, wie dies aus ihren medizinischen Verordnungen für diese Zeiten hervorgeht. —

Gottfried Selig, *Der Jude*, 3. Bd., S. 96 ff. schreibt im Gegensatze zu meiner Auffassung, dafs sich manche Juden einbildeten, sie stünden in der Nacht vom Charfreitag zum Sabbat unter der Furcht der Worte Matthäus 27, 25 *). Er selbst huldigt dieser Ansicht nicht, ich auch nicht, wenngleich sie für den Augenblick etwas bestechendes hat. Die babylonische Astrallehre hat ihren Weg nach Griechenland genommen und die jüdischen Kabbalisten haben sie aufgenommen. Die kabbalistischen Werke der Juden sind voll davon und in den jüdischen Sitten und Gebräuchen spiegelt sie sich vielfach wider. Besonders spielt die Nissan-Thekupha eine Rolle auch beim jüdischen Osterfeste."

LIII. Nach Caesarius, 2, 25, S. 86.

Siehe meine Noten in meiner Ausgabe von Heinrich Bebels *Schwänken*, München, 1907, I, 213 ff. zu 2, n° 104 und Chauvin, V, 233.

LIV. Nach J. de Vitry, 54, n° 119.

Ét. de Bourbon, 64, n° 60; *Dialogus creaturarum*, d. 82, 229; Herolt, *Promptuarium exemplorum*, T, 7; V. v. Beauvais, *Speculum historiale*, 29, 54, S. 1204 = *Magnum speculum exemplorum*, 607; Gerv. v. Tilbury, *Otia imperialia*, hg. v. Liebrecht, 1856, 87; (Zambrini) *Libro di novelle antiche*, Bologna, 1868, 110, nov. 45, dazu Köhler, *Kl. Schriften*, II, 565.

Ferner: Bapt. Fulgosius, *Factorum dictorumque memorabilium libri IX*, 7, 2, rec., Ausg. Paris, 1580, Bl. 248[b]; (L. Domenichi), *Facecies et motz subtilz*, Lyon, 1559 **), Bl. 38[a]; *Democritus ridens*, Amsterdam, 1649, 50. Vgl. auch Melander, I, 628, n° 634, deutsch, II, 380, n° 350.

LV. Nach J. de Vitry, 66, n° 149.

Aufser den Anmerkungen Cranes, der u. a. auf den griechischen Ursprung (Diogenes Laertius, II, 75) hinweist, haben über

*) „Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder."

**) Siehe die Fufsnote im *Euphorion*, XV, 5.

diese Geschichte noch gehandelt Österley zu Pauli, n° 475, Zambrini im *Libro di novelle antiche*, 213 zu n° 25, D'Ancona in der *Romania*, III, 189 zu der 1. der von Papanti dem I. Bande seines *Catalogo dei Novellieri italiani*, Livorno, 1871 angehängten *Novelle antiche*, Guerrini in *La vita e le opere di Giulio Cesare Croce*, Bologna, 1879, 235 und Köhler zu Zambrini, n° 25 in den *Kl. Schriften*, II, 561.

Ferner Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 304, n° 102.

Die konforme Erzählung von Gueraldus, dem Gesandten Peters von Aragonien, und dem Sultan von Tunis, die bei J. Jov. Pontanus, *De sermone*, 6, 2 (*Opera omnia*, 1519, II, Bl. 246[a]) steht, ist abgedruckt bei Adrian von Barland, *Iocorum veterum et recentium libri tres*, Köln, 1529, Bl. b[b] und danach bei Gastius, *Convivales sermones*, Ausg. Basel, 1549, 77; ins Italiänische übersetzt ist sie bei Domenichi, *Facetie, motti & burle*, Ausg. Venetia, 1581, S. 110*). Auf ihr beruht auch der Schlufs der 42. Nov. des 3. Teils der *Novelle* Bandellos.

LVI. Nach J. de Vitry, 15, n° 38.

Vgl. dazu meine Noten zur 11. Novelle Morlinis (München, 1907, 272 ff.).

LVII. Nach Ét. de Bourbon, 124, n° 146.

Ét. de Bourbon erzählt die Geschichte nach Jacobus de Vitry, jedoch findet sich in Cranes Ausgabe nichts derartiges. A Lecoy de la Marche, der Herausgeber Ét. de Bourbon, bringt zwei Varianten bei, eine nach einem Anonymus aus dem Ms. 205 der Bibliothek von Tours, die andere nach Joinville. Gleichförmig mit Ét. de Bourbon erzählt ferner das *Speculum morale*, 3, 10, 22, 1480 D, anders die *Mensa philosophica*, 4, 8, S. 208 ff:

„Comitem quendam rogavit miles suus, ut ipsum iuvaret, quo filias suas nutriret, quarum decem habebat. Quod audiens quidam servus protervus et ditissimus dominum suum excusavit, dicens, eum non habere. Ait Comes: ‚Te habeo, quia meus es, et do

---

*) Die Behauptung Domenichis „Un simil motto riferisce il Conte Baldessar Castiglione" ist unrichtig.

te illi, et habebit a te centum libras pro facto suo'; quod et factum est."

Besonders in dieser Form ist der orientalische Ursprung der Erzählung unverkennbar.

LVIII. Nach Ét. de Bourbon, 228, n° 273.

LIX. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 27, S. 248.

LX. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 28, S. 250.

Sommer, n° 87.

LXI. Nach der lateinischen Version bei Bozon, 197 (die von der französischen, 10, etwas abweicht).

Vergleiche die Noten bei Bozon, 229 und meine Anmerkung zu Bebel, 2, n° 26, wo ich vergessen habe, auf die 126. Facetie von Luscinius zu verweisen, die A. L. Stiefel im *Euphorion,* IX, 609 ff. für die Quelle der 11. Fabel von Erasmus Alberus hält.

Ganz unbeachtet ist bisher die Bearbeitung des Stoffes durch Lukas Lossius geblieben; sie steht in den *Fabulae Aesopi Phrygis, . . . , quibus iam recens adiectae sunt lepidifsimae aliquot fabellae et narrationes iocosae, literariae iuuentuti cum primis vtiles, carmine Elegiaco redditae, per Lucam Lossium Lunaeburgensem* . . . Franc. Apud Haer. Chr. Egen. Anno M.D.LXXI, Bl. R^{a}_{8} als n° 473:

„Fabella iocosa de Leone confessario animantium.

Consilio quondam leo confessarius inter
Communi pecudes lectus in orbe fuit.
Accedit primus, sua raptor maxima saevus
Ridicula exponens crimina voce lupus:

‚Domine circumivi aliquem gregem ovium et rapui arietem pinguem et comedi.'

Talia cui sanctus leo confessarius inquit,
Peccati eiusdem conscius ipse sibi:

‚Tace frater, nimis habes conscientiam strictam; hoc est naturale mihi et tibi et nemo peccat in hoc, quod natura dictat.'

Accedit vulpes fallax quoque, crimina supplex
Talibus ex magna simplicitate refert:

‚Confiteor me, Domine, saepe comedisse gallos et gallinas ruralium.‘

Hunc etiam absolvit leo confessarius omni
Crimine, se cuius noverat esse reum,

‚Tace,‘ inquiens, ‚frater, non opus est illud fateri, quia mihi et tibi naturale est.‘

Post quoque peccatum fassurus pauper asellus
Accedit trepidus talia verba loquens:

‚Semel fui secutus unum plaustrum foeni, de quo cecidit manipulus, quem comedi.‘

Talia cui trepido durus leo dixit asello,
Crimina pro parvo magna luenda iubens:

‚O indurate et malitiose, tu es spoliator stratorum et viae regiae; nam illud peccatum est tam enorme, quod non potest absolvi maxima correctione.‘ Et sic iussit eum flagellari.

Territus hac asinus truculenta voce leonis
Crimina sic pergit dicere plura miser:

‚O Domine, adhuc peiora commisi peccata, nam semel sequebar unum villanum, qui habuit stramina in calopodiis, quae occulte comedi.‘

Horridus hinc clamans miserum leo durus asellum
Talibus ad duram iussit adire crucem:

‚O fur et latro, nunc tempus est, ut suspendaris.‘

Morale.

Crimina sic inter magni se magna patrantes
Plurima praelati dissimulare solent;
Parvula sed propter leo ceu condemnat asellum,
Plebem sic damnant exagitantque piam.

Fabella (seu risus, ut vocarunt, Paschalis) recitata a Mathesio initio septimae concionis de Luthero*).“

Ebensowenig scheint auf die Bromyard, C, 16, 36, gegebene Fabel verwiesen worden zu sein, wo der Esel schliefslich in den Block gelegt wird:

---

*) In den *Historien, von des Ehrwirdigen . . . Doctoris Martini Luthers, anfang, lehr, leben vnd sterben . . .,* Nürnberg, M.D.LXVI habe ich nichts derartiges gefunden; gerade die *VII. predig von den Historien des Herrn D. Martini Luthers* enthält eine ganze Reihe von Fabeln.

„. . . est sciendum, quod nonnulli modernorum correctorum in utraque curia, tam ecclesiastica quam saeculari, assimilantur curiae leonis, de quo fabulae habent quasi sic, quod videlicet lupum et vulpem, qui ei plus munera dederunt, accusatos, quod oves et gallinas comedissent, et excusaverunt dicentes, quod natura et necessitas eos ad hoc compulit, eo quod alium cibum paratum non habuerunt, et parva vel nulla poenitentia eis data, videlicet quod ‚Miserere‘ dicerent, abibant. Asinus vero, qui viam suam cum leone et consiliariis suis et officialibus non praeparaverat, accusatus, quod tria folia comedisset petrosilii, acriter a leone obiurgatum, qui eum gulosam bestiam vocavit, eo quod herbam sine salsa comedere nesciret, cum lupus et vulpes nullam salsam ad carnes suas requisissent, et male et verbis et verberibus tractatus in compedibus ponebatur.“

LXII. Nach Caesarius v. Heisterbach, 10, 60, S. 637.

J. de Vitry, 97, n° 234; Ét. de Bourbon, 159, n° 181; Brüder Grimm, *Deutsche Sagen*, n° 498, II, 111 u. 209; *Gesta Romanorum* (Österley), n° 82; Bromyard, A, 17, 1 (nach Alex. Neckam); *Speculum morale*, 3, 9, 3, 1374 ff.

LXIII. Nach dem *Speculum morale*, 3, 9, 3, 1384 ff.

In Cranes Ausgabe der *Exempla* v. J. de Vitry fehlt dieses Stück; bei Bozon, 297 zu n° 145, wird es in einer französischen Übertragung mitgeteilt, die vollständig zu dem altfranzösischen Gedichte *L'hermite que le diable trompa avec un coq et une poule*, (Legrand, *Fabliaux* . . ., IV, 1781, 134) stimmt. Ebendort, ferner bei Köhler, *Kl. Schriften*, II, 203 ff. weitere Nachweise. Vgl. auch Chauvin, VIII, 128 ff.

LXIV. Nach Caesarius von Heisterbach, 4, 36, S. 196.

Vgl. meine Ausführungen zu Sommer, n° 12. Als ich sie niederschrieb, war es mir unbekannt, dafs schon Victor Le Clerc im 24. Bde. der *Histoire littéraire de la France*, 380 auf die Parallele mit Demosthenes aufmerksam gemacht hat. Eine ähnliche Geschichte steht übrigens schon in den *Vitae patrum*, wie die folgende Stelle aus Bromyard, A, 26, 10 zeigt:

„Et recte sicut (diabolus) nititur, obturare aures, ne audiant legem vel utilia, ita eas aperit, ut audiant vana vel nociva, quod ostendit Abbas Cassianus in Vitaspatrum: ubi ipso dicente verbum salutis ad quosdam fratres, obdormierunt; sed ipso dicente trufam, evigilaverunt."

LXV. Nach Caesarius von Heisterbach, 7, 34, S. 420.

Bozon, 100, n° 80; Mussafia, *Studien*, II, 58 u. ö.; Toldo in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XV, 129 ff.

In der Verserzählung Gudins *La Sacristine*, oben zu n° 39 zitiert, will die Schwester Christine, die stets die hl. Maria besonders verehrt hat, das Kloster verlassen, um mit dem Klosterkaplan in die Welt zu ziehen. Vor ihrem Scheiden wirft sie sich noch einmal vor dem Madonnenbilde nieder; hierauf

„Elle ouvre, et déja dans lá rue
Portait le pas en s'égarant,
Lorsqu'une femme l'arrêtant,
Tout d'un coup se montre à sa vue,
Et la fait rentrer au couvent:
Elle se retire éperdue.
— — — — — — — — —
— — — — — La nuit venue,
En chemin elle se remet,
Trouve l'image, la salue,
Ouvre, et croit sortir en effet;
Mais elle est encor retenue."

LXVI. Nach J. de Vitry, 22 ff., n° 57 und 58.

Aufser den Noten Cranes noch Österley zu Pauli, n° 11 und 13.

LXVII. Nach Wright, 89, n° 101.

Wrights Bemerkung (236) „This story is taken verbatim from Peter Alfonsi, Disc. Cler. fab. XII" ist unrichtig; aufser kleinern, meist sprachlichen Änderungen ist auch bei Wright der Zug, dafs das Weib ihren Mann trunken macht, um leichter entwischen zu können, und dafs sich der Mann trunken stellt, um sie zu ertappen, weggeblieben.

Aufser den Nachweisen Boltes zu Montanus, *Gartengesellschaft*, n° 79 vgl. noch die bei Chauvin, II, 205 ff., VIII, 184 ff. und IX, 23, n° 12 angegebene Literatur und Alvisi, *Canzonette antiche*, Florenz, 1884, 35 ff.

LXVIII. Nach J. de Vitry, 110, n° 263 = Wright, 98, n° 110.

Zu Cranes und Wrights Anmerkungen noch Bozon, 264 ff. zu n° 86, Bromyard, C, 6, 44, *Speculum morale*, 3, 10, 14, 1453 ff. und Mussafia, *Studien*, I, 43 u. ö.

LXIX. Nach Wright, 132, n° 147 = Odo v. Ceritona bei Hervieux, IV, 396 ff.

Vgl. Österleys Nachweise zu *Gesta Romanorum*, n° 66; dazu noch St. Vincentius (Ferrer), *Sermones de tempore*, s. l. e. a., Pars hiem., sermo I in Dominica in ramis palmarum und die zwei von den Herausgebern Bozons zu seinem Gedichte *Sur la Passion* mitgeteilten Versionen von Gui d'Evreux und Albert de Metz (S. XLI ff.).

LXX. Nach Ét. de Bourbon, 393, n° 456 = *Speculum morale*, 3, 9, 5, 1393 A.

Derselbe Stoff ist mit ganz geringfügiger Ausschmückung behandelt in Racconto 14 „Come per indiscreto zelo due caddeno in fornicazione" der *Novellette, esempi morali e apologhi* di San Bernardino da Siena, Bologna, 1868, 36 ff.

LXXI. Nach Hervieux, IV, 384 ff. *(Ex Odone de Ceritona tam compilatae quam imitatae fabulae.)*

Vgl. den dieser Erzählung gewidmeten Abschnitt der Einleitung. Köhler, der die Fabel im Zusammenhange mit den verschiedenen Zusammenstellungen der stärksten Dinge behandelt, gibt (*Kl. Schriften*, II, 47 ff.) eine Reihe von hierher gehörigen Stücken. Weiter zieht Cosquin (II, 40) eine Stelle des Korans zur Vergleichung heran: „Quand Dieu eut fait la terre, elle vacillait de çà et de là, jusqu'à ce que Dieu eût mis les montagnes pour la tenir ferme. Alors les anges lui demandèrent:

‚O Dieu, y a-t-il dans ta création quelque chose de plus fort que les montagnes?‘ Et Dieu répondit: ‚Le fer est plus fort que les montagnes, puisqu'il les fend.‘ — ‚Et, dans ta création, est-il quelque chose de plus fort que le fer?‘ — ‚Oui, le feu est plus fort que le fer, puisqu'il le fond.‘ — ‚Et est-il quelque chose de plus fort que le feu?‘ — ‚Oui, l'eau, car elle l'éteint.‘ — ‚Est-il quelque chose de plus fort que l'eau?‘ — ‚Oui, le vent, car il la soulève.‘ — ‚O notre soutien suprême, est-il dans ta création quelque chose de plus fort que le vent?‘ — ‚Oui, l'homme de bien qui fait la charité: s'il donne de sa main droite sans que sa gauche le sache, il surmonte toutes choses.‘ “

Zu Köhlers Arbeit, nicht zu unserer Fabel, wäre vielleicht noch auf eine Novelle der *Novelle antiche* zu verweisen (ed. Biagi, 1880, 70, nº 64).

LXXII. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 18, S. 232.

In einer chinesischen Novelle aus der Sammlung Kin-ku-ke-kwan, die 1840 im *Asiatic Journal* unter dem Titel *The impatient widow* veröffentlicht und von Grisebach in der *Treulosen Witwe,* 1873 übersetzt worden ist, sieht der weise Tschwang-säng in einem Gräberfelde ein neues Grab, dessen Hügel noch nicht trocken ist, und eine junge Frau in schlichtem Kleide sitzt daneben und fächert über das Grab. Auf die verwunderte Frage des Weisen um den Grund ihrer seltsamen Beschäftigung erzählt sie, der letzte Wunsch ihres in diesem Grabe ruhenden Mannes sei gewesen, sie solle sich nicht früher verheiraten, als bis die Erde über seinem Grabe trocken geworden sei. „Nun fächere ich es, weil ich besorge, die frisch aufgeworfene Erde werde noch lange nicht trocken werden.“

Zuerst ist diese Novelle von P. J. B. du Halde (S. J.) in seiner 1733 erschienenen *Description . . . de l'empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise* mitgeteilt worden; danach gibt Clouston, I, 33 ff. einen Auszug.

Ferner steht in den *Contes chinois,* trad. p. MM. Davis, Thoms, le P. Dentrecolles etc., publ. p. Abel Rémusat, Paris, 1827, III, nº 3: *La Matrone du Pays de Soung,* ausgezogen bei Dunlop-Liebrecht, 522.

Grisebach zitiert noch Goldsmith, *Citizen of the world,* 1762, letter 18. Vgl. weiter Chauvin, VIII, 212.

Während in der Erzählung der *Mensa philosophica* ebenso wie in der chinesischen Version das lieblose Benehmen der Frau als essentiell im Frauencharakter begründet erscheint, glaubt Ét. de Bourbon einen äufsern Grund angeben zu müssen, wodurch seine Erzählung, 369, n° 424 (= *Speculum morale*, 3, 7, 11, 1301 B) an Ursprünglichkeit verliert; dazu legt er noch das Hauptgewicht auf die Lehre, Almosen bei Lebzeiten zu geben (s. unten n° 104). Der Dominikaner erzählt:

„Cum quidam usurarius Bisumptinensis in extremis nollet facere aliquod testamentum vel eleemosynam, sed omnia dimisisset in dispositione uxoris suae, cum ipse esset mortuus, uxor sua, videns quemdam inimicum suum, contraxit cum eo cito post mortem viri sui. Quam cum argueret quaedam proba mulier, dicens quod vir suus erat adhuc calidus in sepulcro, respondit: ‚Si calidus est, sufflate eum‘. Haec sunt eleemosynae, quas fecit pro anima eius.“

LXXIII. Nach Ét. de Bourbon, 438 ff., n° 507 und 508.

Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 332, n° 170 *(De Petro Abelardo et religiosis)*; Pauli, n° 415 und 416; Kirchhof, *Wendunmuth*, hg. v. Österley, 1, n° 122; Melander, I, n° 264 nach Milichius, *Oratio contra immoderatum vestitum*, deutsch, I, 124, n° 145 und 146; Lossius in den zitierten *Fabulae Aesopi Phrygis*, 1571, Bl. V^a^, n° 505, *De Doctore male vestito* = Melander, III, n° 2; Sercambi, *Novelle*, 1871, 62, n° 9, dazu Köhler, *Kl. Schriften*, II, 581 ff.; Papanti, *Dante, secondo la tradizione e i novellatori*, Livorno, 1873, 65 ff., dazu Köhler, II, 628 ff.*); G. Pitrè, *Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani*, Palermo, 1875, III, 365; Crane *Italian popular tales*, London, 1885, 296 u. 380; Mouliéras, 31.

*) In der Studie, die Köhler dem Buche Papantis widmet, wirft er auch die Frage auf, woher Hans Sachs die Kenntnis von Dante hatte, die er in dem Gedichte *Historia. Dantes der Poet von Florentz* (Keller-Goetze, XX, 265) beweist. Meiner Meinung nach hat nun Hans Sachs aus dem *Buch der Cronicken*, Augsburg, 1500 geschöpft, wo es Bl. 252^a^ heifst:

„Dantes aligerius von florentze ein namhafftiger poet vnd lerer der heiligen geschrifft. er ward diser zeitte aus florentz von sein mifsgünnern vertriben. vnd zohe auff die hochen schůl gen paris. vnd nach dem er ein poet vnd subtiler sinnreicher tichter was. so macht er gar ein schöns loblichs geticht darinn er die tieffe himlischer irdischer vnd hellischer ding betrachtende. yede in vierley gestalt als geschicht. bedeütlich sitlich vnd himlisch beschriben. Vnd sunst anders mer in schrifften gepracht hat. Als er aber aus franckreich zoche do hieng er friderichen dem arragonischen künig vnd cani grandi dem

LXXIV. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 18, S. 232 ff.

Sommer, nº 79.

LXXV. Nach J. de Vitry, 23, nº 59.

Zu den Nachweisen, die Crane zu Vitry, A. C. M. Robert in den *Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et Fables de La Fontaine*, 1825, I, 192, Kurz zu Waldis, II, nº 31, Waas in den *Quellen der Beispiele Boners*, 1897, 45, nº 48, Goedeke im *Orient und Occident*, I, 543 und in den *Dichtungen von Hans Sachs*, 2. Aufl., 1883, I, 112 geben, vgl. noch Goetze(-Drescher), *Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs*, I, 248, II, XIV und IV, 507 u. 515, ferner Abraham a S. Clara, *Gehab Dich wohl*, 1 (*Werke*, Passau, 1835 ff., XI, 15).

LXXVI. Nach Österley, *Gesta Romanorum*, 678, nº 277.

Die Verse lauten im Originale:

„Dum fero languorem, volo religionis amorem.
Expers languoris non sum memor huius amoris.
Heu cum languebat agnus lupus esse volebat.
Postquam convaluit, talis ut ante fuit.“

Versunkene Schlösser (Städte usw.): *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, VII, 273 ff.

LXXVII. Nach Österley, *Gesta Romanorum*, 680, nº 278.

Erziehung in einem unterirdischen Hause: Chauvin, V, 44.

Androklus: Österley zu *Wendunmuth*, 1, nº 203 und zu *Gesta*, nº 104, Clouston, I, 273 ff. und Chauvin, II, 107.

Kampf mit Drachen: Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 70; Chauvin, VI, 4 u. 201.

---

herren von der leittern zů bern an. Nach absterben desselben herren von bern starb auch er. zů rauenna nach der geburt cristi M.ccc.xxj iar in dem .lvj. iar seines alters.“

Auf Bl. 252b folgt „Anfang der herren von der Leittern“ und Bl. 272a „Pogius florentinus“.

LXXVIII. Nach Herolt, *Sermones discipuli de tempore,* sermo 53, P.

Kuhn, *Barlaam und Joasaph,* 1893, 74; J. de Vitry, 3, n° 8 (danach die Nov. 43 in Zambrinis *Libro di novelle antiche,* 104 ff.) und 16, n° 42; Bozon, n° 43, 246; Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 294; Bromyard, H, 1, 22; Wright, 92, n° 103; Österley, *Gesta Romanorum,* 498, n° 143; Chauvin, III, 98; Köhler, II, 366 ff., 558 und 565.

LXXIX. Nach J. de Vitry, 50, n° 109 = Wright, 10, n° 7.

Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 308 (und 376); Ét. de Bourbon, 346, n° 396 = *Speculum morale,* 3, 6, 7, 1224 B = Herolt, *Sermones discipuli de tempore,* sermo 109, K; Bozon, n° 31, 242; Österley, *Gesta Romanorum,* 396, n° 80; *Fiore di virtù,* c. 17, Firenze, 1856, 58 („Nella Vita de' Santi Padri si legge . . .“); Pauli, n° 682; Dunlop-Liebrecht, 309 ff. und 503; Gonzenbach, *Sicilianische Märchen,* 1870, II, 193, n° 92; Crane, *Italian popular tales,* 210 und 365 ff.; Amalfi in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde,* V, 76 ff.; Köhler-Bolte, *ibid.*, VI, 173; Clouston, I, 20 ff.; Köhler, *Kl. Schriften,* I, 578; Wünsche, *Aus Israels Lehrhallen,* I, 1907, 173 ff.

LXXX. Nach J. de Vitry, 68, n° 155.

Österley, *Gesta Romanorum,* 289, n° 12; Landau, *Quellen,* 251 ff. J. de Vitry hat aus den *Vitae patrum* geschöpft; vgl. *Speculum morale,* 3, 4, 5, 1157 A.

LXXXI. Nach Wright, 83, n° 97 = Bromyard, E, 1, 3 (ohne die Verse, die Wright einem Manuskripte entnommen hat).

Im Originale lauten die Verse:

„Sobrius quando fui, nullus mihi timor inhaesit,
Ebrius commisi duo scelera pessima mundi.“

Österley zu Pauli, n° 243; Bolte bei Montanus, 583 ff. und zu Wickram, *Rollwagenbüchlein,* n° 72; Chauvin, VIII, 129. Bei Bromyard werden die *Vitae patrum* als Quelle genannt.

LXXXII. Nach J. de Vitry, 31, n° 70, beinahe wortwörtlich identisch mit Wright, 84, n° 98.

Vgl. meine Nachweisungen zu Bebel, 3, n° 98 (II, 132 ff.); hiezu kommen noch: die 78. Nov. in Zambrinis *Libro di novelle antiche*, 202: *Della sfacciata ipocrisia di uno Abate;* Ioh. Manlius, *Locorum communium collectanea*, Basileae, 1563, II, 20; nach Manlius Hondorff, *Promptuarium exemplorum*, 1572, Bl. 304^{b}; Schefferus, *Epigrammata*, l. 1 (*Poëmata*, Frankfurt, 1572, Bl. 100^{a}): *Honores mutant mores;* Gerlach, *Eutrapeliae*, Leipzig, 1656, I, n° 947; Tallemant des Reaux, *Les Historiettes*, 3e éd. par MM. de Monmerqué et Paulin Paris, Paris, 1862 ff., VI, 260, n° 39; Lukas Lossius in den *Fabulae Aesopi Phrygis*, 1571, Bl. S^{b}_{5}, n° 483:

„De Cardinale edente parvos pisciculos, cum factus esset Papa, magnos.

Pisciculos parvos comedit de cardine Mystes,
Magnos, cum factus Papa verendus erat.
Quaesitus magnos quid edat nunc, antea parvos,
Quaerenti ridens talia verba dedit:
‚Magni per parvos pisces capiuntur in undis,
Sic ego per parvos magnos sum nactus honores.'"

LXXXIII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 31, S. 257.

Sommer, n° 90.

LXXXIV. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 15, S. 224.

Österley zu *Gesta Romanorum*, 633, n° 229, Pauli, n° 389 und Kirchhof, *Wendunmuth*, 1, 2, n° 33; zu den an diesen drei Stellen gegebenen Nachweisen noch: *Les comptes du monde adventureux*, n° 17 (éd. F. Frank, Paris, 1878, I, 94 ff.); Domenichi, *Facetie, motti & burle*, 1581, 333 und 346; J. de B. D. M., *Recueil curieux d'histoires et de bons mots*, Amsterdam, 1739, 108*); (Abbé Blanchet), *Apologues et contes orientaux*, 1784, 32: *Le Juif et le Chretien*; Gudin, *Contes*, I, 319: *La foi prouvée par les oeuvres* (nach Blanchet, aber mit einem merkwürdigen Schlusse: ein Ungläubiger, der den Juden herausgezogen hat, wird vom Christen und vom Juden geprügelt).

---

*) „L'an 1498 Ernest, Archevêque de Magdebourg, fils d'Ernest Électeur de Saxe etc. etc." Vgl. Melander, I, n° 90.

LXXXV. Nach dem *Speculum morale,* 3, 4, 4, 1153 B.

Zum ersten Teile (reitender Delinquent) vgl. meine Noten zu Bebel, 2, n° 97 (I, 211), ferner Sagredo, *L'Arcadia in Brenta,* Ausg. Bologna, 1693, 297.

Zum zweiten Teile (nackte Hure) vgl. folgende Erzählung des *Kalîla* (Wolff, *Bidpai,* 2. Aufl., 1839, I, 127):

„Es war eine Stadt, über die fiel der Feind her. Nachdem er einen Teil ihrer Einwohner gemordet, einen andern zu Gefangenen gemacht und die Stadt ausgeplündert hatte, wandte er sich wieder dahin, woher er gekommen. Einem der Krieger war als Beute ein Bauersmann samt dessen zwei Weibern zugefallen. Sie wurden insgesamt von dem Krieger in Rücksicht auf Speise und Kleidung gar schlecht behandelt. Eines Tags ging der Bauersmann mit seinen Weibern aus, um für den Krieger Holz zu sammeln. Sie waren aber sämtlich nackt. Da fand eine der Weiber auf dem Weg einen alten Lappen, womit sie ihre Blöfse bedeckte. Darauf sagte dieselbe, auf das andere Weib hindeutend, zu ihrem Mann: ‚Sieh doch, wie diese nicht so viel Scham hat, dafs sie ihre Blöfse verbirgt!‘ Da erwiderte derselben ihr Mann: ‚Sähest du doch zuerst auf dich selbst, denn dein ganzer Körper ist ja nackt! Wie kannst du deiner Freundin das zum Vorwurf machen, was sich eigentlich bei dir auch findet!‘“

Vgl. ferner Benfey, *Pantschatantra,* I, 300 und Chauvin, II, 93.

LXXXVI. Nach Ét. de Bourbon, 46 ff., no. 37 = *Speculum morale,* 2, 1, 13, 756 E ff.

Jubinal, *Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux,* . . . Paris, 1839, I, 352 ff.; A. v. Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Handschriften,* 1855, 70 ff.; Köhler, *Kl. Schriften,* II, 213 ff.

LXXXVII. Nach Ét. de Bourbon, 212, n° 249.

Der Herausgeber ist der Meinung, dafs die Königin Eleonore von Aquitanien ist, deren Zeitgenosse Gilbert de la Porrée, Bischof von Poitiers war. Nachdem sich Ludwig VII. hatte von Eleonore scheiden lassen (1152), heiratete sie Heinrich von Anjou, der zwei Jahre später König von England wurde. Sie ist die Mutter von Richard Löwenherz.

Im *Dialogus creaturarum,* 172, d. 31, wo dieselbe Geschichte erzählt wird, heifst der Geistliche Perata.

LXXXVIII. Nach Österley, *Gesta Romanorum*, 669 ff., n° 270.

Antike Versionen zur Königswahl durch Pferdewiehern gibt Österley zu diesem Stücke der *Gesta* und zu Pauli, n° 361; vgl. auch Grimm, *Deutsche Mythologie*, 4. Aufl., II, 584 ff. Chauvin sammelt VI, 75 die Literatur über verschiedene Arten des *Choix d'un roi*, ohne jedoch auf die Wahl durchs Pferd Rücksicht zu nehmen. J. J. Meyer stellt in der Einleitung zu seiner deutschen Ausgabe des *Daśakumāracarita*, 94 ff. einiges zusammen, wovon hier zwei Stellen aus Jacobis *Ausgew. Erz. in Mâhârâshtrî*, 62 und 36 folgen mögen:

„Der arme Mūladeva gelangt zu einer Stadt, wo eben der König ohne Sohn gestorben ist. Nachdem man dort mit den fünf Symbolen der Herrschaft zuerst in der Stadt herumgegangen ist, gehen sie hinaus und gelangen in die Nähe Mūladevas. Kaum wird er gesehn, so schreit der Elephant, wiehert das Rofs, wird er von dem Wasserkruge besprengt und von den Jakwedeln gefächelt und der Sonnenschirm steht still über ihm."

„Karakaṇḍu gelangt nach Kāñcanapura. Dort ist der König kinderlos gestorben. Das Pferd, das als Symbol der Herrschaft gilt, geht hin zu ihm, während er draufsen schläft, und nachdem es ihn rechts umwandelt hat, bleibt es stehn. Als die Städter ihn voll Ehrfurcht mit den Zeichen begabt sehn, erschallt der Ruf: Heil! Heil! und die Freudenpauke wird geschlagen."

LXXXIX. Nach dem *Dialogus creaturarum*, 249, d. 99.

Vgl. meine Nachweise zu Morlini, n° 47.

XC. Nach einer Erzählung bei Hervieux, IV, 392 ff.

Dieses Stück, das vielleicht von Odo von Ceritona ist (siehe ebendort S. 153 ff.), ist deshalb in die Sammlung aufgenommen worden, weil der Herausgeber darin oder in einem ähnlichen die Quelle der 3. Facetie Poggios sieht, die den Titel führt *Bonacii Guasconi, qui tam tarde e lecto surgebat* (bei Noël, London, 1798, I, 10 heifst sie *Excusatio pigritiae)*; in den alten Ausgaben, z. B. Argentinae, 1510 lautet das Marginale *Sollicitudinis et pigritiae altercatio*.

Aufser den Nachweisen Noëls (II, 4) sind noch zu nennen: Brant, *Esopi appologi*, Basileae, 1501, Bl. D^b, deutsch von Adelphus

(1508), Ausg. 1535, 129; Hans Sachsens Meistergesang *Die Faulkeit vnd Sorg* und Spruchgedicht *Die Faulkeyt vnd die Sorg kempffen mit einander* (Goetze-Drescher, III, 212 und II, 351); *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 45[b] = *Schertz mit der Wahrheyt*, 1550, Bl. 48[b], 1563, Bl. 51[b]; Jac. Pontanus, *Attica bellaria*, 1615, 476.

XCI. Nach Österley, *Gesta Romanorum*, 655, n° 251.

Vom Fische verschluckt: Clouston, *Popular tales and fictions*, I, 405 ff.; als Lügenschnurre Bebels Facetie 3, n° 13 mit meinen Nachweisungen.

Zu dem Motiv von den Kästchen vgl. aufser den Anmerkungen Österleys zu diesem Stücke noch Dunlop-Liebrecht, 250 ff.; Benfey, *Pantschatantra*, I, 407 ff.; Simrock, *Die Quellen des Shakspeare*, 2. Aufl., 1872, I, 213 ff.; Landau, *Quellen*, 191 u. 277; Bozon, 263 zu n° 84; Kuhn, *Barlaam und Joasaph*, 74; J. de Vitry, 153, n° 47; Morlini, 268, n° 5.

Die von mir zu Morlini, n° 5 mitgeteilte Erzählung aus Zinkgräfs *Apophtegmata* steht auch in den *Facecies et motz subtilz*, 1559, Bl. 28[a].

XCII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 6, S. 206.

Beinahe wortwörtlich identisch steht diese Facetie in dem schon zitierten Manuskripte von Tours, aus dem sie Lecoy de la Marche bei Ét. de Bourbon, 243 mitteilt. Auf der *Mensa philosophica* beruht die *Jucunda historia de Rege Franciae* in den *Nugae venales*, s. l., 1720, 55. Andere Bearbeitungen sind Luscinius, *Ioci ac sales*, 1524, n° 88, Des Periers, *Les nouvelles récréations et joyeux devis*, nouv. 35 (éd. Jacob, 1858, 159) und Bouchet, *Les Serées*, 15. ser. (éd. par C. E. Roybet, 1873 ff., III, 104). Auch Waldis, *Esopus*, 4, n° 18: *Vom Mönch vnd einem Wiert* gehört hierher, obwohl Kurz als Quelle „mündliche Überlieferung“ anführt.

XCIII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 9, S. 211.

Schon 1742 hat Dom. Maria Manni diese Erzählung in seiner *Istoria del Decamerone*, 476 zu *Dec.* 7,5 abgedruckt; nach ihm ist sie „cavato da un certo Frontonio“. Den ganzen Passus samt

dem Frontonio druckt Cappelletti in den *Studi sul Decamerone,* 1880, 254 ab. Die *Mensa* selbst nennt aber für diese Erzählung keinen Gewährsmann, sondern erst für die nächste, die mit „Frontinus ubi supra, l. 2" beginnt; der Verfasser oder Kompilator führt seine Quellen nie zum Schlusse, sondern immer am Anfange an. Weiter steht sie bei La Fontaine, éd. Regnier, IV, 99 und bei Bolte, *Montanus Schwankbücher,* 515*).

Den Nachweisungen Boltes zur *Gartengesellschaft,* 56 ist beizufügen, dafs die 78. der *Cent nouvelles nouvelles* in dem *Recueil des Plaisantes et facetieuses nouvelles*, Lyon, 1555, S. 186 ff. als nouv. 57 bearbeitet ist unter dem Titel *D'un Chevalier, qui voulut finement sçavoir le mauvais gouvernement de sa femme, en faignant estre prestre, et la confesser. Et incontinent it fut deceu par sa femme et persuadé de croire le contraire.* Diese Novelle steht wiederabgedruckt als 60. auf S. 216 ff. der *Ioyeuses Aventures et facetieuses Narrations*, Lyon, 1556, worauf Kirchhof, *Wendunmuth,* 3, n° 245 beruht; in der Ausgabe der *Ioyeuses Aventures* von 1577 fehlt sie. Vgl. ferner Lorck, *Altbergamaskische Sprachdenkmäler,* 1893, 92.

XCIV. Nach Herolt, *Sermones discipuli de tempore,* sermo 50, F.

Das Motiv von der Frau, die ein Verbot vorwitzig übertritt, findet sich, ebenfalls mit dem Zuge von der nicht zu öffnenden Büchse schon in dem Märchen von Amor und Psyche im 6. Buche des *Asinus aureus* von Apulejus; hier allerdings ist das treibende Moment nicht Neugierde. Nur Neugierde kommt dagegen in Betracht, wo es sich um das verwandte Verbot, eine gewisse Tür zu öffnen, handelt; hierüber vgl. aufser der bei Chauvin, V, 203 angegebenen Literatur noch Köhler, *Kl. Schriften*, I, 128 und 312, Köhler zu Gonzenbach, n° 15, II, 215, Köhler-Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde,* VI, 66, ein rumänisches Märchen in der *Revue des traditions populaires,* VIII, 42 und Pletscher, *Die Märchen Charles Perraults,* 1906, 55.

Unsere Erzählung kehrt wieder bei Pauli, n° 398 und bei Rabelais, *Pantagruel,* 3, c. 33 (*Oeuvres,* Amsterdam, 1725, III, 184 ff.).

---

*) Hier ist in Z. 13 *veniret* in *viveret* zu verbessern.

Der Volksmund kennt meines Wissens keine Erzählung, wo ein Mann dieselbe Rolle spielte, wie das Weib hier und öfter, z. B. auch unten in n° 127; in geistlichen Schriften jedoch kommt auch derartiges vor: so bei Jac. de Vitry, 5, n° 13, bei Caes. v. Heisterbach, 4, 75, S. 229 und bei Hervieux, IV, 408 ff.

Übrigens kam es tatsächlich vor, dafs Äbtissinnen ihren Nonnen die Beichte hörten. So schreibt Papst Innocenz III. im Jahr 1210 an zwei spanische Bischöfe und an den Abt von Morimond in Lothringen: „Nova quaedam nostris sunt auribus intimata, quod abbatissae moniales proprias benedicunt, ipsarum quoque confessiones in criminibus audiunt et legentes evangelium praesumunt publice praedicare. Cum igitur id absonum sit pariter et absurdum, mandamus, quatenus ne id de cetero fiat, curetis firmiter inhibere; quia licet beatissima virgo Maria dignior et excellentior fuerit apostolis universis, non tamen illi, sed istis dominus claves regni coelorum commisit." (Linsenmayer, *Geschichte der Predigt in Deutschland,* 126).

XCV. Nach Caesarius von Heisterbach, 8, 59, S. 150.

Köhler, I, 117 und 584; Landau, *Quellen,* 193 ff.

Ring zerbrochen: Köhler a. a. O.; Marguerite de Navarre, *L'Heptaméron,* nouv. 24.

Heimkehr des Gatten; Chauvin V, 108; Köhler a. a. O.; Liebrecht, *Zur Volkskunde,* 167 und 212.

Übernatürliche Ortsveränderung: Chauvin, V, 229 ff.

Ring in den Becher: Köhler, I, 584; Rückert, *Kind Horn* (*Werke,* Hesse, VI, 260).

XCVI. Nach Caesarius von Heisterbach, 8, 53, S. 504 ff.

XCVII. Nach Caesarius von Heisterbach, 5, 36, S. 306 ff.

Pauli, n° 92.

XCVIII. Nach J. de Vitry, 99, n° 237.

Sommer, n° 80.

XCIX. Nach J. de Vitry, 107, n° 254.

Sommer, n° 89.

C. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 15, S. 224.

CI. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 43, S. 287.

Dschelaleddin Rumi, *Mesnewi*, VI, 87 ff., S. 496 ff. (Goedeke im *Orient und Occident*, II, 585): Einem Mann in Bagdad träumt, er werde an einem gewissen Orte in Kairo einen Schatz finden. Als er sich in Kairo bei dem Besitzer des Hauses erkundigt, sagt ihm dieser, ihm habe geträumt, dafs in einem Hause zu Bagdad ein Schatz liege. Da das das Haus des Bagdaders ist, so hebt er den Schatz nach seiner Heimkehr.

In *Tausend und einer Nacht* (übertr. v. Henning, VII, 152 ff.) wird die Sache dadurch mehr kompliziert, dafs der Bagdader in Kairo unschuldig halbtot geprügelt und ins Gefängnis geworfen wird. Zufällig hat dann der Wâlī, dem er erst nach drei Tagen vorgeführt wird, den entsprechenden Gegentraum gehabt usw. usw.

Vgl. weiter Grimm, *Deutsche Sagen*, n° 212, I, 149 ff. und 258 und *Kleinere Schriften*, III, 414 ff.: *Der Traum vom Schatz auf der Brücke*; Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 93; Zingerle, *Sagen aus Tirol*, 2. Aufl., 654 ff.; Hauffen in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, X, 432 ff. und XI, 226 ff.; Chauvin, VI, 94 ff.

CII. *Speculum morale*, 3, 3, 2, 999 B.

Ét. de Bourbon, 439, Note; Vincentius von Beauvais, *Speculum historiale*, 2, 87, S. 75.

Vita Homeri, 35: „Ὅσσ᾽ ἕλομεν, λιπόμεσθα· ὅσσ᾽ οὐχ ἕλομεν, φερόμεσθα“; Suidas, verbo Ὅμηρος: Ὅσσ᾽ ἕλομεν, λιπόμεσθα· ἃ δ᾽ οὐχ ἕλομεν, φερόμεσθα.“

Symposius, *Aenigmata*, n° 30:

„Est nova notarum cunctis captura ferarum,
Ut, si quid capias, id tecum ferre recuses,
At, si nil capias, id tu tamen ipse reportes.“

In Hans Sachsens Meistergesang *Der Homerus* (Goetze-Drescher, III, 130) sagen die Fischer zu Homer:

„Die wir haben gefangen,
Die selben hab wir nimer“,
Vnd mainten ire lews,
„Vnd die vns sint entgangen,
Die selben hab wir imer.
Maister, die frag aufschlews!“

Bei Cosquin, II, 125, n° 49 wird Blancpied von seinem Herrn und zugleich Gläubiger um den Verbleib seines Vaters gefragt; es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

„Monseigneur, il est à la chasse: tout ce qu'il tue, il le laisse, et tout ce qu'il ne tue pas, il le rapporte.“ — „Est-ce possible?“ dit le seigneur. „Si tu m'expliques la chose, je te tiens quitte de tout ce que tu me dois encore.“ — „Eh bien! monseigneur, mon père est à la chasse . . . de ces poux. Tout ce qu'il tue, il le laisse, et tout ce qu'il ne tue pas, il le rapporte.“

Ebendort und bei Köhler, I, 87 und 152 ff. reichliche Nachweise, auch über andere Rätselantworten.

In einem *Jātaka* (J. J. Meyer in der Einleitung zum *Daśakumāracarita,* 98 ff.) führt Bodhisatta mit einem klugen Bauernmädchen ein ähnliches Gespräch. Unter anderm erhält er auf seine Frage: „Wirst du heute noch kommen?“ die Antwort: „Wenn es kommt, komme ich nicht; wenn es nicht kommt, komme ich“, d. h. wenn das Wasser kommt (wenn der Flufs anschwillt), komme ich, usw. usw.

Ebenso predigt in dem 35. Stücke der *Additamenta* von Ph. Hermotimus (im Anhange zu *Nicodemi Frischlini Balingensis Facetiae selectiores . . .*, Amsterdam, 1660, 307 ff.) *De altero quodam Concionatore* ein Pfarrer seiner Gemeinde, der die Kroaten das Vieh vertrieben haben: „*Cum non veniunt* (sc. Croatae), *redeunt* (sc. armenta); *sed cum veniunt* (sc. Croatae), *non redeunt* (sc. armenta).“

Bei Engelien und Lahn, *Der Volksmund in der Mark Brandenburg,* 1868, I, 116 handelt es sich um die Erbsen und die Tauben: „Wenn sie kommen, dann kommen sie nicht; und wenn sie nicht kommen, dann kommen sie.“ Ebenso bei Frischbier, *Am Ur-Quell,* II, 151 ff.

CIII. Nach J. de Vitry, 106, n° 251 = Wright, 16, n° 14.

Vgl. Bolte zu Wickrams *Rollwagenbüchlein,* 373, n° 45 und Sommer, n° 81.

CIV. Nach Wright, 82, n° 96.

Vgl. die oben zu n° 72 mitgeteilte Erzählung aus Ét. de Bourbon.

CV. Nach Wright, 123, n° 131 = Bromyard, L, 3, 4.

Pauli, n° 195; Euch. Eyering, *Proverbiorum copia,* Eifsleben, 1601, 212. Vgl. auch eine Facetie Arlottos (*Le Facezie del P. A.,* ed. G. Baccini, 1884, 172, n° 64).

CVI. Nach J. de Vitry, 129, n° 310.

Ét. de Bourbon, 376, n° 433; S. Bernardino, *Novellette, esempi morali e apologhi,* 72, racc. 29: *D'uno che trasse il zaffo alla botte d'uno tavernajo, e ne versò il vino, colle nuove cose che ne seguirono;* Pauli n° 372.

Vgl. ferner das Fabliau *La plantez* (Montaiglon-Raynaud, III, 170 ff.) und Clouston, I, 18 ff.

CVII. Nach Caesarius v. Heisterbach, 6, 14, S. 355 ff.

Eine kürzere Version in der *Mensa philosophica,* 4, 34, S. 263.

CVIII. Nach Caesarius von Heisterbach, 3, 42, S. 153.

Le Novelle antiche, ed. G. Biagi, 1880, 125:

„Qui conta d'uno villano che ss'andoe
a confessare.

Un villano si andò un giorno a confessare e piglioe de l'acqua benedetta, et vide il prete che lavorava nel colto; chiamollo del colto da lunga et disse: ‚Sere, io mi vorei confessare.' Rispuose il prete: „Confessasti tue anno?' Et que' disse che sì. ‚Or metti un danaio nel colombaio, et a quella medesima ragione ti foe et prosciolgho uguano, k'io ti feci anno."

Vgl. auch Poggius, n° 38.

CIX. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 16, S. 227.

Vgl. Sommer, n° 72, wo ich darauf hingewiesen habe, dafs dieser kurze Schwank die Quelle der 14. Novelle in Masuccios *Novellino* (*Comptes du monde adventureux,* n° 33) ist.

CX. Nach Ét. de Bourbon, 175 ff., n° 200.

Vgl. meine Noten zu Morlinis Novellen 4 und 5, 266 ff.; dort wäre noch anzuführen gewesen Bromyard, C, 11, 34:

„Unde fertur, quod quidam mimus rogavit quendam regem, quod eum ditaret, et tamen nihil ei daret. ‚Quomodo?‘ inquit rex. Cui ille: ‚Solummodo, quod vobis placeat, quod coram episcopis et regni vestri proceribus potero vobis secrete loqui.‘ Pro certo sicut iste rogavit, quod posset regi loqui propter avantagium proprium, quia cogitavit, quod, si reputaretur bene esse cum regi, multa lucraretur.“

CXI. Nach Ét. de Bourbon, 242 ff., n° 290.

Die in der Note von Lecoy de la Marche aus dem Manuskripte von Tours mitgeteilte Fassung stimmt wieder so ziemlich mit der *Mensa philosophica*, 4, 6, S. 205 überein.

Vgl. meine Noten zu Bebel, 2, n° 140 (I, 229 ff.), ferner Eyering, *Proverbiorum copia*, II, 672; Manlius, II, 245 ff., *Facecies et motz subtilz*, Bl. 30ª (nicht identisch mit Domenichi, *Facetie, motti & burle*, 165); Sagredo, *Arcadia in Brenta*, 274 ff.; Branthôme, *Discours sur les sermens et juremens espaignols (Oeuvres complètes*, Paris, 1858 ff., IX), 202.

CXII. Nach dem *Speculum morale*, 3, 4, 4, 1153 E.

Pauli, n° 247.

CXIII. Nach Caesarius von Heisterbach, 2, 12, S. 71 = (gekürzt) Herolt, *De miraculis beatae virginis*, ex. 96.

J. de Vitry, 124, n° 296; V. v. Beauvais, *Speculum historiale*, 7, c. 105—106, 260; v. d. Hagen, *Gesammtabenteuer*, III, 519 ff., n° 83: *Marien ritter und der tiuvel*, dazu S. CXXV; Pfeiffer, *Marienlegenden*, neue Ausgabe, 1863, 209; Mussafia, *Studien*, I, 68 u. ö.

CXIV. Nach Wright, 31 ff., n° 29.

v. d. Hagen, *Gesammtabenteuer*, III, 480 ff.: *Marîa und diu hûs vrouwe*; Pfeiffer, *Marienlegenden*, 137; Jubinal, *Nouveau recueil de fabliaux*, I, 138 ff.: *Le dit du povre chevalier;* Mussafia, *Studien*. II, 63 u. ö.

CXV. Nach J. de Vitry, 104, n° 248 = Wright, 20, n° 18; danach *Speculum morale*, 3, 9, 5, 1396 C.

Der zweite Teil dieser Erzählung ist identisch mit dem dritten Streiche, den in der 9. Novelle des 7. Tages im *Decameron* Lidia ihrem Gatten spielt, um ihren Geliebten von ihrer Treue zu überzeugen; vgl. Landau, *Quellen*, 79 ff.

Ebenso ist der Streich des 2. Weibes in der von Rua, *Novelle del ‚Mambriano‘ del Cieco da Ferrara*, 1888, 102 ff. besprochenen 6. Novelle im *Mambriano*, die von Malespini, *Ducento novelle*, Venetia, 1609, II, Bl. 306[b], Novelle 95 in Prosa bearbeitet worden ist, ferner der Streich des 1. Weibes in den bei Pitrè, *Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani*, Palermo, 1875, III, 255 ff. und 265 ff. mitgeteilten Volkserzählungen *Li tri Cumpari* und *Li tri burli* (Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 133 ff. und Bédier, *Les Fabliaux*, 2[e] éd., 1895, 265 ff.).

Vgl. ferner Lafsbergs *Liedersaal*, I, 267, n° 37 (W. Menzel, *Deutsche Dichtung*, I, 418) und H. Kaufringers *Gedichte*, 1888, 151, n° 13.

CXVI. Nach V. von Beauvais, *Speculum historiale*, 7, c. 90—92.

Ét. de Bourbon, 115 ff., n° 136; Österley, *Gesta Romanorum*, 648, n° 249 und 747; Kirchhof, *Wendunmuth*, 2, n° 23; Mussafia, *Über eine italienische metrische Darstellung der Crescentiasage*, Wien, 1866; Köhler, I, 391 ff. und 582; Chauvin, VI, 167 ff.

CXVII. Nach Österley, *Gesta Romanorum*, 597 ff., n° 193.

Zu den rätselhaften Antworten: Köhler, I, 197 und II, 607 ff.

Netz ausgeworfen: Rückert, *Kind Horn* (Werke, 260):

„Kein Bier will ich aus Krügen trinken, schöne Königin!
Sondern aus dem Becher will ich trinken Wein.
Du denkst, ich sei ein Bettler; doch mufs ich ein Fischer sein.
Meinen Fang zu holen komm ich nach Westenland;
Mein Netz liegt hier gar zierlich in einer schönen Hand.
Ich hab es liegen lassen, es geht ins siebente Jahr;
Was es mir hat gefangen, will ich nun nehmen wahr.
Ich will hier mit dem Netze thun einen guten Zug;
Zu fischen bin ich gekommen, ich trink aus keinem Krug.“

CXVIII. Nach Caesarius von Heisterbach, 5, 24, S. 295.

Fulgosius, Bl. 8a: „Mediolani quoque regnante Matthaeo Vice-comite postremis eius imperii diebus detecti sunt Andreas Seramita et Gulielma post undecimum coepti sceleris annum principes fuisse, mares ac feminas occulto in loco sub Bariloti nomine ad bacchanalem exercendam licentiam congregandi; nam peractis sacris, quae Gulielma in sacerdotali veste obibat, cum caeteri in clericorum habitu ministrarent, extincto lumine promiscuae libidinis genus omne permittebatur. Itaque Andreas vivens cum aliquot huius sectae hominibus combustus fuit, additumque Gulielmae cadaver, quae ante mortua erat et usque ad id tempus in Clarevallis monasterio sepulta sanctarum honore colebatur."

Frischlin, *Facetiae selectiores*, Lipsiae, 1600, 4 ff.:

„Moniales nobiles.

Est in partibus veteris Alemanniae quoddam coenobium foeminei sexus, in quo aluntur nobiles tantum moniales, quae, cum ante pubertatis annos recipiuntur, postea maturae viris et nubiles admodum lasciviunt ac pruriunt. Quodam tempore circa brumam, cum adolescentes aliquot nobiles visendarum sororum causa in monasterium pervenissent, amice accepti, coeperunt a coena cum monialibus comessari ac tripudiare. Postquam vero cum Cerere et Baccho Venus incaluisset, subito omnibus facibus extinctis suam, cum qua saltabat, quilibet arripit eamque in angulo comprimit. Sed in isto repentino Veneris tumultu cum forte unus suam germanam praehendisset, agnito errore, ‚Ho! ho!' inquit, ‚nemone vestrum est, qui mecum permutationem instituat? Nam meam ego teneo sororem.' Elegans mehercle contubernium!"

CXIX. Nach V. v. Beauvais, *Speculum historiale*, 23, c. 162—166, 169.

Nouvelles françoises en prosa du XIIIe siècle, publiées . . par L. Moland et C. D'Hericault, Paris, 1856, 33 ff.: *Li amitiez de Ami et Amile*, dazu S. XV ff.; Keller, *Li Romans des sept sages*, CCXXXI ff.; Dunlop-Liebrecht, 134 ff.; Chauvin, VIII, 194 ff.

Zwei gleiche Becher: *Le dit des trois pommes, légende en vers du XIVe siècle*, publiée . . par G. S. Trebutien, Paris, 1837.

Schwert zwischen den Gatten (Liebenden): *Keller, Li Romans des sept sages,* CCXXXV (Note); Liebrecht, *Gervasius von Tilbury,* 1856, 101; Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer,* 168 ff.; Br. Grimm, *KHM,* III, 106; Landau, *Quellen,* 266; Clouston, I, 316 (Note); Cosquin, I, 79 (Note); Köhler bei Gonzenbach, II, 230 und *Kl. Schriften,* II, 444; Köhler Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde,* VI, 76 ff.; Chauvin, V, 62 (Note).

Stellvertretung beim Gottesurteile: Landau, *Quellen,* 139.

Kampf in der Gestalt des Freundes: Vgl. die Brunhildensage, wo Sigurd und Gunnar Amicus und Amelius entsprechen.

Aussatz durch Menschenblut geheilt: In sämtlichen Fassungen der Legende von den Jakobsbrüdern (Köhler, II, 163 ff.; Jak. Ulrich in den *Romanischen Forschungen,* XIX, 595 ff.); *Li Reali di Francia,* Venezia, 1821, 1, c. 1; Robert de Boron, *Merlin,* II, 16 ff.; Österley, *Gesta Romanorum,* 633, n° 230; Hagen, *Gesammtabenteuer,* III, CLII ff., Cieco da Ferrara, *Mambriano,* c. 21, st. 31 (Rua, 91); Basile, *Lo cunto de li cunti,* i. 3, t. 9, Ausgabe Napoli, 1674, 364; Gonzenbach, n° 55, I, 354; Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer,* 172 ff.; Keller, *Li Romans des sept sages,* CCXXXV (Note); Dunlop-Liebrecht, 478; Simrock, *Quellen,* I, 219 ff.; Köhler, II, 659 und 661; Cassel im *Weimarischen Jahrbuch,* I, 408 ff.: *Zum armen Heinrich Hartmanns v. d. Aue;* derselbe, *Die Symbolik des Blutes,* 1882.

Vgl. auch oben n° 50.

Faden um den Hals: „Merkwürdig, dafs sich der blutrote Streifen um den Hals der wiederbelebten Kinder, der in den meisten Formen der Sage von Amicus und Amelius vorkommt, in unserer Legende (von den Jakobsbrüdern) nur in dem deutschen Gedichte (Kunz Kisteners) findet.“ Köhler, II, 169.

Vgl. auch die Stelle im *Faust, Walpurgisnacht:*

„Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar mufs diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!“

Gräber vereinigt: Gregor von Tours, *De gloria confessionis,* c. 32 = *Magnum speculum exemplorum,* 785; Lecky, *Sittengeschichte Europas,* deutsch von Jolowicz, 2. Aufl., 1879, II, 270.

CXX. Thomas Cantipratanus, *Bonum universale de apibus*, l. 2, c. 20, p. 2 = *Magnum speculum exemplorum*, 27.

Diese Erzählung beruht auf der 3. der *Disciplina clericalis* (hg. v. Schmidt, 36 ff.). Die Hauptunterschiede sind folgende: Bei Alphonsi wird der Bagdader, der bei Th. von Chantimpré dem Christen entspricht, bei dem Besuche des Ägypters (unsers Heiden, im Originale *gentilis*) krank und die Ärzte sagen, „amoris esse passionem“; daraufhin zeigt ihm sein Gastfreund 1. die „cantatrices et pedissequas“, 2. „omnes filias“ und erst 3. das Mädchen, das er sich zur Frau erzogen hat. Weiter fehlt bei Alphonsi der Grund der Verarmung des Ägypters (Heiden) und endlich zieht er nach dem Freispruche durch den König wieder heim.

Zu den Nachweisen, die Österley, *Gesta Romanorum*, 740 zu n° 171 und Bolte in *Montanus Schwankbücher*, 580 zu *Wegkürzer*, n° 42 geben, wäre noch zu nennen Seb. Franck, *Chronica*, Strafsburg, 1531, Bl. 113[a] ff., wahrscheinlich nach der von Beroaldus gemachten Übersetzung der 8. Novelle des 10. Tages im *Decameron*. Vgl. ferner Chauvin, IX, 16 ff.

CXXI. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 17, S. 230.

In diesem Schwanke scheint die Quelle für die 58. Historie im *Eulenspiegel* zu liegen (hg. v. Knust, 1884, 91, Lappenberg, 84). In der ältern Literatur kann ich ihn sonst nicht nachweisen, aufser in der 14. Serée Bouchets (III, 41 ff.) von „le bon Roy Louys XI.“: „Le Roy, qui vouloit tenir sa promesse, pour ne le baiser au cul apres sa mort, luy donne sa grace.“ Ein „burleskes Puppenspiel“ *Wie Till Eulenspiegel zu Lübeck durch Schalkheit dem Galgen entkam* von Alexander v. Bernus steht im III. Teil der *Opale*, 10 ff.

CXXII. Nach der *Mensa philosophica*, 4, 10, S. 213 ff.

Bromyard, F, 3, 4; Pauli, n° 169; *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 73[a] = *Schertz mit der Warheyt*, 1550, Bl. 69[a], 1563, Bl. 73[a]; *Nouveaux contes à rire*, II, 80: *Celui qui fuit la peine, ne mérite pas le plaisir;* Toldo in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XIV, 58 ff.

CXXIII. Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 268, n° 8.

Ét. de Bourbon, 218, n° 257 (in der Note sagt der Herausgeber, es existiere auch eine Version von J. de Vitry; im gedruckten Texte fehlt diese); Erasmus v. Rotterdam, *Ecclesiastae sive de ratione concionandi libri quatuor* (von Robertus Liciensis, d. i. Robert Caracciolo aus Lecce, † 1483), nach Erasmus Melander, *Iocoseria*, I, 333, n° 399, deutsch II, 182, n° 206, ferner Henri Estienne, *Apologie pour Hérodote*, 36, 4, éd. Le Duchat, A la Haye, 1735, II, 160 ff.

Altdeutsche Predigten, hg. v. A. E. Schönbach, I, 1886, 66:

„mochten sie zu himelriche sin kůmen als samphte und als lichtecliche als nu die meistere der cristenheit denken zu cumende mit wolezzen und mit trinkene, mit samphteme gemache, mit slafene, mit curtzwile, mit hunden, mit vogelweide, mit schonen pherten, mit tuveren cleideren, mit hohmůte und mit itelicheit der werlde, mochten sente Peter und sente Paul und andere heiligen alsus gote haben gedinet, so weren sie die tummisten lůte gewesen die ie gewůrden daz sie sich als smehliche und als jemerlichen liezen handelen in dirre werlde.“

Eine Anspielung bei Pauli, n° 282.

CXXIV. Nach Wright, 34, n° 31.

Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 293, n° 73; V. v. Beauvais, *Speculum historiale*, 7, c. 104, S. 259; v. d. Hagen, *Gesammtabenteuer*, III, 474 ff., *Marîa und der mâlaere;* Dunlop-Liebrecht, 308; Pfeiffer, *Marienlegenden*, 110 ff.; Mussafia, *Studien*, II, 35 ff. u. ö.

CXXV. Nach Caesarius v. Heisterbach, 12, 20, S. 712 ff.

Vgl. meine Noten zu Bebel, 1, n° 36 (I, 135 ff.). Dort wäre noch auf Wright, 37, n° 35 und Köhler, I, 586 und III, 266 ff. zu verweisen gewesen.

Einige kuriose Belege zu dem Volksglauben, dafs die Priesterweiber Rosse des Teufels werden, finden sich auch bei Bromyard; so L, 7, 17:

„De alia talia (ecclesiastici viri amasia) fertur, quod daemones visibiliter eoram vigilantibus circa corpus eius frenum in ore eius ponentes ipsam ad modum iumenti ad infernum equita-

verunt. Item de duabus talibus fertur, quod per viam transeuntes currum iuxta viam videntes loquebantur, quod hic vel inferno eas currum trahere oportuit, quia audierant, quod tali officio in inferno fungerentur. De communi ergo consilio se sub curru posuerunt inaniter aestimantes, quod per hoc alibi officium illud evaderent. Qui statim ictu fulminis occidebantur et ad infernum pro officio suo faciendo mittebantur."

Ebendort und D, 1, 10 wird die Erzählung von Caesarius zitiert; vgl. auch L, 7, 48 ff.

Ferner sagt in der 20. Novelle des 2. Teils der *Novelle* Bandellos die beichtende Bäuerin zu dem um sie werbenden Priester: „Io intendo, che gli è troppo gran male e che le femine, che son amorose dei frati e preti, quando sono poi all' altro mondo, diventano cavalle del diavolo." Und der „buon prete" antwortet: „Tu sei una pazzerella; coteste sono favole, che sogliono narrar le vecchie sul focolare, e non sanno punto ciò che si dicano."

Und im *Moyen de parvenir,* c. 96, Paris, 1841, 349 heifst es: „Ma cousine Gervaise n'y faillit pas hier soir. Elle détestoit les femmes des prêtres et disoit, qu'elles etoient chevaux du diable, d'autant qu'il n'y a rien si aisé à faire cocu, qu'un prêtre ou un minister, quand ils sont affûtés à dire messe ou à prêcher."

CXXVI. Nach Caesarius von Heisterbach, 6, 5, S. 336.

CXXVII. Nach Caesarius von Heisterbach, 4, 76, S. 230 ff.

Ein altdeutsches Predigtmärlein, mitgeteilt von Pfeiffer in der *Germania,* III, 421; Pauli, n° 318; Erasmus, *De ratione concionandi,* II, 267 = Gastius, *Convivales sermones,* 1549, I, 51 = Melander, *Iocoseria,* I, 461 ff., n° 516; Grécourt, *La nouvelle Ève (Contes et poësies diverses de M. de G***,* A Berg-op-Zoom, 1750, II, 234 ff.); Hagedorn, *Adelheid und Henrich* (*Poetische Werke,* 1760, II, 145); Bolte zu Montanus, *Gartengesellschaft,* n° 7. Vgl. auch oben n° 94 und J. de Vitry, 98, n° 236 mit den Noten Cranes.

CXXVIII. Nach Wright, 74, n° 83 = Herolt, *Promptuarium exemplorum,* M, 67 („. . . ut dicit magister Jacobus de Vitriaco").

Henri d'Andeli, *Le lai d'Aristote* (Montaiglon-Raynaud, V, 243 ff.), dazu Bédier, *Les Fabliaux,* 446 ff.; v. d. Hagen, *Ge-*

sammtabenteuer, I, 17 ff., *Aristoteles und Fillis*, dazu ebendort S. LXXV ff.; Dunlop-Liebrecht, 483; Landau, *Quellen*, 226 ff.; Edeléstand du Méril, *Études d'histoire littéraire*, 1862, 474; G. Sercambi, *Novelle inedite*, ed. Renier, Torino, 1899, 122 ff.: *De falsitate mulieris*; Arienti, *Porretane*, nov. 35, Ausg. Venezia, 1531, Bl. 101^b ff.

Benfey, *Pantschatantra*, I, 461; Moulieras, *Les fourberies de Si Djeh'a*, 19.

Über bildliche Darstellungen handeln v. d. Hagen, Benfey und Bédier an den a. O.; ferner vgl. Guénebault, *Dictionnaire iconographique des monuments*, 1843, I, 91, verbo *Aristote*.

CXXIX. Nach Ét. de Bourbon, 122, n° 143.

Wright, 108, n° 114 = Bromyard, E, 3, 48; Fabliau *De Brunain la vache au prestre* (Montaiglon-Raynaud, I, 132 ff.), dazu Bédier, *Les Fabliaux*, 451 ff. (der Nachweis Arlotto de Florence, éd Ristelhuber, 104, n° 75 gehört nicht hierher); Pauli n° 324 mit Österleys Nachweisen; Montanus, *Gartengesellschaft*, n° 108 mit Boltes Nachweisen; Melander, deutsch, I, 247, n° 253; Boccaccio, g, 1, n. 6; Rabelais, *Pantagruel*, 2, c. 17, zit. Ausg., II, 169 ff.; Toldo in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XVI, 33.

Auf einem ähnlichen Exempel, wie ihrer z. B. mehrere im *Speculum morale*, 3, 10, 21, 1474 ff. stehn, dürfte die 4. Facetie Poggios *De iudaeo nonnullorum suasu christiano facto* beruhn.

CXXX. Nach Ét. de Bourbon, 244 ff., n° 291.

Der Herausgeber bemerkt in einer Fufsnote: „L'auteur semble attribuer ce trait au même roi que le précédent (unsere n° 112), c'est-à-dire à Philippe Auguste"; das ist unrichtig: die Erzählung stammt aus der *Disciplina clericalis* des um 100 Jahre ältern Petrus Alphonsi, der den darin enthaltenen Fabelstoff der äsopischen Fabel entlehnt hat. Zur Vergleichung folge die Stelle der *Disciplina*:

„Alius versificator item venit ad regem, patre ignobili, sed matre generosa. Incompositus equidem incompositos obtulit versus. Cuius mater habebat litteratum fratrem et facetia splendidum. Rex autem honorifice eum suscepit. Quaesivit tamen ex eo, cuius filius esset. At ille praetendit ei avunculum suum, unde rex in

nimium risum se convertit. Aiunt ei sui familiares: ‚Unde iste tantus risus procedit?‘ Ait rex: ‚Fabulam quandam in libro quodam legeram, quam hic oculis conspicio.‘ At illi: ‚Quaenam est illa?‘ Ait rex:

‚Mulum noviter natum vulpes in pascuis invenit et admirans ait: „Tu qui es?“ Mulus dicit, se Dei esse creaturam. Cui vulpes: „Habesne patrem vel matrem?“ Mulus ait: „Avunculus meus est equus generosus.“ Sicut ergo mulus non recognovit asinum patrem suum, eo quod pigrum et deforme animal est, sic iste patrem suum confiteri erubescebat pro inertia sua incognitum.‘

Rex tamen convertens se ad versificatorem ait: ‚Volo ut mihi indices patrem tuum.‘ At ille sibi indicavit. Cognovit igitur rex, quod pater eius vilis et indisciplinatus erat, et ait servis suis: ‚Demus huic de rebus nostris, quod non degenerat.‘ “

Schmidt zur *Disciplina clericalis*, 103 ff.; Robert, *Fables inédites*, II, 16; Österley zu Pauli, n° 170; Crane zu J. de Vitry, n° 33; Chauvin, III, 71 und IX, 17; Hans Sachs, *Ein fabel von dem mawl, fuechs vnd dem wolff* (Goetze, II, 7 ff.).

Vgl. ferner eine Fabel von Barachja ben Nitronaï, der nach Winter u. Wünsche, *Gesch. d. jüd. Literatur*, III, 187 um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelebt hat; sie sei nach der lateinischen Übersetzung des Jesuiten Melchior Hanel, Prag, 1652, 231 ff. mitgeteilt:

„Parabola muli et vulpis.

Si quis interrogetur de nomine suo et cognatione sua, ut indicet patrem suum et matrem suam, non erit hoc semper honor eius.

Mulus transibat per viam, cui occurrit vulpes, quae eatenus non viderat ipsum, aspexitque pulchritudinem vultus eius. Et quod lucerent illius oculi ac longae essent aures ipsius, dixit in corde suo: Quis est ille, quem modo contemplor? quaenam est conditio praetereuntis huius? quia non vidi illi similem ullam speciem, neque vidi illum hactenus cum auribus longis, exporrectis in altum, plenum sapientia, scientia et astutia. Ivit autem vulpes, ut audiret sermonem eius, addendo astutias super astutias suas, si forte pertingere posset ad secretum illius, et interrogavit eum, quis genuisset ipsum. Responditque mulus: ‚Patruus meus erat magnifice incedens equus, supra quem equitabat Rex, subsiliens et exultans in die proelii atque occisionis. Cum commotione et ira fodiebat terram et collum eius erat terribile atque robur narium ipsius formidabile. Ungulae quoque illius sicut

silex reputabantur. Ad multiplicanda proelia desideria eius propendebant et gressus ipsius saxa non retardabant, quia patruus meus ignem eliciebat ex illis et quamlibet, tanquam malleus, petram conterebat. Oculi vero eius erant sicut lampades atque sicut fulgura corruscabant. Turris fortis erat equitanti et incedebat exporrecto gutture. Eminus olfaciebat proelium, exultabat ad contritionem hostium, sequebatur et assequebatur eum, qui contra equitantem in eo rebellabat.' Atque istae sunt generationes muli."

CXXXI. Nach Wright, 124, n° 133 = Bromyard, L, 17, 18.

CXXXII. Nach J. de Vitry, 116, n° 277.

Mensa philosophica, 4, 12, S. 218 ff.; Pauli, n° 306.

CXXXIII. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 20, S. 236.

Jak. Pontanus, *Attica bellaria,* Aug. Vind., 1615, 503 ff.

CXXXIV. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 17, S. 229.

Vgl. meine Nachweise zu Bebel, 1, n° 32 (I, 132 ff.). Dazu: Th. Morus, Epigr. *In scurram pauperem* (*Poemata,* Frankf., 1589, 251); Doni, *La seconda libreria,* Vinegia, 1551, Bl. 30[a]; *Huictain d'un Larron voulant rober de nuict un homme qui n'avoit rien* im *Plaisant Boutehors d'oysiveté* (Montaiglon, *Recueil de poésies françoises des XV[e] et XVI[e] siècles,* Paris, 1855 ff., VII, 166 ff.); Sagredo, *L'Arcadia in Brenta,* 336; D. M. Manni, *Le veglie piacevoli,* Venezia, 1760, II, 69.

CXXXV. Nach J. de Vitry, 38, n° 85.

Ét. de Bourbon, 164, n° 188.

Vgl. auch *Le livre de chevalier de la Tour Landry,* ch. 7, éd. Montaiglon, Paris, 1854, 14 ff.

CXXXVI. Nach Johannes Junior (Gobii), *Scala coeli* im *Magnum speculum exemplorum,* 6, n° 12.

CXXXVII. Nach Odo von Ceritona bei Hervieux, IV, 183, n° 7.

Vgl. oben die Einleitung.

In der n° 55 bei Wright, 52, die sonst mit der Fassung Odos identisch ist, will das Martinsvöglein nicht den Himmel, sondern den Baum aufhalten, wenn er fällt.

Wright sagt in der Anmerkung, der Martinsvogel, spanisch *paxaro S. Martin*, französisch *l'oiseau S. Martin*, sei der falco cyaneus; auch Grimm scheint (*D. Mythologie*, 4. Aufl., II, 946 und III, 326) dieser Ansicht zu sein. Odo von Ceritona weifs übrigens noch etwas von dem Martinsvogel zu erzählen (Hervieux, IV, 289): „Item (avis sancti Martini), quando non potest pisciculum infra testas inclusum habere, in altum elevat et super lapidem cadere permittens testas frangit et piscem devorat.“ Leider hat Hervieux das vorhergehende nicht mitgeteilt.

CXXXVIII. Nach Wright, 114 ff., n° 126.

Ich verzichte darauf, Literatur über das Shylockmotiv anzuführen, und verweise nur auf Chauvin, VIII, 200 ff., ferner aut Köhler, I, 212 ff.; jedoch möchte ich auf eine öfter vorkommende Fassung hinweisen, die sich von den andern dadurch unterscheidet, dafs das Ausschneiden des Fleisches nicht erst dann eintreten soll, wann der Schuldner die Frist versäumt hat, sondern überhaupt an Stelle der Zinsen zu geschehn hat: der Schuldner mufs dafür, dafs er das Geld zu leihen bekommt, sein Fleisch hingeben.

So erzählen die *Facecies et motz subtilz*, 1559, Bl. 38[a]:

„Nella città di Constantinopoli un Christiano domandò in presto a un Giudeo la somma di cinque cento ducati. Il Giudeo le lui diede a conditione, che per l'usura egli gli darebbe in fine del termino due oncie di sua carne, tagliate in uno di suoi membri. Il tempo del pagamento accaduto il Christiano rese i cinque cento ducati al Giudeo, rifiutando dare di sua carne. Il Giudeo per haver l'usura lo fece citare dinanzi il gran signore Sultano Solimano. Ilquale havendo udite le petitioni e riposte e giudicando a l'equità, comandò, che fosse portato un rasoio e posto in man del Giudeo, dicendoli: ‚A ciò tu cognosci, che te è fatta giustitia, taglia tu della carne del Christiano due oncie secondo che chiedi. Ma guardati bene de non tagliarne piu o

meno, altrimenti io ti faro morire.‘ Il Giudeo sapendo, che questo era impossibile, tienne il Christiano per quitto.“

Ganz ebenso mufs die Geschichte in der 16 Jahre vor der ersten Ausgabe der *Facecies* erschienenen, mir unzugänglichen *Hecatongraphie, c'est-à-dire les descriptions de cent figures et histoires* von Gilles Corrozet, Paris, 1540 stehn, die unter diesem Titel und unter dem der *Propos memorables* etc. oft gedruckt worden ist; wenigstens zitiert Martinus Delrius, *Disquisitionum magicarum libri sex* (1. Ausgabe 1593) im Proemium zum 4. Buche (Ausg. Köln, 1679, 507 ff.) in einer Marginalnote „Corrozetus de dictis et factis“ als Quelle für die folgende Erzählung:

„Nec subticenda Turcarum Regis Solymanni prudentia. Byzantii Judaeus Christiano certam auri summam mutuam dederat (hac conditione), ut constituta die praeter sortem, usurae loco duas carnis eiusdem Christiani uncias reciperet. Die illa sortem reddit Christianus, foenus negat. Aditur Solymannus, ut rem decidat. Ille Judaeum animo detestatus, novaculam adferri iubet et Judaeo potestatem facit, qua velit membri parte debitori duas carnis uncias exscindat, ea lege, ut omnino duas tantum; si minus plusve exsciderit, capite luiturum. Non ausus Judaeus hanc aleam subire Christianum absolvit.“

Jak. Pontanus, *Attica bellaria,* 1615, 830 ff., schreibt diese Stelle wortwörtlich ab, gibt aber, verleitet durch eine zur vorigen Geschichte bei Delrius gehörige Marginalnote, als Quelle „Aeneas Sylvius, lib. 2. de gestis Alphonsi“ an*).

Der dritte Jesuit, der dasselbe erzählt, ist Casalicchio; im *Utile col dolce* heifst es, cent. 2, dec. 5, arg. 9 (Ausgabe Venetiis, 1708, 275 ff.):

„Alle volte però è necessario, che la prudenza del giudice rimedii a quello, che la malitia di qualcheduno sarebbe per machinare contro l'innocente: come fece l'istesso Gran Turco, a cui essendo ricorso un Giudeo, acciò li facesse giustitia contro di un Christiano, al quale havendo egli prestato cinquecento scudi ad usura, et essendosi obligato l'istesso Christiano, in luogo di pagarli li venti per cento di farsi tagliare solo due oncie di carne dal proprio corpo dall' Hebreo stesso, hora il

---

*) Bei Delrius bezieht sich diese Note auf die bei Aeneas im 38. Kap. des 2. Buches (Helmstädt, 1700, 24) stehende Erzählung von dem Bauer in Wr. Neustadt, dem Friedrich III. durch einen klugen Rat wieder zu seinem verlorenen Hengste verhilft.

Christiano ricusava di stare al patto e di farsi tagliare ò strappare dalle sue membra le predette due oncie di carne: che perciò lo supplicava ad ordinare, che il Christiano osservasse il patto e senza replica si lasciasse tagliare la carne sudetta da dosso. Il che inteso dal Gran Signore e dispiacendoli l'iniquità del sudetto patto, sententiò in questa forma: ‚Horsù, io mi contento, che voi secondo il patto tagliate dal corpo del Christiano le due oncie di carne; ma avvertite a tagliarne due oncie, ne più, ne meno, perchè se giuste le due oncie non si ritroveranno nella bilancia, da adesso ordine, che vi sia mozzo il capo.' Il che inteso dall' iniquo Giudeo, non si fece altro et il Christiano restò assoluto totalmente dallo stare a così iniquo patto come anche da ogni altro interesse, che poteva pretendere da lui l'Hebreo per l'usura delli cinquecento ducati prestatigli."

Liebesgenufs verschlafen: Fabliau *Du chevalier, qui recovra l'amor de sa dame* (Montaiglon-Raynaud, VI, 142); Morlini, nov. 76; Basile, *Lo cunto de li cunti*, i. 3, t. 5; Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 166, 190 und 217; Köhler, *Kl. Schriften*, I, 317 ff.; Chauvin, V, 145.

Schlafzettel: Köhler bei Gonzenbach, II, 209 und 239; Köhler-Bolte in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, VI, 62.

Verkleidung als Mann: Chauvin, V, 96.

CXXXIX. Nach Caesarius von Heisterbach, 6, 2, S. 329 ff.

Mensa philosophica, 4, 40, S. 279 ff.; Sommer, n° 94.

CXL. Nach Caesarius von Heisterbach, 6, 26, S. 365.

Vgl. Pauli, n° 352. Den Zug, dafs der zuerst entgegenkommende gerichtet werden soll, stimmt mit der Anekdote von Alexander und dem Müller bei Valerius Maximus, 7, 3.

CXLI. Nach J. de Vitry, 52, n° 112.

Das Exempel hat den Stoff geboten zu der *Moralité de l'aveugle et du boiteux* von André de la Vigne (P. L. Jacob, *Recueil de Farces, Soties et Moralités*, 1859, 211 ff.).

Eine Anspielung auf die Schnurre findet sich bei Rabelais, *Pantagruel*, 3, c. 45: „Les dangiers se refuyent de moy, quelque part que je soye, sept lieues a ronde, . . . comme les maladies fuioyent à la venue du corps Sainct Martin à Quande.“ Der Kommentator der Ausgabe Amsterdam, 1725, Le Duchat, erzählt dazu, III, 242 ff. unsere Geschichte, jedoch ohne irgend eine Quelle anzugeben; er fährt fort: „C'est ce que disent toutes les vieilles légendes de S. Martin de Tours, tant latines que françoises: mais les nouvelles ont apparament supprimé ce conte, puis que dans une lettre de Boursaut à M. l'evêque des Langres il demande au prélat, s'il jamais entendu parle de cette histoire, qu'on lui a, dit-il, assuré, qui se trouvoit dans quelque légende. On trouve au reste l'origine de ce conte dans la parabole, par laquelle les Juifs veulent, que Judah le Saint, l'un de leurs docteurs du II. siécle fit comprendre à l'empereur Antonin le pieux, que l'ame et le corps seront punis conjointement pour s'être associez ensemble pour faire le mal.“ Wegen dieser Parabel verweist Le Duchat auf Basnage, *Histoire des Juifs*, l. 6, ch. 11; dort aber (Ausg. Rotterdam, 1706, IV, 1156) ist sie arg entstellt. Sie steht ursprünglich im Traktate *Sanhedrin*, Bl. 91^a ff. (Wünsche, *Talmud*, II, 3, 150 ff.). Das Tertium comparationis mit unserer Erzählung besteht lediglich in dem Zuge, dafs ein Blinder einen Lahmen auf die Schultern hebt; mit der Hauptsache unserer Erzählung, nämlich mit der Heilung wider Willen, hat sie nichts gemein.

Lahmer und Blinder: Österley zu *Gesta Romanorum*, n° 71; derselbe zu Kirchhof, *Wendunmuth*, 5, n° 124; Kurz zu Waldis, 4, n° 60. Weitere reichhaltige Literaturangaben bei Chauvin, II, 221, n° 13 und III, 52 ff.

CXLII. Nach J. de Vitry, 70, n° 162.

Ét. de Bourbon, 377, n° 434.

CXLIII. Nach Ét. de Bourbon, 384 ff., n° 445 und 446 = *Speculum morale*, 3, 7, 17, 1333 D.

Obwohl Ét. de Bourbon als seinen Gewährsmann J. de Vitry nennt, erzählt doch dieser etwas andres, wenigstens in Cranes Ausgabe. Dort heifst es, 82, n° 197:

„Von einem gierigen Priester, wenn man ihn so nennen darf, habe ich gehört, dafs er der Mutter eines jungen Mannes, die gestorben war, unter keiner Bedingung hat ein Begräbnis halten wollen, es sei denn, er werde vorher bezahlt. Und der Jüngling, der arm war, wufste sich nicht zu helfen. Nach vieler Kümmernis und Überlegung steckte er endlich zu Beginn der Nacht seine Mutter in einen Sack, band die Öffnung fest zu, lud ihn auf die Schultern und trug ihn zu dem Hause des Priesters und sagte: ‚Herr, Geld habe ich keines bereit, aber ich bringe Euch ein gutes Pfand, nämlich die Klumpen oder Knäuel Garn, die meine Mutter gesponnen hat, um daraus Leinwand zu weben'; mit diesen Worten warf er den Sack hin und ging weg. Der Priester rief seinen Gehilfen, trat fröhlich zum Sacke und sagte, als er das Haupt des Weibes befühlt hatte: ‚Da haben wir ein gutes Pfand, wie immer es auch sonst bestellt sein mag: der Knäuel, den ich befühlt habe, ist sehr grofs und ein hübsches Stück Geld wert.' Da er aber den Sack öffnete, geschah es, dafs ihn die Beine der Alten, die der Sohn zurückgebogen hatte, mit Wucht an der Brust trafen. Bestürzt und, als er den wahren Sachverhalt merkte, vor Schrecken entsetzt, begrub er den Leichnam in arger Verstörtheit. Der habgierige Gauner hat es verdient, also begaunert zu werden."

Auf dieser Version beruht Pauli, n° 598. Vgl. auch Luscinius, *Ioci ac sales*, 1524, n° 196 = Gastius, *Convivales sermones*, 244: *Rusticus excommunicatus a sacerdotibus comeditur*, deutsch bei Sommer, n° 47; Hulsbusch, *Sylva*, 289: *Non potuit quidam sepeliri, sed incorporatur;* Bandello, *Novelle*, p. 3, n° 25: *Giovanni Maria Visconti, secondo duca di Milano, fa interrare un parrocchiano vivo, che non voleva seppellire un suo popolano, se non era dalla moglie di quello pagato.* *)

CXLIV. Nach Thomas von Chantimpré, *Bonum universale de apibus*, 2, 36, 2 = Herolt, *Promptuarium exemplorum*, I, 30 = *Magnum speculum exemplorum*, 102.

J. de Vitry, 103 ff., n° 247.

*) Tomaso Garzoni, der im *Hospidale de' pazzi incurabili*, disc. 20 (Ausg. Venezia, 1605, 63) diese Geschichte nach dem Mailänder Historiker Corio erzählt, bezieht sie auf Bernabò Visconti.

CXLV. Nach Caesarius von Heisterbach, 10, 35, S. 623 ff.

Gottesurteil wider den Rückfälligen: *Speculum morale*, 3, 10, 24, 1455 B; Pauli, n° 227; Landau, *Quellen*, 128 ff.

CXLVI. Nach Caesarius von Heisterbach, 10, 61, S. 638.

Ring im Fische wiedergefunden: Pauli, n° 635; Clouston, I, 398 ff.; Wünsche, *Die Sage vom Ring des Polycrates in der Weltliteratur* in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, 1893, n° 179, 188, 185 und 188; Köhler, *Kl. Schriften*, II, 209; Chauvin, V, 17; Wünsche, *Aus Israels Lehrhallen*, II, 1908, 11 und 12.

CXLVII. Nach Caesarius von Heisterbach, 3, 16, S. 115 ff.

Poggio, der in der 107. Facetie etwas ähnliches erzählt, gibt auch, minder schamhaft, die Antwort wieder, die der Teufel, der sich bei ihm nachher in einen häfslichen Mann verwandelt hat, erhält: „Ut lubet, et ego tibi culum maculavi.“ Ungefähr ebenso ist wohl auch hier zu ergänzen.

CXLVIII. Nach Wright, 69, n° 76 = Bromyard, A, 27, 41.

Pauli, n° 176; *Schimpff vnnd Ernst*, 1545, Bl. 74^b; *Schertz mit der Warheyt*, 1550, Bl. 69^b, 1563, Bl. 73^b; Melander, deutsch, II, 126, n° 127.

CXLIX. Nach J. de Vitry, 92 ff., n° 223.

Vinc. Bellovacensis, *Speculum historiale*, 7, 100, S. 258; Mussafia, *Studien*, I, 13 u. ö.

CL. Nach J. de Vitry, 131, n° 313.

Bei Josephus Flavius, *Antiquitates Judaicae*, II, 9, 7, wo sich die Geschichte anscheinend zum ersten Male findet, kommt von einer Probe, ob Moses etwa aus kindlicher Einfalt gehandelt habe, nichts vor, sondern Thermuthis reifst Moses weg und der König wird durch Gott, der das Heil von Moses bewahrt, besänftigt.

Ähnlich wie Jakob von Vitry erzählt auch Vincent von Beauvais im *Speculum historiale* 2, 1, S. 47. Die Geschichte ist eine rabbinische Legende, die auch in den Korankommentar Baïdâwis übergegangen ist (Wünsche, *Aus Israels Lehrhallen*, I, 65, 93 und 166).

CLI. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 12, S. 217.

Ähnlich ist eine singhalesische Erzählung bei Steele, *Kusa Jâtakaya,* 1871, 256: *How to outwit a thief.*

CLII. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 22, S. 239.

Sommer, n° 85.

CLIII. Nach der *Mensa philosophica,* 4, 23, S. 242.

Die erste und die dritte der hier vereinigten Episoden finden sich in dem Prosaromane *Merlin* von Robert de Boron (hg. von G. Paris et J. Ulrich, Paris, 1886, I, 48 ff.), die erste auch schon in der *Vita Merlini* von Geoffroi von Monmouth *).

Das Wort *Daemoniacus,* dessen Übersetzung durch „Ein Besessener" vielleicht nicht ganz seinem wirklichen Sinne entspricht,

---

*) Die Verse der *Vita Merlini,* worin Merlin den Grund für sein zweimaliges Lachen angibt, lauten (San Marte, *Die Sagen von Merlin,* 1853, 287 ff.):

„Janitor ante fores tenui sub veste sedebat
Et, velut esset inops, rogitabat praetereuntes,
Ut largirentur sibi, quo vestes emerentur:
Ipsemet interea, subter se denariorum
Occultos cumulos, occultus dives habebat.
Illud ego risi: tu terram verte sub ipso,
Nummos invenies servatos tempore longo.
Illinc ulterius versus fora ductus, ementem
Calciamenta virum vidi, pariterque tacones,
Ut postquam dissuta forent usuque forata,
Illa resarciret primosque pararet ad usus.
Illud item risi, quoniam nec calciamentis
Nec superaddet eis miser ille taconibus uti,
Postmodo compos erit: quia iam submersus in undis
Fluctuat ad ripas: tu vade videre, videbis."

Im Hinblicke auf diese Stelle und die entsprechende in *Merlin* Roberts de Boron lese ich im Texte der *M. ph. sotulares pariter et tacones* statt ***sotulares pariter et capones.***

scheint den Schlufs zuzulassen, dafs der Kompilator dieses Teiles der *Mensa philosophica* entweder direkt auf Robert de Boron oder auf dieselbe Volksüberlieferung wie dieser zurückgeht und nur gekürzt hat. So antwortet z. B. Merlin auf die Frage um den Grund seines erstmaligen Lachens bei Robert de Boron: „Pour che vilain que vous veés chi. Ore li demandés que il veut faire de che cuir que il em porte, et il vous dira que il en vauera ses sollers affaitier. Et vous le sivrés, et je vous di que il sera mors avant que il viegne en sa maison."

Wohl nur zu dem Zwecke, die Dreizahl zu erfüllen, hat der Kompilator der *M. ph.* die Episode von dem kleinen Diebe, der den grofsen zum Galgen führt, eingeschoben, die in letzter Instanz auf die ciceronische Geschichte von Alexander und dem Seeräuber zurückgeht. Er mag sie schon für seine Absicht vorgerichtet, d. h. mit dem Lachmotive verbunden, vorgefunden haben, heifst es doch im *Speculum morale*, das ja nur ältere Quellen auszieht, 3, 4, 5, 1155 C:

„Sed quandoque magni fures, tyranni et praepositi judicant minores fures et ducunt ad suspendium. Sicut quidam philosophus dixit Atheniensibus, cum quaereretur, quare rideret, videns praepositos villae ducentes parvum latrunculum pro parvo forefacto ad suspendium: ‚Rideo,' inquit, ‚quia magni latrones parvum ducunt ad mortem'."

Ebenso ebendort 3, 7, 10, 1291 C, in den *Gesta Romanorum*, 502, c. 144, und im *Dialogus creaturarum*, 224, d. 79.*)

Sehr merkwürdig ist die Verwandtschaft des ganzen Passus im *Merlin* Roberts und in unserer Erzählung mit einer rabbinischen Legende, die in dem vor 400 n. Chr. entstandenen talmudischen Traktate *Gittin*, 68ᵃ ff. steht. Die Stelle Merlins oder des Daemoniacus wird hier von Aschmedai, dem Könige der Dämonen,

---

*) Vgl. ferner eines der Sirventes von Peire Cardenal (Anfang des 13. Jahrhunderts), dessen italiänische Übersetzung bei (G. Galvani), *Novellino provenzale*, Bologna, 1870, 181 lautet:

„Se un pover uomo un zipol porta via,
Fia detto ladro e andrà col capo chino,
Se un ricco invola merci sulla via,
Se ne tiene da più che Costantino:
S'impende un ladroncel per una vetta,
E impendel tal che già rubò un ronzino:
Dunque Dritto non val Giustizia retta,
Se il ladron strozza il ladroncel meschino."

vertreten, der, durch List gefangen*), vor Salomo gebracht werden soll: Auf dem Wege zu Salomo weint er, als er eine Hochzeit sieht, lacht, als sich jemand ein Paar dauerhafte Stiefel bestellt, und lacht, als einer Zauberei treibt. Später entspinnt sich zwischen Benajahu, dem Fänger Aschmedais, und diesem ein Gespräch, das (Wünsche, *Talmud*, II, 1, 182) lautet: „Warum weintest du . . ., als du jene Hochzeit sahst? Antwort: Weil der Mann in drei Tagen sterben und die Frau 13 Jahre auf die Leviratsehe warten sollte. Warum lachtest du ferner über jenen Mann, der zu einem Schuhmacher sagte: Mache mir Schuhe, die sieben Jahre halten? Antwort: Weil er nicht sieben Tage mehr leben sollte und Schuhe für sieben Jahr verlangte. Warum lachtest du endlich über jenen Zauberer, welcher Zauberei trieb? Weil er auf dem Schatze des Königs safs und durch Zauberei herbeizubringen vorgab, was er doch unter sich hatte."

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Episoden im Romane *Merlin* und der 1. Novelle der 4. Nacht in Straparolas *Piacevoli notti* — hier ist es ein Satyr, dessen Lachen in seiner höhern Erkenntnis begründet ist — ist von F. W. Schmidt bis G. Rua mehrfach untersucht worden; hingegen ist noch nicht darauf hingewiesen worden, dafs das zweite Lachen des Satyrs und des Daemoniacus denselben, nicht im *Merlin* vorkommenden Grund haben (der grofse Dieb hängt den kleinen) und dafs auch das erste Lachen des Satyrs mit dem dritten des Daemoniacus übereinstimmt. Das letzte Mal lacht der Satyr, weil die Hofdamen der Königin in Wirklichkeit verkleidete Männer sind; dazu sind aufser dem alten Romane von Merlin noch verschiedene orientalische Erzählungen heranzuziehn, wo das mit höherer Erkenntnis begabte lachende Wesen ein Fisch (oder eine Nachtigall) ist. Benfey hat nicht nur auf Somadewa, sondern auch auf das *Sukasaptati* hingewiesen und konstatiert, dafs sich das Motiv sowohl im persischen, als auch im türkischen *Tuti Nameh* findet; vgl. Boltes Zusammenstellung bei Wetzel, *Die Reise der Söhne Giaffers*, 1896, 216. — Zu den dortigen Nachweisungen

---

*) Aschmedai wird trunken gemacht, indem sein gewohnter Brunnen mit Wein gefüllt wird, sodafs er einschläft. Merlin schläft auf Bier ein, das ihm zugleich mit Speisen vorgesetzt wird. Der Satyr in der sofort zu erwähnenden Novelle Straparolas erhält in Wein getauchtes Brot, sodafs er trunken einschläft. Vgl. weiter Benfey, *Kl. Schriften*, III, 145.

kommt noch J. Hinton Knowles, *Folk-tales of Kashmir*, 1888, 484 ff. (Köhler, *Kl. Schriften*, II, 605).

Drei moderne Volksmärchen erwähnt G. Rua im *Giornale storico*, XVI, 235 ff.

Ein sehr häufig vorkommender Zug ist es, dafs einundderselbe Anlafs bei dem ihn erfassenden gleichzeitiges Lachen und Weinen erzeugt; vgl. die bei Chauvin, II, 172, V, 135 und VII, 129 angegebene Literatur, aufserdem Wünsche, *Talmud*, I, 364 und II, 1, 219 und v. d. Leyen, *Indische Märchen*, 159 ff.*)

CLIV. Nach Herolt, *Sermones discipuli de tempore*, sermo 84, N.

Vgl. meine Noten zu Bebel, 3, n° 137, (II, 144); ferner Bromyard, G, 1, 15; Mathesius, *Historien, von des Ehrwirdigen ..... Doctoris Martini Luthers, anfang, lehr, leben vnd sterben*, 1566, XII (Neudruck, 2. Aufl., 1906, 281); Wünsche, *Talmud*, I, 456 ff.

---

*) Die an dieser Stelle aus Cowell, *Jātakas*, I, n° 18 erwähnte buddhistische Geschichte hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Pauli, n° 467.



Verzeichnis der benutzten Autoren.

Die Zahlen geben die Nummern der Stücke an.

Index.





